

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 39 (1985)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Fontane Blätter

1985/1

Band 6, Heft 1
(Heft **39** der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31782
ISSN 0015-6175

HINWEISE FÜR DIE AUTOREN VON MANUSKRIP TEN

Wir bitten,

1. Name und Anschrift auf dem Manuskript zu notieren, dazu eine kurze Angabe zur Person (Institution) für ein Autorenverzeichnis;
2. alle Manuskripte in zweifacher Ausfertigung einzusenden, Umfang: max. 25 Maschinenseiten zu 60 Anschlägen pro Zeile, 30 Zeilen pro Seite (breiter Rand);
3. Anmerkungen mit den Fußnoten gesondert hinzuzufügen, diese fortlaufend zu zählen und bei Rückverweisen diese nicht mehr mit a. a. O. zu kennzeichnen, sondern mit Kurztiteln zu arbeiten – ggf. auf eine wichtige Anmerkung weiter oben zu verweisen (Ziffer).
4. Hervorhebungen im Text werden *kursiv* wiedergegeben, im Manuskript sind diese Passagen durch Unterstreichung zu kennzeichnen.
5. Erstkorrektur lesen die Autoren selbst. Änderungen auf dem Umbruch, die über das Berichtigten von Satzfehlern hinausgehen (oft das Neusetzen mehrerer Zeilen erfordern), können den Autoren berechnet werden.

Wir danken für das Beachten dieser Vorgaben: erleichtert wird dadurch die Arbeit der ehrenamtlich arbeitenden Redaktion.

1985/1

Band 6, Heft 1
(Heft **39**
der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31782
ISSN 0015-6175

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 39

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- Christa Schultze: Ein Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Karl August Varnhagen von Ense aus dem Jahre 1852 3
- Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Frederick Betz und Jörg Thunecke (Teil II, Forts. aus Heft 38) 7

Werkdiskussion – Werkinterpretation

- Karl Richter: Lyrik und geschichtliche Erfahrung in Fontanes späten Gedichten 54
- Ronald Speirs: „Un schlimm is eigentlich man bloß das Einbilden“: Zur Rolle der Phantasie in „Irrungen, Wirrungen“ 67
- Peter Wruck: „Viel Freund, viel Leid. Irrungen, Wirrungen. Das alte Lied.“ 79

Bericht – Rezension – Bibliographie

- Otfried Keiler: Fontane-Kolloquium in Bad Homburg (1984) 97
- Charlotte Jolles: Theodor Fontane. 3. durchgesehene und ergänzte Auflage, Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1983. XIII, 165 S. (Sammlung Metzler. M 114) / Rez. Joachim Krueger 105

- Rose Aggeler: Theodor Fontane. — Salzburg: Andreas 1983. 304 S. (Die großen Klassiker. Literatur der Welt in Bildern, Texten, Daten.) (Rez. Peter Schaefer)	107
- Theodor Fontane: Gedichte. Ausgewählt von Friedhelm Kemp. — München: Schumacher-Gebler 1982. 97 S. (Bibliothek SG.) / Rez. Joachim Krueger	111
- Auswahlbibliographie: April bis September 1984. Bearbeiter: Helga Breithaupt (Handschriften) und Peter Schaefer (Literatur)	113
- Beilage: Bandverzeichnis für Band 5	I-V

Christa Schultze (Berlin)

Ein Briefwechsel zwischen Th. Fontane und K. A. Varnhagen von Ense aus dem Jahre 1852

I.

1967 veröffentlichten wir an diesem Ort einen Brief Karl August Varnhagen von Enses an Fontane vom 11. Februar 1852¹. Bereits damals konnte vermutet werden, daß diesem Brief Varnhagens ein Schreiben Fontanes vorausgegangen war, wies doch L. Sterns 1911 verfaßte Aufstellung der Varnhagen von Enseschen Sammlung in der Berliner Bibliothek einen Brief Fontanes aus dem Jahre 1852 aus². Inzwischen ist die während des letzten Krieges ausgelagerte „Sammlung Varnhagen“, deren Verbleib vor 18 Jahren noch unbekannt war, wieder verfügbar. Wir verdanken der Biblioteka Jagiellońska in Krakau eine Fotokopie des Briefes, die sie dem Fontane-Archiv Potsdam zur Verfügung stellte. Diese Fotokopie dient dem nachfolgenden Erstdruck als Grundlage.

Der Brief stellt klar, was 1967 noch ungewiß war, daß es sich bei der ersten „Attacke“, die Fontane auf Varnhagen unternahm (eine zweite lehnte er – dieses Wort gebrauchend – ab)³, um keine Visite, sondern eben um diesen Brief handelte. Fontane hatte im ersten Februardrittel 1852 bei seinem Besuch in Dessau von Wilhelm Wolfsohn den Auftrag übernommen, bei Varnhagen vorstellig zu werden, damit dieser kraft seines Ansehens in literarischen und Verlegerkreisen dem Königsberger Schriftsteller und einstigen Redakteur des liberalen „Königsberger Literaturblattes“ (1841 bis 1845), Alexander Jung, bei der Veröffentlichung des Werkes „Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts“ behilflich sei. (Das Buch erschien allerdings erst zwei Jahre später durch Vermittlung von Karl Rosenkranz.)

Fontanes Urteil über Jungs Manuskript möchten wir auch hier nicht vor-enthalten; er schrieb Ende März 1852 an Wolfsohn: „Der arme A. Jung, in dessen Situation ich mich hineinversetzen kann, tut mir in der Seele leid; – aber andererseits, wie kann man heutzutage *solche* Bücher machen! Man muß sich schon Zeit nehmen, um die ‚Wanderjahre‘ des großen Meisters zu lesen, über die pietätreichen Kommentare des Schülers geht die Welt zur Tagesordnung über. Wenn wir den nächsten großen Krieg hinter uns haben und die von Strapazen und Blutverlust müdgewordene Menschheit sich wieder auf ein 30 Jahre langes Ruhebett wirft, mag Jung sein Manuskript zum *zweiten* Mal in die Welt schicken. Es ist nicht lieb-loser Spott, was ich schreibe; – es ist nur die Wahrheit.“⁴

Zum besseren Verständnis legen wir hier nicht nur Fontanes bisher ungedruckten Brief an Varnhagen von Ense vor, sondern auch dessen einen Tag später geschriebene bereits bekannte Antwort, deren Original sich als Dauerleihgabe der Deutschen Staatsbibliothek Berlin im Fontane-Archiv Potsdam befindet. Hinsichtlich der Einzelheiten dieses nur einmaligen Briefwechsels verweisen wir jedoch auf die Kommentare unserer Publikation

von 1967. Der in Varnhagens Antwort erwähnte, von ihm verfaßte fingierte „abgerissene Schluß eines Briefes“, der Berliner und anderen Orts ansässige Verleger bei der Veröffentlichung von Jungs Werken beeinflussen sollte, ist nicht überliefert.

II.

Theodor Fontane an Varnhagen von Ense

Dienstag.

Louisenstraße 35.

Hochgeehrter Herr.

Dr. Wolfsohn der, während meiner Anwesenheit bei ihm, mich beauftragt hat die Versicherungen seiner unbedingten und fortdauernden Verehrung gegen Sie auszusprechen, hat mich gleichzeitig gebeten, im Interesse *Alexander Jung's*, dessen neustes Buch „Ueber Goethes Wanderjahre“ noch immer als Manuskript umherirrt, einige Empfehlungs-Zeilen von Ihnen zu erbitten. Der Werth des Buchs und fast mehr noch die gedruckten Verhältnisse des Verfassers, machen mich im Voraus überzeugt, daß Sie dem ausgesprochenen Wunsche willfahren und dadurch – wie ich nicht bezweifle – ein Buchhändler Herz erweichen werden.

Mit ausgezeichnete Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Th. Fontane

B. den 10^{ten} Februar 52.

K. A. Varnhagen von Ense an Th. Fontane

Hochgeehrtester Herr Doktor!

Sie haben mir gütigst einen Wunsch des Herrn Dr. Wolfsohn eröffnet, den ich zu erfüllen sogleich herzlich gern bereit war, aber dabei im Zweifel stand, in welcher Weise dieses am schicklichsten geschehen könnte. Das Manuskript des Werkes, das ich empfehlen soll, ist mir ganz unbekannt, und ich würde von demselben, wenn es auch zur Hand wäre, kaum nähere Kenntnis nehmen können, da meinen leidenden Augen das Lesen von Manuskripten überaus beschwerlich wird. Über Nacht fiel mir ein, daß der abgerissene Schluß eines Briefes die bequeme Form böte, mit guter Art alles das harmlos auszusprechen, was dem nächsten Zwecke förderlich sein könnte, und was zu sagen ich unter den waltenden Umständen auch in Wahrheit verantworten kann. Ein solches Blatt bin ich so frei Ihnen in der Anlage ergebenst zu überreichen, mit der gehorsamsten Bitte, solches, im Fall es Ihre Billigung hat, mit meinen besten Grüßen dem Herrn Wolfsohn zu senden, der dann sein Heil damit versuchen möge! – Die traurige Lage des Herrn Dr. Jung in Königsberg bekümmert mich sehr, und schon seit Jahren sinne ich mit andern Freunden desselben vergebens, auf welche Art ihr abzuhelpen, sie wenigstens zu erleichtern sein möchte; die örtlichen und

persönlichen Verhältnisse, die Zeitläufte, ja sein Talent selbst, alles ist für ihn ungünstig gestellt, und sein ernstes würdiges Streben, sein edler tapfrer Eifer, mühet sich ertraglos ab. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn meine armen Worte dem Buche, auf welches er seine fast letzte Hoffnung gesetzt, irgendwie zur baldigen Erscheinung verhelfen könnten. Ihnen und Herrn Wolfsohn würde ich dann dafür dankbar verpflichtet sein, mir die Gelegenheit dazu dargeboten zu haben! —

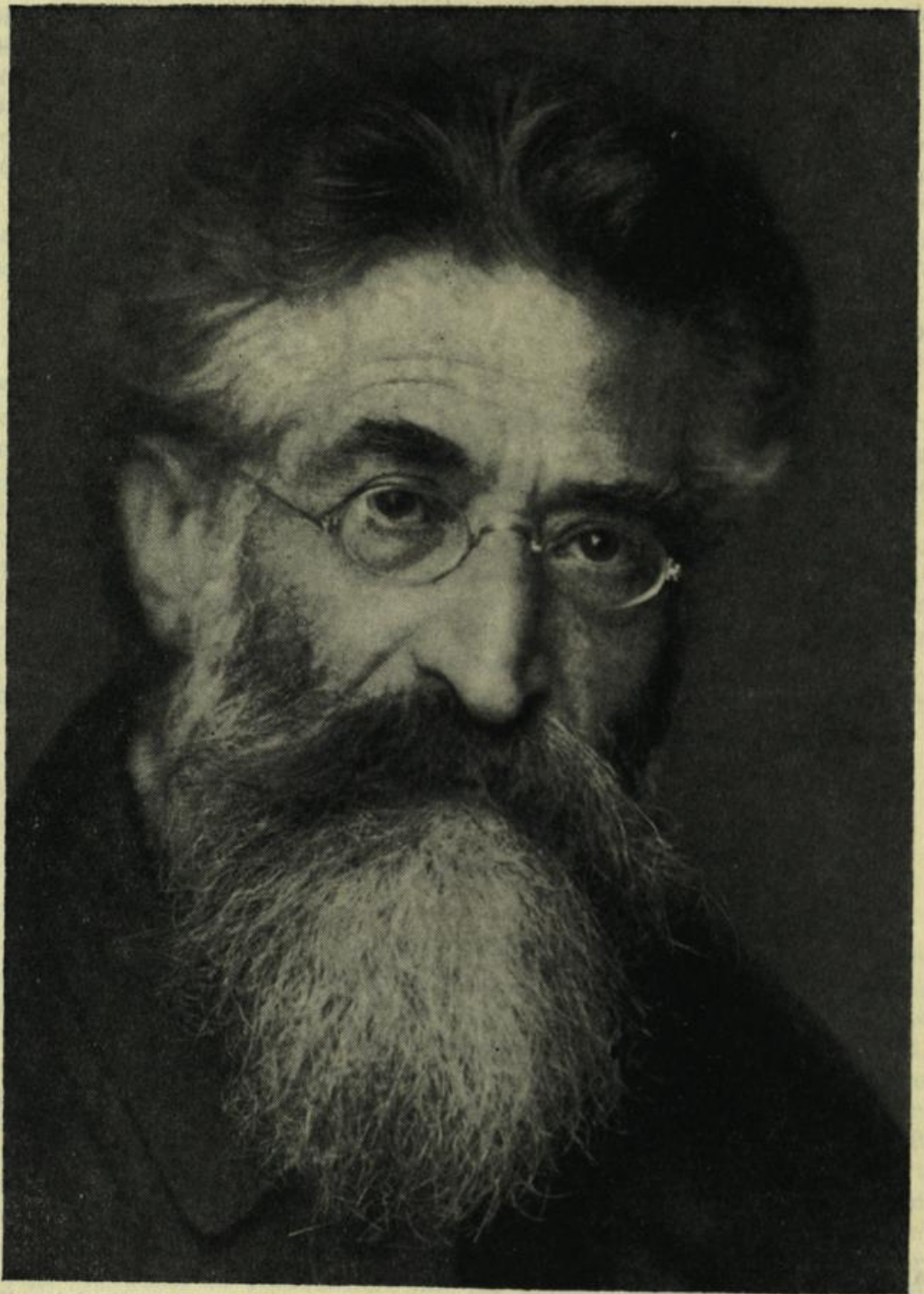
Mit ausgezeichnete Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren Euer Wohlgeboren ganz ergebener

Varnhagen von Ense.

Berlin, den 11. Febr. 1852.

Anmerkungen

- 1 Christa Schultze, Theodor Fontane und K. A. Varnhagen von Ense im Jahre 1848 (mit einem Brief Varnhagens an Fontane vom 11. Februar 1852). In: Fontane-Blätter, Bd. 1, Heft 4 (1967), S. 147.
- 2 L. Stern, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Berlin 1911, S. 228, Nr. 59.
- 3 Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn, Berlin 1910, S. 96.
- 4 Ebd., S. 98.



Portrait of the author, taken in 1900. The author was then 70 years of age. He was born in 1830 in the town of ...

Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts.

Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Frederick Betz und Jörg Thunecke (Teil II), Fortsetzung von H. 38, S. 507–560

Nr. 30

Berlin 14. Januar 90
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ihre Rührigkeit bewundere ich²⁹². Kaiser Wilhelm II. wird Typ der Gesellschaft²⁹³: nun auch noch ein Vortrag²⁹⁴, was vor, mit und nach 40 in meinen Redneraugen immer was bedeuten will.

Frau und Tochter wollen die Korrektur²⁹⁵ übernehmen und werden es auch am besten machen, sie bringen die Liebe zur Sache mit und das Berliner Ohr in Bezug auf die Dialektstellen. Und was die Hauptsache, ich sitze immer in der Nebenstube und kann befragt werden.

Also nur zu, und Schicksal nimm Deinen Lauf²⁹⁶.

Zu gleicher Zeit will E. Dominik mit einer Gesamtausgabe in Heften beginnen und L'Adultera soll den Reigen eröffnen²⁹⁷. Einige werden sagen: der alte Kerl ist verrückt geworden.

Aber sei es drum. Was wird nicht alles gesagt. Ihnen einen großen Erfolg an alter Stätte wünschend,

in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 31

Berlin 30. Januar 90
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Stephany will nächsten Sonntag 5^{1/2} bei uns essen²⁹⁸. Es wäre nett und liebenswürdig, wenn auch Sie uns erfreuen wollten. Sie finden (denke ich) noch ein paar Bekannte²⁹⁹. Ihrer geneigten (hoffentlich zustimmenden) Antwort entgegensehend³⁰⁰,

in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 32

Sonnabend,
22. März 90

Ich bin müde, aber meine Müdigkeit würde von mir abfallen und ich würde sprechen wie die Jünger am ersten Pfingsttag, wenn ich wirklich was Apartes zu sagen hätte³⁰¹: aber alles was ich über B.³⁰² beibringen kann, ist ganz altes Zeug, was in den letzten 14 Tagen 150 Mal gesagt worden ist: Gigant, der mit einem Male klein wurde, stellenweise ganz klein³⁰³. Mystisch phantastisch ließe sich der Sache beikommen, wenn man schilderte, wie Kaiser Friedrichs Geist ihn verfolgt³⁰⁴ und ihm beständig ins Ohr ruft: „Du gabst vor, als ich schon todt war, mich rächen und die Heiligkeit der Krone wahren zu wollen, — du wolltest nicht *mich* rächen. Du wolltest *Deine* kleine Rache.“³⁰⁵ aber so was zu schreiben, dazu habe ich nicht Talent und nicht Courage genug.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 33

Berlin 1. April 90
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für den „Villenhof“³⁰⁶. Sobald ich kann, ziehe ich in ihn ein, spätestens zum Sommer, wo ich ein besserer Leser bin als jetzt³⁰⁷. Denn „Vormittags Arbeit und Nachmittags Wrack“ ist Winter-Devise, wenigstens für Ihren Jubelgreis.

Th. Fontane.

Ihre beiden letzten Artikel in „Deutschland“ über Zola's Roman³⁰⁸ und „Was wir nicht wollen“³⁰⁹ haben mir *sehr* gefallen.

Th. F.

Nr. 34

Berlin 11. April 90
Potsd. Str. 134.c.

Ich mag den dicken Brief³¹⁰ nicht noch 'mal aufmachen und spendire lieber eine neue Marke.

In meinem Fabelthier (Monstrum) von Aufsatz³¹¹, kommt auch eine Stelle vor die sich, citirend, bis zu dem Berolinismus steigert: „Nein, Rieke, alleweile keinen Tee nich.“³¹² Sie werden mir darin beipflichten, daß man so was Tolles unter Umständen ganz gut sagen, ja, gerade weil es etwas Tolles, eine besonders kräftige Wirkung damit erzielen kann. Aber ich zweifle doch mehr und mehr, daß die Sache so glücklich für mich liegt. Taugt nun das Ganze nichts oder steht es furchtbar auf der Wippe, so

kommt die Geschichte durch solchen witzig sein sollenden Cynismus natürlich sicherlich zu Fall, liegt es aber günstiger, so wollte ich nur hervorgehoben haben, daß ich jeden Augenblick bereit bin, diese Stelle, und wenn gewünscht auch andre, zu streichen³¹³.

Wie immer Ihr

Th. F.

Von den Aufsätzen der letzten „Deutschland“ Nummer habe ich bloß den Schluß über „Familie Selicke“³¹⁴ gelesen; alles ganz gut, aber zu feierlich.

Nr. 35

Brotbaude
bei Krummhübel
(Riesengebirge)
14. Sept. 90

Hochgeehrter Herr.

Der „Strump“ drückt mich nicht mehr³¹⁵ und bis nach Takoma³¹⁶ und Mpwapwa³¹⁷ hin kann die Welt erfahren, daß ich der Verfasser bin³¹⁸. Nachlesen thut es niemand mehr und im Uebrigen muß mein Trost sein: pas comprendre c'est pardonner³¹⁹.

Und nun der Beitrag! Wie gerne käme ich Ihrem freundlichen Wunsche nach, aber ich habe nichts und kann auch nichts in Eile schaffen³²⁰. Die glückliche Gabe so rietsch ratsch was auf die Leinwand zu werfen, habe ich nicht im Geringsten, „immer langsam voran.“³²¹ Alle Vierteljahr fliegt einem so mal die Lust an: „ja, das möchtest du schreiben“ und stünde da wer hinter einem und nehme einen mit einem „her da mit“ beim Wort, so ging' es, aber Lust und Gelegenheit fallen bekanntlich selten zusammen.

Für Ihre Lindau-Artikel*³²² danke ich Ihnen, — Sie und Brahm³²³ haben das allein Richtige gesagt: die Tugend und Gesinnungsheuchelei der Menschen ist schrecklich³²⁴. In 8 oder 9 Tagen sind wir wieder in Berlin. Ergebenste Empfehlung an Frau Gemahlin

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

* Auch den kl. Artikel über die „Nepomuk-Brücke“ in der Vossin³²⁵ mit Vergnügen gelesen.

Nr. 36

Brotbaude
bei Krummhübel
(Riesengebirge)
18. Sept. 90

Hochgeehrter Herr.

In der Nacht ist mir eingefallen, daß ich Ihnen doch eine Arbeit hätte zur Verfügung stellen können und zwar einen kolossal langen Aufsatz (5 oder

6 Kapitel)³²⁶ über den jüngst verstorbenen Wilhelm Gentz³²⁷, meinem Ruppiner Landsmann³²⁸, mit dem ich Wand an Wand geboren bin, glücklicherweise nicht zur selben Stunde.

Handelt es sich nun sachlich um etwas kurz Novellistisches, so können Sie den Aufsatz natürlich nicht brauchen, handelt es sich aber (Pardon für die eitle Erwägung dieser Möglichkeit) unsachlich und rein persönlich darum, daß ich in der Probenummer³²⁹ mit aufmarschiere, so würde Wilhelm Gentz sehr gut passen und selbst seine „Lengde“³³⁰ nicht viel schaden. Ich schreibe noch von hier aus, weil die Behandlung der Frage nach ein paar Tagen schon zu spät kommen würde.

Ihre Antwort kann ich bis Sonnabend³³¹ haben, wenn keine, so nehme ich an, daß es nicht geht.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 37

Brotbaude
bei Krummhübel
(Riesengebirge)
21. Septemb. 90

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für so liebenswürdige Zeilen; daß Sie nebenher angenehm für Gaumen und Zunge sind, versteht sich von selbst, — bei Ihnen wird immer ein frisches Faß angestochen und ohne prickelndem Schaum giebt es nichts. „Das beste Bier im ganzen Nest etc.“³³²

Sehr bald nach Eingang dieser Zeilen wird Ihnen auch das W. Gentz-Manuskript³³³ zugehn. Ich bin ganz sicher, daß es Ihnen gefallen wird, auch dann noch, wenn Sie's um mehrere Kilometer zu lang finden sollten; — seine Knabengeschichte, dann am Schluß die Charakteristik des Menschen und Künstlers, alles von ihm selbst herrührend, muß Ihnen zusagen; in seiner Schlichtheit und Wahrhaftigkeit hat es seinerzeit auf mich einen Eindruck gemacht, *das* nenn' ich Autobiographie³³⁴, keine Spur von eitler Selbstbespiegelung.

Ihre Charakteristik der gesamten Lindau-Frage³³⁵, speziell die Differenz zwischen Ihrer und Brahm's Auffassung der Sache, hat mich höchlichst interessirt³³⁶. Aber können Sie sich denken, daß ich Ihnen *Beiden* Recht gebe! Ihre Stellung ist besser, aber Brahm's ist noch ein bischen richtiger³³⁷. Darüber mündlich. Was die Artikel über die Kunstaussstellung³³⁸ und speziell über die Preisverteilung³³⁹ angeht, so meinen wir hier, daß beide von Ihnen herrühren oder Sie haben schon stark Schule gemacht; was ich bei dieser Gelegenheit aber nicht glaube. Stil, Schlagfertigkeit, Witz, alles Fritz Mauthner³⁴⁰. Und dazu die Kenntniß der Wiener Personen³⁴¹.

In vorzügl. Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

Nr. 38

Sonntag

28. Sept. 90

Es thut meiner Dankbarkeit keinen Eintrag, wenn ich die Broschüre³⁴² kolossal langweilig finde; es rückt nicht von der Stelle; alles ist Interpretation der bekannten Briefe, womit die Campagne begann und dazu Mehring³⁴³, nachdem er einem vor 6 Wochen das Material gegeben³⁴⁴, nun auch noch, in ewiger Erneuerung, den Beweis geben will: dies Material sei Pulververschwörung etc.³⁴⁵, — das verdrießt einen zuletzt. Man soll Geschworener sein und will sich nicht immer zuflüstern lassen, daß man durchaus die Schuldfrage bejahen müsse³⁴⁶.

„Haubenlerche“-Kritik³⁴⁷ sehr hübsch, besonders die erste Hälfte³⁴⁸, auch das über den Blumenthalschen Witz, seine Meisterschaft und seine Schädigungen³⁴⁹.

Der arme Harden thut mir leid³⁵⁰; man fragt natürlich „wie heißt“³⁵¹. Und es ist schade, denn er ist in seiner Art sehr gut, nur spielt er zu andauernd auf *einer* Seite, so daß man sich schließlich nach was ganz Trivialem und Hausbacknem ordentlich sehnt³⁵².

Gleich zu Anfang über die „Rindvieh“ Stelle³⁵³ habe ich herzlich lachen müssen. Wie immer Ihr treu ergebenster
Th. Fontane.

Die Figur des Provinzials in „Bolero“, der sich freut, daß er in Berlin alles *wirklich* kolossal langweilig finden darf³⁵⁴, ist ausgezeichnet.

Nr. 39

Berlin 31. Okt. 90

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ich habe Ihnen so oft leise vorgeklagt, daß „Deutschland“ Mauthner sei, nur Mauthner, was bei allem Respekt vor dem modernen ‚l'état (‚Deutschland“) c'est moi‘ doch auf die Dauer nicht gut ginge³⁵⁵, — so oft vorgeklagt, daß ich ordentlich glücklich bin, angesichts der heutigen Nummer³⁵⁶ mal was andres sagen zu können. Alles liest sich gut, das aus Halle (L. S.)³⁵⁷, Zur Eminfrage³⁵⁸, Zur Nationalökonomie des Talents³⁵⁹, des F. Mschen zu geschweigen³⁶⁰, das immer nett ist. In Rob. Hessen's Aufsatz³⁶¹ stört mich nur das Eintreten für Wilh. Jordan³⁶²; Jordan ist ein großes Talent, aber seine Stücke können mir gestohlen werden³⁶³.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl, Ihr
Th. Fontane.

Nr. 40

Berlin 15. Novb. 90
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Haben Sie herzlichen Dank. Das bloße Daraufzurückkommen ist schon eine That und nun *so!* Und dazu der „alte Fontane“³⁶⁴. Der verstorbene Julius Faucher³⁶⁵, ein kolossal kluger Kerl (leider Lump nebenher)³⁶⁶ sagte mir mal: das Höchste was man in Berlin erreichen könne, sei die Bezeichnung „der alte“. Es liegt was Wahres drin³⁶⁷, was ich nicht sagen dürfte, wenn es nicht neben dem „alten Wilhelm“ auch den „alten Wrangel“ gäbe³⁶⁸.

Sehr geglückt ist Ihnen auch die Sudermann-Besprechung³⁶⁹, in vielen Stücken, namentlich auch darin, daß Sie den Unsinn widerlegen, er sei bloß Hinterhäuser³⁷⁰. Aber der Berliner ist immer glücklich, wenn er solch zugespitztes Wort hat, womit er dann Unfug treibt.

Wie immer Ihr
Th. F.

Nr. 41

Berlin 16. Novb. 90
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Das Brautpaar Paul und Paula³⁷¹ will uns am Donnerstag 6 Uhr die Freude machen den bekannten „Löffel Suppe“ bei uns zu essen. Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie sich entschließen könnten mit von der Partie zu sein. Sie finden, außer dem Brautpaar, noch die liebenswürdige Frau Sternheim mit Gemahl³⁷² und unsre alten Freunde Zoellner's von der Akademie³⁷³. Dürfen wir auf ein „ja“ hoffen? Unter Gruß und Empfehlung von Haus zu Haus, Ihr

Th. Fontane.

Brahm, der auch die höhere Weihe geben sollte, hat sich wieder durch die Flucht entzogen³⁷⁴.

Nr. 42

Berlin 6. Dezb. 90
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Diese Nacht zwischen 2 und 3, bis dahin hatte ich schwer zu entziffernde Gentzsche Briefe aus Tripolis gelesen³⁷⁵, machte ich mich zum Schluß, wie man durch Cognac oder Kirschwasser einen Normalzustand wiederherstellt an „Deutschland“³⁷⁶. Besten Dank für Ihre freundlichen Worte, die um so

liebenswürdiger und schmeichelhafter wirken, als die eigentliche Besuchsfahrt einem andern gilt, und der alte Mann am Wege, der müde in seinem Chausseeegraben sitzt, nur so nebenbei seinen Gruß und seinen Zuwurf für Toback kriegt³⁷⁷. Die Frage, die Sie hinsichtlich Lehnerts aufwarfen³⁷⁸, ist mir das Allerschmeichelhafteste dabei, weil sie das Zuhausesein, das Klarsehen in der Geschichte und das Interesse daran zeigt. Liest man darüber hin, so kommt man gar nicht zu solcher Frage. Ich selbst habe mir bei der Arbeit oder schon vorher wo man alles anordnet, dieselbe Frage gestellt und gebe auch jetzt noch zu, daß ein ganz anderer Ausgang nicht bloß gleichberechtigt, sondern besser, natürlicher, menschlicher und dadurch dem feinen Leser befriedigender gewesen wäre. Dann wäre die Geschichte aber doppelt so lang geworden und es hätten sich nicht zwei Hälften gegenübergestanden, sondern die erste Hälfte wäre nichts als eine Einleitung gewesen³⁷⁹. Ich hätte dann zeigen müssen, wie eine verbrecherische That durch eine lange Lebenstüchtigkeit und Bravheitsbewährung, menschlich angesehen, ausgeglichen werden kann. Eine schöne Aufgabe, aber schwierig und – lang.

Glogau³⁸⁰ hat mir 6 oder 7 mal Fahnen zur Korrektur geschickt, wo's allenfalls auch ohne Fahnen gegangen wäre, nur das letzte Mal, wo ich noch den versprochenen Zusatz machen wollte, blieb die Korrektur aus. Vielleicht ist es recht gut so, – es wäre noch um mindestens eine halbe Spalte länger geworden und es hieß wohl schon lange: „laß Vater genug sein des grausamen Spiels.“

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 43

Berlin 2. Mai 91

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für den so überaus lebenswürdigen Schillerpreis-Artikel³⁸¹ in der letzten Nummer des gelben Blatts³⁸². So gelb das Blatt, so los und ledig davon das was Sie schreiben, – alles couleur de rose. Ich stimme Ihnen in allem bei, ohne jedes wenn und aber, ein Fall der bekanntlich selten eintritt; ein bischen anders wünscht man's immer noch. Aber diesmal geht es auf, kein Rest, ja, Sie hätten den Schlußsatz in Ihrem Sinne ausführen können und hätten es damit völlig getroffen³⁸³. In den ersten Tagen sagte ich mir allerdings: „jar, die 3 jungen Firmen: Hauptmann, Sudermann und Holz-Schlaf (die ich doch auch mitzurechnen) müssen außer sich sein³⁸⁴, aber was sollte die Commission oder schließlich Regierung und Kaiser, – was sollten sie machen?³⁸⁵ Ich war also so zu sagen aufrichtig für mich. Nach andauernder Beschäftigung mit der Sache, bin ich aber doch andern Sinnes geworden und würde, glaub ich, gegen mich gestimmt haben. Wahrscheinlich hätte ich für Hauptmann plädirt, für den ich als Mensch und Dichter eingenommen bin³⁸⁶ und dessen berühmten Incest-

Akt (Akt II)³⁸⁷ ich großartig und nothwendig finde. Mit dem alten Schweinekerl von Vater³⁸⁸ steht und fällt für mich das ganze Stück. Das *muß* man aushalten können, wenn man weiß worauf es ankommt und nicht selber zu tief im Blut steckt.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 44

Berlin 6. Dezbr. 91³⁸⁹

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Der italienische Abend³⁹⁰ ist hoffentlich zu Ihrer Zufriedenheit verlaufen. Ein Jammer, daß man zu spack³⁹¹ ist, um so 'was noch mitmachen zu können. Aber der Ausdruck im geliebten Deutsch fängt an mir schwer zu werden und nun gar in fremden Sprachen! Heute früh kam das neueste „gelbe Heft“³⁹² und meine Frau hat „Fontane und Wolzogen“³⁹³ vorgelesen, natürlich sehr zu meiner Lust. Ob Wolzogen ebenso empfindet, weiß ich nicht; es kam mir an dem G. Hauptmann-Abend³⁹⁴ (er hatte die letzte Nummer schon gelesen) nicht ganz so vor³⁹⁵.

Anbei das Geschreibsel³⁹⁶. Es ist confus und unfertig³⁹⁷, aber ein paar leidlich gute Wendungen, auch vielleicht Wahrheiten sind drin. Ich entsinne mich so dunkel³⁹⁸, der Hauptwitz der Sache sollte in einer direkten Parallele bestehn, in einer Schilderung: so leben die und die Dichter und Schriftsteller und so leben die und die Maler und Bildhauer³⁹⁹. Daß sich da ein Unterschied zu unsern Ungunsten ergiebt, ist mir ganz sicher⁴⁰⁰: Schwind, Makart, Piloty, Lessing (Karlsruhe)⁴⁰¹ wie standen sie da! Anton v. Werner, Reinh. Begas, Menzel, Lenbach, Uhde, die Achenbachs⁴⁰², — wie stehen sie da, verglichen mit uns. Sie werden von den Machthabern wie Kollegen, wie Kunstfürsten angesehen und das Publikum fühlt sich durch ihre Gegenwart geehrt. Das trifft bei uns nicht zu, weder bei Heyse⁴⁰³, noch bei Wildenbruch⁴⁰⁴, kaum bei Freytag⁴⁰⁵, der beiläufig 1870 das Hauptquartier verließ, weil man doch ‚zu wenig‘ aus ihm machte⁴⁰⁶. Trotzdem empfand ich, wie schwer es sei, die Sache so recht schlagend vor aller Welt zu beweisen⁴⁰⁷. Geibel, Bodenstedt, Heyse, Hans Hopfen sind geadelt worden⁴⁰⁸, Freytag hat den Pour le Merite⁴⁰⁹, Lindau war nicht bloß persona gratissima bei Bismarck, sondern auch beim Fürsten Hohenzollern, bei den Hohenlohes und bei den meisten Botschaftern⁴¹⁰, Wildenbruch sitzt neben dem Kaiser im dunklen Parquet⁴¹¹ und (nicht zu glauben) selbst Lubliner wird in die Hofloge gerufen⁴¹². Es ließe sich diese Aufzählung gewiß noch sehr erweitern und weil es so ist, müssen wir uns hüten, den Empfindlichen zu spielen, weil man uns erwidern könnte: „ja, Kinder, was verlangt ihr denn eigentlich? Conrad Alberti⁴¹³ kann doch nicht Geheimrath im Cultusministerium und Karl Bleibtreu⁴¹⁴ gestützt auf „Dies irae“⁴¹⁵ Generalstabs-

offizier werden.“ All das ließ mich von Ausführung meiner Idee wieder Abstand nehmen, wie vielleicht auch das Gefühl, daß von mir persönlich zu erhebende Ansprüche über und über erfüllt worden seien⁴¹⁶. Unter Empfehlung an Frau Gemahlin, in vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 45

21. Dzb. 91

Sehr geehrter Herr.

Es ist ganz unmöglich, daß ich die Korrektur⁴¹⁷ gleich mit zurückschicken kann; — es ist alles ganz unfertig und ich brauche viel Zeit dazu, um es leidlich in Ordnung zu bringen⁴¹⁸. Ich richte es so ein, daß Sie's morgen⁴¹⁹ 12 Uhr haben. Sollte es aber vorher schon durchaus in Ihren Händen sein müssen, so bleibt nichts übrig, als daß Sie noch mal einen Boten senden. Ich muß mich dann heute noch trotz Unwohlsein damit abquälen.

Ganz ergebenst

Th. F.

Das Unfertige bezieht sich auf das M. S., nicht auf den Satz.

Nr. 46

Berlin 2. Januar 92

Hochgeehrter Herr.

Reizend ist in der letzten Nummer die Kollektiv-Note der Namenlosen an den — Namenlosen⁴²⁰. Sehr fein. Ich werde wohl so ziemlich der Einzige unter den Lesern sein, der das Zierliche ganz herausgeföhlt hat⁴²¹. Natürlich haben die Herren Recht. Aber (wie immer) doch auch wieder Unrecht. Dieselbe „Feder“, die sich unbequem macht, kann sich auch sehr angenehm machen. Indessen auch das — es hilft alles nichts. Diese angenehmen Federn kriegen allweg's einen Orden und mitunter werden ihre Schulden bezahlt, aber eigentlich sind diese vollends unterm Schlitten⁴²². Beste Glückwünsche zum neuen Jahr.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 47

Berlin 7. Januar 92

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Schönsten Dank. Ich freue mich auf Sp.'s Antwort⁴²³; er wird wohl Recht haben, rechter als ich.

Vor dem kl. Beitrag in die große Nummer⁴²⁴ erschrak ich im ersten Augenblicke ganz furchtbar, weil mir alles „nein“ sagen, wo keine absolute Unmöglichkeit vorliegt, widersteht. Im ängstlichen Hin- und Hersinnen – sonst gerade kein der Produktion günstiger Zustand – ist mir aber doch ein Ideechen gekommen oder richtiger ein Bildchen ganz ohne Idee und ich will das gern niederschreiben, um Ihren freundlichen Wunsch zu erfüllen⁴²⁵.

Meine Damen empfehlen sich Ihnen und Frau Gemahlin.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 48

Berlin 10. Januar 92

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Könnten Sie's ermöglichen am *Dienstag, 6 Uhr* unser Gast zu sein?⁴²⁶ Es würde uns sehr freun. Morceau de resistance⁴²⁷: Gerhart Hauptmann, 4 Tage vor Sieg oder Niederlage⁴²⁸. Nach meinem Glauben: Sieg⁴²⁹. – Ueber Spielhagen dann ein paar Worte mündlich; ich finde alles sehr freundlich gegen mich gesagt, aber nicht gut geordnet. Wenn es Ihnen paßt, möchte ich, *vielfach zustimmend*, noch ein paar Worte darauf antworten. Natürlich in höchster Artigkeit⁴³⁰.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 49

Berlin 11. Januar 92

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ich konnte nicht gleich ein paar Zeilen mitgeben und so hat dann wieder Stephan⁴³¹ den Vortheil.

Seien Sie schönstens bedankt, daß Sie kommen wollen⁴³².

Setzen wir statt Fontane, dem ich doch zu nahe stehe, einen verwandten Anderen, so glaube ich, stimmt das Gegenüber. Schöne Worte habe ich auch genug zu hören gekriegt, aber, aber...⁴³³

Der kl. Artikel muß nun für Nummer 4 bleiben, wenn ich es nicht ganz aufgebe. Viel was andres als Verkennung und Radau kommt doch nicht heraus⁴³⁴.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 50

Berlin 21. Januar 92
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Es ist mir ganz unmöglich; vielleicht, wenn ich gleich die ganzen 14 Tage vor mir gehabt hätte, daß ich dann behaglich damit zu Stande gekommen wäre. Nun hat die kurze Frist aber bloß eine noch kürzere Nachfrist gekriegt und ohne Muße geht es nicht. Ich kann nicht mal schlafen, wenn mir nicht wenigstens 3 Stunden Ruhe sicher sind. So war's immer und nun gar jetzt!⁴³⁵

Verzeihen Sie gütigst mein Ausbleiben⁴³⁶.

Was haben Sie zu dem heutigen Leitartikel der Vossischen gesagt? Das Tischtuch zwischen der Zeitung und der „neuen Schule“ soll zerschnitten werden. Das lese ich heraus⁴³⁷.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 51

Berlin 29. April 92
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Aus Prag!⁴³⁸ Wie liebenswürdig. Der freundlichen Einladung in den Grunewald⁴³⁹ möchte ich gerne folgen und auch recht bald. Aber mein Zustand ist immer noch elend und man wird das Gefühl des Auf der Kippe stehens nicht los⁴⁴⁰. Das Beste solcher langen Krankheit ist, daß man Einiges für seine Bildung thun kann.

Ihre Kritik über „Agrippina“⁴⁴¹ habe ich eben unter besonderem Behagen gelesen oder mir vorlesen lassen, — es selber thun, will noch immer nicht gehn. Sehr hübsch — wie das Springersche Buch⁴⁴² selbst, das mir über ganze Tage hinweggeholfen hat⁴⁴³ — war auch die Besprechung des Buchs von Franz Servaes⁴⁴⁴. Eduard v. Hartmann hat mir die Zukunft der deutschen Literatur nicht erschlossen⁴⁴⁵. Unter Empfehlungen an Frau Gemahlin

in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 52

Berlin 15. Novb 92

Herzlichen Dank, hochgeehrter Herr-Freund, für die Meister Baltzer-Kritik⁴⁴⁶, das schmeichelhafte Einflechten meines Namens⁴⁴⁷ und für die freundliche Gratulationskarte zum Geburtstage meiner Frau⁴⁴⁸. Sie dankt Ihnen mit mir aufs herzlichste. Die Kritik erschien mir ganz besonders

gelungen, weil, trotz vieler eingestreuter Bemerkungen⁴⁴⁹, die sonst meist zu Exkursen führen, immer scharf bei der Sache bleibend. Wildenbruch wird da hin gehen, wohin Jul. Wolff bereits ging⁴⁵⁰. Das kurze Leben einer Ballschönheit in Brieg oder Bunzlau⁴⁵¹.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohlergehen und unter ergebenster Empfehlung an Frau Gemahlin wie immer Ihr

Th. Fontane.

Nr. 53

Berlin 14. Novb. 95

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Als aufs Neue beglaubigter Mann der Artigkeiten, hätte ich eigentlich gestern schon schreiben müssen, aber die 12stündige Versäumniß wird auch noch „pardonnable“ sein. Seien Sie herzlichst bedankt für Ihre freundlichen Worte⁴⁵², die mir in Ihrem Beisatz von ein paar Tropfen Absinth — aber nicht von deutschem Alltags-Wermuth, sondern von prickelndem *Wermouth* di Torino* — nur um so lieber sind⁴⁵³. Den kleinen Ausstellungen stimme ich völlig bei, namentlich *dem*, was Sie über das Firmen-Citiren⁴⁵⁵ (ich komme mir nachträglich wie ein Reklame-Novellist⁴⁵⁶ vor) gesagt haben; es ist ein falscher Realismus. Naturalismus mag ich nicht sagen, weil mir *Demuth* ganz unnaturalistisch vorkommt. Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlich empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

* Die Tochter, die den auf dem Schreibtisch liegenden Brief eben liest, besteht auf „Vermout“; mir ist aber als hätte ich in Italien, wo ich von Sodawasser und *Vermout di Torino* lebte, immer *Wermouth* gelesen, — vielleicht vorgeahnter Dreibund⁴⁵⁷.

Nr. 54

Hochgeehrter Herr.

Schönsten Dank für das hübsche Rothbuch, dessen Titel schon etwas sehr Verlockendes hat⁴⁵⁸. Ich freue mich auf die Lektüre; nicht jede Woche, aber jeden Tag ein Märchen⁴⁵⁹; kleine Dosen, sagen die Homöopathen, sind die wirkungsvollsten⁴⁶⁰.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Berlin 16. Novb. 95

Nr. 55

Berlin 18. Dez. 95
Potsdamerstraße 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ich ewig zu Hause Sitzender, bin jetzt – ein bischen auch als Weihnachtsmann – oft aus und möchte doch nicht, daß Sie auf's leere Nest stießen. So schicke ich denn doch lieber das Buch⁴⁶¹ zu Ihnen hinaus. Ich habe, zur Auswahl, vorn 4 Zettel eingelegt, von denen aber wohl nur *der* mit der Zeitangabe (Weihnachten 95) zu brauchen sein wird. Alle andern, die wohl ich sehr auf meiner Huth war, können auf einen „ganz verfluchten Kerl“ gedeutet werden. Dies liegt glaub ich daran, daß in bestimmten Situationen *alles* anzüglich wirkt⁴⁶².

Vielleicht ist es aber auch nicht so schlimm damit, was mit gleichzeitigen Wünschen für die kranke Hand – immer noch besser als die „Hand auf einem kranken Herzen“ (s. Storm)⁴⁶³ – aufrichtig wünscht Ihr

Th. Fontane.

Nr. 56

Berlin 4. Mai 97
Potsdamerstraße 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Mein treues Studium der „Goldenen Hundertzehn“⁴⁶⁴ dieser meiner (jetzt wenigstens) bevorzugtesten Literaturquelle⁴⁶⁵, hat sich gestern Abend an einer zugigen Ecke, wo ich Dr. Alfred Friedmann⁴⁶⁶ traf, ganz besonders belohnt. Er erzählte mir von Ihrer Poggenpuhl-Besprechung⁴⁶⁷ und heute hat er sie mir geschickt. Seien Sie herzlichst bedankt! Ich verdanke Ihnen schon so viele solcher *petits fours*⁴⁶⁸; zu den alten Hoevenschen⁴⁶⁹ darunter – der Name paßt gerade sehr gut – gehört der heut empfangene⁴⁷⁰. Wie geht es Ihnen? Hoffentlich gut. Ich lebe so weltfremd, daß ich froh bin Alfred Friedmann zu begegnen, – eine Bemerkung, die, nach seiner Freundlichkeit, eigentlich eine Schändlichkeit ist.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

Nr. 57

Hochgeehrter Herr.

Allerschönsten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief⁴⁷¹. Gute Wünsche kann man immer brauchen und schließlich sind die, die aufs Jahr gehen (beinahe wie „auf's Janze“) doch noch besser als die auf den Tag.

Ich freue mich *sehr*, Sie bald sehn zu dürfen; von Ihnen hat man doch was, was man nicht von jedem sagen kann. Jeder Tag paßt mir gleich gut, wenn ich nur am Morgen mit Hülfe einer Karte erfahre: „Heute geht es los.“

Ohne solche Karte bin ich immer in einem Räubercivil⁴⁷², in dem ich mich nicht gern präsentire. Nicht nur Eitelkeit, sondern beinah mit Rücksicht auf Sittlichkeitsparagraphen.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr
Th. Fontane.

Berlin 2. Januar 98

Nr. 58

(Postkarte)

Es wäre niedrig, wenn ich Ihre Dreiheftesendung⁴⁷³ als eine Einheit nehmen wollte. Der Dreifall⁴⁷⁴ ist also da und mit ihm seine Consequenz⁴⁷⁵.
Besten Dank.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. F.

Berlin 10. 1. 98

Nr. 59

Berlin 1. April 98
Potsdamerstraße 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Heute, am Bismarck-Tage⁴⁷⁶, meinen schönsten Dank für „General Bismarck“⁴⁷⁷. Ich hab' es, wie alles aus H.'s Feder⁴⁷⁸, mit Vergnügen und unter Belehrung (er hat immer Seltenheiten zur Hand) gelesen. Eines frappirt mich [ausgestrichen ‚fällt mir auf‘/die Hrsg.]. Ein so glänzender Stilist⁴⁷⁹ er ist, so fällt mir doch auf, daß er die einfache Antithese in der Gesamtanordnung verschmäh't und die Gegensätze mit denen er spielt, vielfach [ausgestrichen ‚auch‘/die Hrsg.] in's Detail überträgt. Es wirkt dadurch reicher, aber weniger klar⁴⁸⁰. Oder sag ich, weniger leicht verständlich. Es erinnert mich an die alten Gelehrten (und es giebt ihrer *noch*) die Kapiteleintheilung, Absätze, Sternchen etc. als etwas Kommissiges verschmäh'ten und davon ausgingen: „ich schreibe nur für Denker, nicht für Bequemlichkeitsphilister.“⁴⁸¹ Ich stehe (leider) diesen letzteren näher.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 60

Berlin 9. Mai 98
Potsdamerstraße 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, aus denen ich zu meinem Leidwesen von Ihrem Augenleiden⁴⁸² erfahren habe. Ja, die Philosophie!

Welchem Zweige Sie sich zugewandt, weiß ich nicht⁴⁸³; am gefährlichsten — nach den Erfahrungen, die ich an Freunden gemacht habe — ist die Ethik. Was da alles in die Brüche geht, ist gar nicht zu glauben⁴⁸⁴.

Beide Hardensche Artikel⁴⁸⁵ habe ich mit dem größten Interesse gelesen. Natürlich stehe ich auf H.'s Seite; der ambulante Gerichtsstand⁴⁸⁶ ist ein Blödsinn (ein schneidiger Redakteur kann dabei alle Jahre ein paar tausend Mark Reisekosten los werden) und von grobem Unfug läßt sich nicht sprechen⁴⁸⁷. Aber *das* finde ich doch, daß gegen die Gottesgnadenschafts-Doktrin (mir im Uebrigen ein Greul ersten Ranges) nichts Schärferes gesagt werden könnte. *Da* müßte man einsetzen, dann wär wenigstens „Methode“ drin; jetzt ist das Vorgehen ein großer, kindisch berührender Quatsch⁴⁸⁸.

Wie immer Ihr
Th. Fontane.

Nr. 61

Weißer Hirsch b. Dresden
27. Juni 98

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihre freundlichen Zeilen und die confiscirte „Zukunft“⁴⁸⁹. In „confiscirte Zukunft“ liegt was drin, etwas das erst recht confiscirt werden könnte, mehr als der kl. Harden'sche Artikel⁴⁹⁰. Diesen habe ich natürlich wie einen Bonbon genüsselnd 'runtergelutscht, unter Betrachtung über die des Sängers Höflichkeit am besten schweigt. Ich theile die Gefühle, die den Artikel eingegeben haben und die Art wie sie vorgetragen werden, amüsirt mich⁴⁹¹; dennoch weiß ich nicht, ob Harden, sei's im Hinblick auf sich selbst, sei's im Hinblick auf die Sache, recht thut, so vorzugehen⁴⁹². Es erinnert mich an die Haltung der Berliner Stadtverordneten-schaft von den Tagen an, wo die Herren den „Brunnen“ schenkten⁴⁹³, bis an die März-tage dieses Jahres und die Streitigkeiten über die Friedrichshaininschrift⁴⁹⁴. Man verstimmt nach oben und schädigt mehr als man bessert.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr
Th. Fontane.

Nr. 62

Berlin 6. Juli 98
Potsdamerstr. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Allerschönsten Dank!

Mir sind — worüber ich zunächst eine Erklärung abzugeben habe — die Hardenschen Aufsätze⁴⁹⁵ jedesmal neu, nicht weil ich ein Knauser oder ein Indifferentler oder in den Hauptpunkten ein Dissenter wäre, sondern lediglich in Folge einer gewissen Gourmandise⁴⁹⁶. Ich esse gern Hummer,

aber gerade deshalb lasse ich mir keinen von meinem Vis à Vis-Fischhändler Stumpf holen, sondern warte, bis ich bei Lessing⁴⁹⁷ oder als Gast im Hotel Bristol⁴⁹⁸ Hummer kriege. Nur bei so vorsichtiger Behandlung schmalzt man bei was Gutem und Pikantem mit der Zunge.

Der Artikel vom 25. Juni („An den Kaiser“⁴⁹⁹) war in hohem Maße was Gutes und Pikantes, vielleicht ist er noch *viel* höher einzuschätzen und verdiente noch ehrenvollere Bezeichnungen⁵⁰⁰.

Hätte ich darüber zu sprechen, so könnte ich, entschiedener *Nicht-Redner*⁵⁰¹ der ich bin, zum Redner werden, sogar zum zwiefachen, sich in seinem pro und seinem contra beständig bekämpfenden⁵⁰². Jedenfalls alles höchst interessant und ein Glück, daß einer da ist, der es wagt⁵⁰³.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 63

Karlsbad 29. Aug. 98

Stadt Moskau

Hochgeehrter Herr.

Eine Sage geht seit gestern hier um, daß Ihre Güte, wie so oft schon, wieder überaus freundliche Worte für mich gehabt hat⁵⁰⁴. Da die Möglichkeit vorliegt, daß Sie nicht bloß geschrieben, sondern das Geschriebene, das ich dann „durchgeschoben“ auf meinem kleinen Korridor vorzufinden pflege, – mir auch geschickt haben, so lasse ich Sie, um keine Verwunderrung aufkommen zu lassen, ganz ergebenst wissen, daß ich mich, seit dritthalb Wochen, in vergleichsweise Nähe des „letzten Deutschen von Blatna“⁵⁰⁵ befinde, ja das den gleichen Namen führende Buch täglich im Buchladen von Jakob, Marktstraße, zu Gesicht bekomme.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl, wie immer Ihr aufrichtig ergebenster
Th. Fontane.

Nr. 64

Karlsbad, 2. Sept. 98

Stadt Moskau

Hochgeehrter Herr.

Allerschönsten Dank für Brief und Blatt. Was Sie mir zugute kommen lassen, zählt zu dem Liebenswertigsten, was über mich geschrieben wurde, wenn es nicht obenan steht⁵⁰⁶. Und dabei vermeiden Sie jedes „aber“, was (dies „aber“) – wie ich freilich erst in meinen ganz alten Tagen gelernt habe – eine nicht gut zu heißende Schreibform ist⁵⁰⁷. Aut. Aut⁵⁰⁸. Erst wenn man als „kleiner Historiker“ auftritt, darf man sich ein Balanciren gönnen⁵⁰⁹. Vorzüglich ist das gefällige Spiel meiner Wackligkeit im Politischen⁵¹⁰. Im letzten Herzenswinkel bin ich freilich wie stolz darauf und sehe fast einen Vorzug darin (denn was steht fest?), ich mag aber doch

keinem rathen, es mir nachzumachen; es bleibt eine gefährliche Sache. Hat mir auch in zurückliegenden Tagen manche Nackenschläge eingetragen⁵¹¹. — Frau Emilie war wirklich abruzzenhafte; es war ihre größte und interessanteste Zeit. Wildlingschaft erobert ganz anders als Wohlerzogenheit⁵¹². In Ihrem Briefe bin ich Ihnen besonders dankbar für die Schlußstelle, wo Sie die vorgebliche Weltbedeutung des Theaters zur Heiterkeit stimmt⁵¹³. O, wie so wahr! Nur eines ist da — so zu sagen eine Spezialseite der Sache — was mich noch lauter lachen macht, *das*, daß es im Theater immer wieder ein Zipfelchen Ehebruch sein muß, um dem Gericht das richtige Salz zu geben. Nur ein französisches Stück — ich glaube, es hieß „Fernande“⁵¹⁴ — wußte dies Herkömmliche noch zu übertrumpfen, indem es, in der Brautnacht, die Darbietung des ewig Weiblichen von einer voraufgehenden Bekehrung zum englisch-amerikanischen Dissenterthum abhängig machte. Auch in meinen kühnsten Tagen hätte ich, angesichts *dieser* Bedingung, auf alles verzichtet. Den „letzten Deutschen von Blatna“ kenn ich von ziemlich langer Zeit her⁵¹⁵; ich stehe dazu wie Mommsen⁵¹⁶ und sehe darin, neben „Xanthippe“ Ihr bestes Buch⁵¹⁷. Uebrigens wird heut, am Sedanstag⁵¹⁸, in den Straßen Karlsbads, eine förmliche Schlacht zwischen Deutschen und Tschechen geschlagen⁵¹⁹; die knubbligen Deutschen mit ihren Gerichtsaufseher- und Torfinspektorgesichtern tragen alle Kornblumen⁵²⁰, die besser aussehenden Slaven (auch viele Polen) rothe Nelken⁵²¹. Mit besten Wünschen für Ihr Wohlergehen, wie immer in vorzüglicher Ergebenheit Ihr
Th. Fontane.

KOMMENTAR ZU DEN BRIEFEN IN ANMERKUNGEN

Nr. 30

- 292 Fontane nimmt hier Bezug auf die Vielfalt von Mauthners kulturellen Aktivitäten, insbes. die Tatsache, daß er, trotz seines enormen Arbeitspensums, noch die Zeit fand, Vorträge zu halten (vgl. Anm. 294).
- 293 Vgl. hierzu Heinrich Manns Roman *Der Untertan* (1918), worin u. a. auch die „Redewut“ Kaiser Wilhelms II. während der 90er Jahre (die „erzählte Zeit“ des Romans umspannt die Jahre 1890–1897; vgl. Wolfgang Emmerich: *Heinrich Mann: Der Untertan* [München: Fink [= UTB 974] 1980], S. 9–10) satirisch verarbeitet wird (vgl. dazu Ernst Johann [Hrsg.]: *Reden des Kaisers. Ansprachen, Predigten und Trinksprüche Wilhelms II.* [München: DTV 2906; 1966] u. Axel Matthes [Hrsg.]: *Reden Kaiser Wilhelms II.* [München: Rogner & Bernhard 1976]). Kritische Beobachter der damaligen politischen Verhältnisse erkannten offensichtlich bald, daß Wilhelm II., ein geborener Redner, seine eigenen Ideen bei Denkmalsenthüllungen u. Sängerefesten, nationalen Gedenktagen u. Fahnenweihen, bei Schiffstufen u. Empfängen propagierte und dadurch dem neuen Regierungsstil, der solch fatale Auswirkungen auf die deutsche u. europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts haben sollte, Ausdruck verlieh. Zu Fontanes Bemerkung, daß Kaiser Wilhelm Typ der damaligen Gesellschaft sei, vgl. auch das Nachwort von Helmut Arntzen in Matthes' Sammelband („Die Gewalt der Rede oder der Leitartikler auf dem Thron“, S. 201–24), worin u. a. auf die Phraseologie in den Reden des Kaisers eingegangen wird: „Die Reden Wilhelms bedeuten Entscheidungen gegen die Sprache wie später die allermeisten öffentlichen Reden dieses Jahrhunderts, weil ihr Sprecher, statt in der Sprache zu denken, nur mit ihr operiert, weil in ihnen der Abbruch der Sprach- als Bewußtseinsgeschichte sich anzeigt, die Verkehrung der Sprache als Streit und Prozeß der Begriffe in ein Arsenal der Phrasen. Diese Verkehrung zeigt sich vor allem im Geklitterten der

Sprache dieser Reden, das ebenso im semantischen wie im syntaktischen und im stilistischen, im metaphorischen wie im logischen Bereich anzutreffen ist.“ (S. 211) Da Fontane mit Sicherheit von Mauthners ausgedehnten sprachkritischen Arbeiten wußte, u. da ihm ebenfalls ganz sicher bekannt war, wie empfindlich Mauthner auf Sprachschnitzer reagierte, dürfte obige Bemerkung auch eine Anspielung auf „die rohesten Zeichen eines sprachlichen Unvermögens“ (S. 210) enthalten haben, durch die sich die Reden Wilhelms II. auszeichneten.

- 294 Mauthner hat scheinbar öfter Vorträge gehalten: so z. B. am 15. 1. 1891 anlässlich der Feier zum 100. Geburtstag von Franz Grillparzer (veranstaltet von der ‚Literarischen Gesellschaft‘ im Saale des Königl. Schauspielhauses; vgl. *Magazin für Litteratur* 60 [1891], 3 [vom 17. 1. 1891], S. 41–47), und aus einem (unveröffentlichten) Brief an Paul Schlenther vom 19. 12. 1893 (Original im LBI/New York) geht hervor, daß Mauthner am 22. 2. 1894, zusammen mit Mozkowski u. Traeger, einen öffentlichen Vortrag in Berlin gehalten hat (diese Angabe wird bestätigt in Paul Schlenther [Hrsg.]: *Der Verein Berliner Presse und seine Mitglieder 1862–1912*, a. a. O., S. 21).
- 295 Die Fahnenkorrekturen von Fontanes Novelle *Stine*.
- 296 Vgl. dazu Fontanes Vorbehalte in seinen Briefen vom 14. 8. 1889 (Nr. 18/Anm. 165–173) u. vom 18. 8. 1889 (Nr. 19/Anm. 184–189).
- 297 Emil Dominik (1844–1896), Redakteur, Buchhändler u. Verleger; verlegte die erste Sammelausgabe von Fontanes Romanen u. Erzählungen; Einzelheiten bei Gottward Erier ‚Eine notwendige Anmerkung‘ in *Fontane Blätter* 1 (1968), 7, S. 354–57; die erste zusammenfassende Ausgabe war im Jahre 1890/91 unter dem Titel *Theodor Fontanes Gesammelte Romane und Novellen* in zwölf Bänden erschienen u. wird heute von der Forschung nach dem ersten Verleger als ‚Dominik-Ausgabe‘ bezeichnet; vgl. dazu ferner Frederick Betz’ Nachwort in seiner Edition von *L’Adultera* (Stuttgart: Reclam [UB 7291] 1983), S. 166, sowie Hermann Fricke: ‚Der Sohn des Dichters. In memoriam Friedrich Fontane‘ in *Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte* 17 (1966), S. 28: „1890 und 1891 übernahm Friedrich Fontane auch die zwölfbändige, ursprünglich bei Emil Dominik herausgekommenen ‚Gesammelten Romane und Novellen‘ seines Vaters in Verlag [gegründet am 1. 10. 1888/die Hrsg.], der damals firmierte: ‚Deutsches Verlagshaus Berlin (F. Fontane u. Co.)‘...“ Auch in *Deutschland* (Jg. 1, Nr. 52 [vom 20. 9. 1890], S. 824) erschien in der Rubrik ‚Kleine Kritik‘ eine kurze Notiz zur neuen Ausgabe: „So veranstaltet der Verlag von F. Fontane in Berlin eine drei Mark-Ausgabe von *Theodor Fontanes* letztjährigen Romanen und Novellen. Bisher erschienen zu diesem billigen Preise des Dichters ‚L’Adultera‘, ‚Graf Petöfy‘, das Meisterwerk ‚Irrungen, Wirrungen‘ und die den Lesern dieser Wochenschrift wohlbekannte ‚Stine‘. Später soll auch der ‚Schach von Wuthenow‘ folgen... Hoffentlich trägt diese sauber ausgestattete Neuausgabe dazu bei, die Reihen der Fontane-Gemeinde recht beträchtlich zu verstärken.“

Nr. 31

- 298 D. h. am 2. 2. 1890.
- 299 Vgl. dazu Mauthners Antwortbrief vom 31. 1. 1890 (Original im Fontane-Archiv Potsdam):
 Sehr geehrter Herr!
 Mit dem schönsten Dank für Ihre freundliche Einladung die Versicherung, daß ich mit besonderem Vergnügen Folge leisten werde.
 Ihren Damen mich bestens empfehlend
 in treuer Ergebenheit
 Fritz Mauthner
- 300 Vgl. hierzu auch Fontanes (fast identischen) Brief an Ludwig Fulda vom 30. 1. 1890 (HA, IV, Nr. 20, 21): „Stephany und Frau wollen am Sonntag 5½ bei uns essen und beide, wie vor allem auch wir selbst, würden uns *sehr* freuen, wenn auch Sie, hochgeehrter Herr, mit von der Partie sein wollten.“

Nr. 32

- 301 Scheinbar hatte Mauthner, der ‚Bismarckianer‘ (Hans Blüher: *Werke und Tage, Geschichte eines Denkers* [München: P. List 1953], S. 387), Fontane aufgefordert, etwas zur Entlassung Bismarcks für *Deutschland* zu schreiben.
- 302 Bismarck hatte am 20. März 1890 sein Amt als Reichskanzler niedergelegt. Zu Fontanes zwiespältigem Bismarckbild vgl. Walter Müller-Seidel ‚Fontane und Bismarck‘ in Benno von Wiese/Rudolf Henß [Hrsg.]: *Nationalismus in Germanistik und Dichtung* (Berlin: Erich Schmidt 1967), insbes. bzgl. der zunehmenden Kritik Fontanes an Bismarck in den späten 80er Jahren (S. 185 f.); bereits 1887

(Brief an Friedlaender vom 26. 1. 1887 [Nr. 74, S. 67]) merkte Fontane an, daß sein „Bismarck-Enthusiasmus“ ins Wanken geraten sei, u. am 1. 5. 1890 (Brief an Friedlaender [Nr. 126, S. 125] stellt er lapidar fest: „Es ist ein Glück, daß wir ihn los sind...“ Nachträglich nahm seine Kritik an Bismarck sogar noch an Schärfe zu, indem er etwa am 5. 8. 1893 an August v. Heyden schrieb (HA, IV, Nr. 285, 272): „... man muß sich immer wieder all das Riesengroße zurückrufen, was er genialisch zusammengemogelt hat, um durch diese von den krassesten Widersprüchen getragenen Mogeleyen nicht abgestoßen zu werden.“ Und das Widerspruchsvolle an Bismarck, das bei Fontane in immer neuen Formulierungen Ausdruck findet (Müller-Seidel, S. 188–89), zeigt sich besonders gut in einem späteren Brief an Mete vom 1. 4. 1895 (Propyläen, II, Nr. 359, 327): „Diese Mischung von Uebermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdeshall-Steuerverweigerer, ... von Heros und Heulhuber ... erfüllt mich mit gemischten Gefühlen ... Etwas fehlt ihm und gerade das, was recht eigentlich die Größe leih.“ Leider behandelt Müller-Seidel die Abdankungsepisode Bismarcks nicht separat; vgl. hierzu allerdings Kurt Ihlenfelds Beitrag „Fontanes Umgang mit Bismarck. Zur Problematik des Verhältnisses zwischen Dichter und Politiker“ in *Der Bär von Berlin* 22 (1973), der – unter Bezug auf Briefe an die Redakteure Gustav Keyßner (*Münchener Neueste Nachrichten*) vom 15. 3. 1895 (HA, IV, Nr. 449, 432–33) u. Ernst Heilborn (*Vossische Zeitung*) vom 1. 8. 1898 (HA, IV, Nr. 852, 737) – Fontanes „ungemein brüske Abwertung“ des 80. Geburtstages u. des Todes Bismarcks kommentiert (S. 61–63).

- 303 Zur Krise um Bismarcks Amtsrücktritt vgl. Lothar Gall, a. a. O., insbes. das Kapitel „Das Ende“, S. 694–705: der Kaiser hatte spätestens ab 4. März 1890 – angesichts eines erneuten Frontenwechsels Bismarcks bzgl. der ‚Sozialistengesetzgebung‘ – den Eindruck gewonnen, daß der Kanzler prinzipienlos handle u. keine klare politische Linie mehr verfolge u. war von da an entschlossen, Bismarcks Rücktritt zu erzwingen, der damit für den Kanzler nur noch unter entwürdigenden Umständen erfolgen konnte, insbes., da er es sich gefallen lassen mußte, daß der Kaiser zweimal, die demütigende Form der Entlassung unterstreichend, das Rücktrittsgesuch anmahnte, welches dann am Abend des 18. März 1890 eingereicht wurde.
- 304 Anspielung auf die Spannungen zwischen Bismarck und Kaiser Friedrich III. während dessen 99tägiger Regierungszeit (gest. am 15. 6. 1888), insbes. nach Bekanntgabe des Regierungsprogramms des neuen Kaisers (Thronbesteigung am 9. 3. 1888); vgl. dazu auch Bismarcks Erklärung in der Sitzung des Staatsministeriums vom 18. 3. 1888: „Meine Herren, ich fühle mich sehr erleichtert von der großen Besorgnis, mit einem todwunden Mann gegen unzweckmäßige Absichten kämpfen zu müssen. Alles geht leicht und angenehm mit dem hohen Herrn, wie ein jeu de roulette ... Nach früheren Äußerungen Sr. M. in jüngeren Jahren hat man befürchten müssen, daß S. M. allerlei abweichende Ziele verfolgen will. Das befürchte ich nicht mehr!“ (vgl. Eugen Wölbe: *Kaiser Friedrich. Die Tragödie des Übergangenen* [Hellerau b. Dresden: Avalun 1931], S. 267); angeblich soll Friedrich III. entsetzt gewesen sein, als die Mitteilung im *Reichsanzeiger* erschien.
- 305 Anspielung auf die ‚Geffcken-Affäre‘, die durch die Veröffentlichung des ‚Kriegstagebuches‘ Friedrichs III. im Oktober-Heft der *Deutschen Rundschau* im Jahre 1888 hervorgerufen wurde u. welche zu einer Rachekampagne Bismarcks gegen die sogen. ‚englische‘ Partei führte (Verhaftung Geffckens u. Prozeß vor dem Reichsgericht, der allerdings im Januar 1890 mit Freispruch endete, woraufhin Bismarck die Prozeßakten veröffentlichen ließ); vgl. hierzu auch Gisbert Beyerhaus: ‚Bismarck und Kaiser Friedrichs Tagebuch. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liberalismus‘ in: *Historische Aufsätze. Aloys Schulte zum 70. Geburtstag gewidmet von Schülern und Freunden* (Düsseldorf: L. Schwann 1927), S. 314–27).

Nr. 33

- 306 Fritz Mauthner: *Der Villenhof. Roman* (Berlin W., Bd. 3) (Dresden/Leipzig: H. Minden 1890); vgl. dazu Maximilian Hardens Rez. ‚Stine und Leontine‘ in *Die Nation* Nr. 45 (vom 9. 8. 1890), S. 678–80 u. die Rez. von Hch. L-r in *Die Gesellschaft* 6 (1890), 2, S. 1533–34, worin Mauthners Roman scharf kritisiert wird.
- 307 Es ist nicht bekannt, ob Fontane Mauthners Roman tatsächlich während des Sommerurlaubs in Krummhübel gelesen hat; eine Rez. konnte jedenfalls nicht ermittelt werden.
- 308 F. M.: ‚Zolas neuester Roman‘ in *Deutschland* 1 (1890), 25 (vom 22. 3. 1890), S. 427–28; es handelt sich hierbei um *La Bête Humaine* (dt. Übersetzung: *Die Bestie im Menschen*; auszugsweise abgedr. in der *Freien Bühne* 1 [1890], 3, S. 88–96 [ab 19. 2. 1890]). Zu Fontanes ‚Lesespuren‘ aus Zolas Werk vgl. Werner Weber [Hrsg.]: *Theodor Fontane. Schriften und Glossen zur Europäischen Lite-*

ratur, Bd. 1 (Zürich/Stuttgart: Artemis 1965), S. 198–221 sowie Anm. auf S. 323–27; hierin wird insbes. Fontanes Beschäftigung mit Zolas erzählerischem Werk im Juni 1883 dokumentiert; Fontane hat wahrscheinlich auch Anregungen von Eduard Engel (1851–1938) erhalten, der Zola im Spätherbst 1882 in Medan kennengelernt hatte (vgl. das Kapitel ‚Emil Zola [1840–1902]‘ in Engels autobiographischen Aufzeichnungen **Menschen und Dinge** [Leipzig: Koehler & Amelang 1929], S. 64–69), dem frz. Schriftsteller allerdings mehr ablehnend als lobend gegenüber stand (vgl. Fontanes Rez. von Engels **Geschichte der französischen Literatur** [1882] in **VZ** vom 4. 1. 1885). Engel stand seit 1881 in freundschaftlichem Verhältnis zu Fontane (Einzelheiten im Kommentar zu dem von Charlotte Jolles edierten Briefwechsel zwischen Fontane u. Engel im **JDSG** 1984); die Beziehung ergab sich aus einer Rez. von Engel über Fontanes Erzählungen **Grete Minde** und **L'Adultera** (vgl. **Das Magazin für Litteratur des In- und Auslandes** 50 [1881], 7 [vom 22. 2. 1881], S. 97–100 u. den Abschnitt ‚Theodor Fontane‘ in Engels autobiographischen Aufzeichnungen, S. 9–14).

- 309 F. M.: ‚Was wir nicht wollen‘ in **Deutschland** 1 (1890), 26 (vom 29. 3. 1890), S. 443–44; in dieser Besprechung – des Schauspiels **Antoinette** (Autoren werden nicht genannt) – bekannte sich Mauthner (S. 443) zur Schule des „inkonsequenten Realismus“.

Nr. 34

- 310 Es wird sich hierbei wohl um das Manuskript von Fontanes Aufsatz ‚Nante Strump als Erzieher‘ gehandelt haben (vgl. Anm. 311).
- 311 ‚Nante Strump als Erzieher (frei nach **Rembrandt als Erzieher**)‘ von einem Berliner in **Deutschland** 1 (1890), 29 (vom 19. 4. 1890), S. 493–94 (Fontanes Autorenschaft wurde hier noch nicht preisgegeben; laut Redaktion handelte es sich bei dem Verfasser um einen „unserer ersten Schriftsteller“). Der Ausdruck ‚Monstrum‘ bzw. ‚Fabeltier‘ hat nichts mit der Länge des Aufsatzes zu tun – der ja relativ kurz war –, sondern ist bildlich zu verstehen und bezieht sich auf den Inhalt. ‚Nante Strump‘ nahm Bezug auf Franz Servaes‘ Artikel ‚**Rembrandtismus**‘ (vgl. Fußnote der Redaktion auf S. 493), veröffentlicht in **Deutschland** 1 (1890), 27 (vom 5. 4. 1890), S. 457–60, ein Beitrag, der sich wiederum auf das von Julius Langbehn (1851–1907) anonym publizierte Buch **Rembrandt als Erzieher** (im Januar 1890 erschienen [Leipzig: Hirschfeld]) bezog, welches seinerzeit großes Aufsehen erregt hatte, weil es eine irrationale Haltung völkischer Innerlichkeit proklamierte und damit zu denjenigen Schriften gehörte, die einen verhängnisvollen Einfluß auf die Ideologie des deutschen Bürgertums vor dem 1. Weltkrieg ausübten (vgl. **Theodor Fontane. Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation**, S. 226); Servaes gab in diesem Artikel seiner Bewunderung über Langbehns Buch Ausdruck (vgl. auch einen weiteren Beitrag von Servaes zu diesem Thema: ‚Höllensbreughel contra Rembrandt‘ in **Deutschland** 2 [1890], 11b [vom 13. 12. 1890], S. 159–60), worüber sich Fontane – der sich in seinen Briefen spöttisch und verachtungsvoll über Langbehns „geistreich-thuenden Blödsinn“ (Brief an Friedrich Stephany vom 4. 6. 1894 [HA, IV, Nr. 363, 363]) äußerte – in seiner Parodie mokierte; in **Deutschland** 2 (1890), 8 (vom 22. 11. 1890), S. 108, wurde Fontane dann als Verfasser des ‚Nante Strump‘-Aufsatzes identifiziert: „Wir dürfen heute verraten, daß kein Geringerer als Theodor Fontane der Verfasser war. Der junge Alte war der erste, der sich gegen die unfruchtbare Geistreichigkeit des paradoxen Buches auflehnte.“ (fm.: ‚Rembrandt als Erzieher‘ in der Rubrik ‚Kleine Kritik‘).
- 312 Das Zitat stammt aus ‚Nante Strump‘, S. 493: „Das Unberlinische hatte durch Jahrzehnte hin zu viel Macht über uns gewonnen, und es wird sich mit Fug und Recht sagen lassen, daß wir, in einer nun hoffentlich abgeschlossenen Verfallzeit, körperlich und geistig falsch ernährt worden seien. Hegel war ein Unglück, Schopenhauer ein Malheur, und schlimmer als beide waren die Quellen, an denen wir gleichzeitig unseren leiblichen Durst zu stillen hatten. Erst hatten wir den Thee, der das Berlin der Hegelzeit beherrschte, dann kam das, was, von Varzin aus, als das ‚natürliche Getränk des norddeutschen Menschen‘ bezeichnet wurde . . . und endlich kamen uns Augustiner- und Franziskanerbräu. Darin lag vorgezeichnet, daß wir nach Kanossa mußten. Auf der ganzen Linie Rückgang. Und warum das alles? Weil wir des rechten Vorbildes vergessen hatten, jenes einen, dessen Berlinische Bedeutung in seiner echt Berlinischen Verpflegung wurzelte: die ‚Weiße‘, der ‚Gilka‘. Nie kann ihm, unserem Vorbild und Erzieher, die Schuld der Dankbarkeit für die historischen Worte ‚Nein, Rieke, alleweile Aussprüche wie ‚mehr Licht‘ oder ‚ich bin es müde über Slaven zu herrschen‘ zu bloßen Simpeleien zusammenschrumpfen.“

- 313 Mauthner hat diese Streichungen nicht für nötig gehalten.

- 314 Gustav Landauer: ‚Das neue soziale Drama (Familie Selicke)‘ in **Deutschland 1** (1890), Nr. 23 (vom 12. 4. 1890), S. 476–79 (laut Fußnote wurde dieser Beitrag vor der Aufführung des Stückes durch die ‚Freie Bühne‘ am 7. 4. 1890 [vgl. Schley, S. 68] geschrieben). Das entscheidende Treffen zwischen Mauthner u. Landauer fand laut Kühn (S. 201) im Jahre 1889 statt, nachdem Mauthner auf einen Artikel des erst 20jährigen Landauers aufmerksam geworden war (‚Über epische und dramatische Kunst‘, veröffentlicht in **Deutschland 1** [1890], 14 [vom 4. 1. 1890], S. 246–48); trotz scharfer politischer Gegensätze wurde Mauthner der Protektor und Freund Landauers (s. d. ausgedehnte Korrespondenz zwischen Landauer u. Mauthner, veröffentlicht in Martin Buber/Ina Britschgi-Schimmer [Hrsg.]: **Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen**. 2 Bde. [Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1929]). Vgl. folgendes Zitat aus Landauers Beitrag: „Heute, wo Naturwissenschaft und Soziologie auch den Dichtern nicht mehr erlauben, achtlos an ihnen vorüberzugehen, verkörpern freilich nicht mehr die verhängnisvolle Gabel und der rostige Dolch das unbezwingliche Schicksal, sondern die durch Natur und Kultur bedingte Anlage des Menschen und seine Stellung im Leben. Aber eines haben diese modernen Stücke mit den alten gemeinsam: die dumpfe Zimmerluft. Ihnen, die man ihrer Technik halber mit Grund den Gemälden aus der Schule des **plein air** vergleicht, fehlt gerade nichts so sehr, als die frische Luft, die außerhalb der vier Wände weht, und das helle Licht des öffentlichen Lebens. Hier ist der Mann nur Gatte und Vater, als gäbe es draußen in der Welt nicht noch anderes und größeres. Nicht speziell dem vorliegenden Drama, der ‚Familie Selicke‘, gilt dieser Vorwurf, es ist in seiner Art von vollständig einheitlicher Stimmung. Aber gegen diese Art wende ich mich: ich wünsche, daß unsere jungen Dichter von den engen Banden der Familie sich befreien; ich wünsche, daß sie auf die Straße gehen und in die volle Öffentlichkeit, daß, wenn denn doch einmal die Macht des Schicksals wirksam sein soll, nicht bloß ‚Familienkatastrophen‘ uns gegeben werden, sondern daß auch die Macht eingreift, die nach einem bekannten Ausspruch das moderne Schicksal ist, nämlich die Politik und die Gesellschaft. Denn immer wird unter den verhältnismäßig wenigen großen tragischen (oder auch wohl komischen) Stoffen der Konflikt einer ausgeprägten Individualität mit der Staatsgewalt, der Kampf der wenigen, die am weitesten vorn sind, mit den maßgebenden Anschauungen der großen Mengen einer der vorzüglichsten sein.“ (S. 478) In seiner Besprechung von **Familie Selicke** (in der **VZ** Nr. 162 vom 8. 4. 1890) äußerte Fontane seinerseits Bedenken über die zu „traurige Tendenz nach dem Traurigen“, mit der der Realismus brechen (**VZ** ‚rechnen‘) müsse, wenn er sich seiner Widersacher erwehren, wenn er leben wolle (wiederabgedr. in **NyA**, XXII/2, S. 731–34).

Nr. 35

- 315 Die Veröffentlichung von Fontanes ‚Nante Strump‘ erfolgte in **Deutschland 1** (1890), Nr. 29 (vom 19. 4. 1890) (vgl. Nr. 34, Anm. 311).
- 316 Stadt im US-Staat Washington am Puget Sound.
- 317 Dorf in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tanganjika (vgl. dazu den Abschnitt ‚Erdkunde‘ bei Paul Meyer: **Erinnerungen an Theodor Fontane 1819–1898** [Berlin: Selbstvlg. 1936]. S. 23: „Über dem Sofa ... hing eine große Karte von Afrika. Daneben stand Zöllner. Dieser rief kurz einen Ort ... und sofort knallte der Rohrstock gegen die Karte. Nun wurde festgestellt, ob der Stock getroffen hatte, dann gings weiter: ‚Dares-Salaman‘ – Knall – ‚Tanganjika‘ – Knall, usw. trieben die beiden alten Herrn Erdkunde, bemüht, sich das damals deutsche Kolonialreich zu eigen zu machen.“).
- 318 Scheinbar hatte Fontane nach der Publikation von ‚Nante Strump‘ keinerlei Einwände mehr gegen die Bekanntgabe seiner Autorenschaft (**Deutschland 2** [1890], 8 [vom 22. 11. 1890], S. 108; vgl. auch Nr. 34, Anm. 311).
- 319 Die vollständige frz. Formulierung, die Madame de Staël (1766–1817) zugeschrieben wird, lautet ‚tout comprendre c'est tout pardonner‘, d. h. ‚alles verstehen heißt alles vergeben‘.
- 320 Scheinbar hatte Mauthner Fontane wiederum um einen Beitrag für **Deutschland** gebeten, vielleicht sogar zu dem damals gerade hochaktuellen ‚Fall Lindau‘.
- 321 Diese Behauptung steht im krassen Gegensatz zu Fontanes Feststellung in Nr. 28 bzgl. seiner „Beweglichkeit“ und „Zappelfritzigkeit“.
- 322 F. M.: ‚Der Fall Paul Lindau‘ in **Deutschland 1** (1890), 48 (vom 30. 8. 1890), S. 782–84; F. M.: ‚Paul Lindau und die Berliner Presse‘ in **Deutschland 1** (1890), 49 (vom 6. 9. 1890), S. 795.
- 323 Otto Brahm: ‚Sittliche Entrüstung. Zum Fall Lindau‘ in **Freie Bühne 1** (1890), 3/4 (vom 2. 9. 1890), S. 817–20; ders.: ‚Die Lindau-Hetze‘ in **Freie Bühne 1** (1890), 3/4 (vom 9. 9. 1890), S. 852–54.

324 Der sogen. ‚Fall Lindau‘ wurde durch die russische Schauspielerin Elsa von Schabelsky hervorgerufen, die 1888 von Wien nach Berlin übersiedelt war, um am Residenz-Theater mittlere Rollen zu spielen; sie genoß die Protektion Paul Lindaus – das damaligen ‚Literaturpapstes‘ von Berlin u. Theaterkritikers des **Berliner Tageblatts** –, dessen Geliebte sie bis zum September 1889 war, als sie das Verhältnis löste und ein Engagement von Ludwig Barnay (1842–1924) am Berliner Theater annahm. Lindau forderte die Schabelsky daraufhin auf, Berlin binnen 48 Stunden zu verlassen (zu Lindaus ‚Bannbrief‘ vgl. Mehrings Broschüre **Der Fall Lindau** [s. u. S. 8–9] u. Georg Hartwich: **Paul Lindau’s Glück und Ende oder Fort muß du, deine Uhr ist abgelaufen!** [Berlin: G. Hoppner 1890], worin viele der relevanten Briefe abgedruckt sind) u. drohte, ihr die Arbeit an sämtlichen Berliner Theatern sperren zu lassen (woraufhin Barnay sein Angebot zurückzog). Die Schabelsky wandte sich daraufhin an Maximilian Harden, den sie seit 1888 kannte, der sie an Franz Mehring (1846–1919), Chefredakteur der **Volks-Zeitung**, vermittelte, der in dem vorliegenden Fall ein öffentliches Unrecht sah u. am 10. August 1889 in seinem Blatt einen Leitartikel veröffentlichte: ‚Ein Kleiner von den Seinen‘ (in seinem ersten Beitrag zu dieser Affäre [S. 782] führte Mauthner aus, daß die Berliner **Volks-Zeitung** bisher ein ernstes Blatt gewesen sei, dem niemand Skandalsucht hatte vorwerfen können; vgl. Einzelheiten zur Rolle Franz Mehrings in dieser Affäre bei Thomas Höhle: **Franz Mehring. Sein Weg zum Marxismus 1869–1891** [Berlin: Rütten & Loening 1956], S. 271–84). Lindau reagierte erst, als Harden am 20. August 1889 – ebenfalls anonym – einen Artikel in der **Volks-Zeitung** publizierte, der zu einem Gesellschaftsskandal ersten Ranges führte (für Harden war dies die erste größere Auseinandersetzung mit der Korruption der Presse [vgl. B. Uwe Weller: **Maximilian Harden und die ‚Zukunft‘** [Bremen: Schönemann 1970], S. 31]): Lindau – seit 1862 Mitglied des Pressevereins – sah sich nunmehr gezwungen, seinen guten Ruf vor dem Ehrengericht des Vereins ‚Berliner Presse‘ zu verteidigen (vgl. Hartwich, S. 16), das ihn am 2. September 1890 von jedwedem Verdacht freisprach. Die Situation hatte sich allerdings in der Zwischenzeit dadurch verschärft, daß die Schabelsky sich mit einem erpresserischen Brief (vgl. Hartwich, S. 9) direkt an Rudolf Mosse, den Verleger des **Berliner Tageblattes** gewandt hatte, um durch diesen Druck auf Lindau auszuüben (sie bot außerdem verschiedenen Berliner Bühnen ein von ihr verfaßtes Drama **Ein berühmter Mann** [ursprünglich **Das Recht der Leidenschaft**] an: zusätzlich wurden die ordentlichen Gerichte von der Schauspielerin angerufen, die Lindau (und Barnay) schuldig fanden u. der Schabelsky eine Entschädigung zusprachen (der eigentliche Verlierer in dieser Affäre war Franz Mehring, der – trotz zweier Rechtfertigungsschriften [**Der Fall Lindau** [Berlin: K. Brachvogel 1890] und **Kapital und Presse** [Berlin: K. Brachvogel 1891], worin in der ‚Vorbemerkung‘ u. Kap. 1 [‚Noch ein Boykott‘] Einzelheiten angeführt werden zu Versuchen seitens der ‚Lindau-Clique‘, Mehrings materielle Existenz zu vernichten – seinen Posten bei der **Volks-Zeitung** verlor [vgl. Höhle, S. 273 f. u. insbes. die Rolle des Besitzers der **Volks-Zeitung**, Emil Cohn]). Sowohl Mauthner als auch Brahm stellten sich auf Lindaus Seite, indem sie in ihren Beiträgen das öffentliche Breittreten einer Privataffäre entschieden verurteilten (Brahm sprach von ‚Unflätigkeiten‘ [S. 852]; später ergab sich jedoch ein gewisser Gegensatz der Ansichten (auch Mehring fand in seiner ersten Replik mancherlei Gemeinsamkeiten mit Mauthners Auffassung, wohingegen er Brahms „unsauberen Cynismus“ [S. 55] rundheraus verurteilte), als Mauthner [F. M.: ‚Noch einmal der Fall Lindau‘, S. 811] ausdrücklich hervorhob: „Und wenn Brahm sich auf Nietzsches ‚Jenseits von Gut und Böse‘ beruft [vgl. Brahm, S. 818/die Hrsg.], um Lindau zu verteidigen, so kann ich nicht mehr mit“ – obwohl von beiden die Frage aufgeworfen wurde, ob Lindau nicht gewisse Grundsätze der Berufsethik verletzt habe, indem er gleichzeitig als Kritiker für eine große Berliner Tageszeitung und als Dramaturg für das Deutsche Theater arbeitete – ein Anklagepunkt, der von L’Arronge zurückgewiesen wurde (vgl. fm. in ‚Kleine Kritik‘, **Deutschland** 2 [1890], 1 [vom 4. 10. 1890], S. 16). Fontane nahm in seinen Briefen verschiedentlich Stellung zu dieser Affäre; so schrieb er z. B. am 11. 9. 1890 an seinen Sohn Friedrich (HA, IV, Nr. 70, 62) unter Bezugnahme auf Brahms zweiten Artikel (Mauthners ersten Beitrag in einem Brief vom 3. 9. 1890 [HA, IV, Nr. 67, 61] hatte er einen „sehr hübschen Artikel“ genannt): „Lindau, der auch keinem was geschenkt hat, kriegt es nun doppelt zurückgezahlt, darin liegt so was wie Ausgleich und höhere Gerechtigkeit, aber andererseits bleibt doch das bestehn, daß in diesem Fall ihn so gut wie keine Schuld trifft.“ Ausführlich setzte sich Fontane mit dem ‚Fall Lindau‘ in seinem Brief an Friedlaender vom 24. 10. 1890 auseinander (**Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender**, Nr. 140, S. 137–38), der hier auszugsweise zitiert sei: „Die Lindaufrage ... ist eine sehr schwierige Frage ... Ich will 4 Punkte vorausschicken, damit ich nicht moralisch laxer als nötig erscheine. 1. Lindaus Benehmen ist anfechtbar und jedenfalls nicht sehr schön. 2. ich mißbillige, daß der Ehrenrath der ‚Berliner Presse‘ erklärt hat, in Lindaus Gebahren sei ‚nichts Unehrenhaftes‘ zu erblicken. 3. ich mißbillige es, wiewohl es das Klügste war, daß die ‚Vossin‘ kein Wort über die Sache gebracht hat, und 4. ich beklage den literarischen oder

doch mindestens preßlichen Gesamtzustand, der bei dieser Gelegenheit klar zu Tage getreten ist. Aber weiter kann ich mit Verwerfung und Mißbilligung nicht gehn. Die ersten Eindrücke sind nicht immer die richtigen, aber doch meist. Als mir meine Frau . . . das Anklagematerial i. e. die Lindauschen Briefe vorlas, war mein erstes Wort: „das ist gar nichts, Lindau hat ein Liebesverhältnis gehabt und mag die Schabelsky-Physiognomie nicht mehr sehn, jedenfalls mag er nicht mehr über sie schreiben. Und so proponirte er ihr, Berlin zu verlassen und ist erbötig, ihr dazu goldne Brücken zu baun.“ Das ist alles. Ich finde darin nicht das Geringste, worüber ich mich sittlich entrüsten oder Veranlassung nehmen kann, gerade das an den Pranger zu stellen. Ein Lebemann mit Liebesverhältnissen kommt beständig in solche Lagen und wer nicht ein geachter Philister ist, wird sich erinnern, daß er einmal oder mehrere mal in seinem Leben in ähnlichen oder viel schlimmeren Lagen gewesen ist und viel Anfechtbares gethan hat. Noch einmal, vom lebemännischen Standpunkt aus angesehen, ist es gar nichts, aber journalistisch-moralisch angesehen, empfängt man allerdings einen schmerzlichen Eindruck und sieht an einem wahren Musterbeispiel demonstriert, daß alles Schwindel, Clique, Mache ist . . . Die Reputation, die Lebenserfolge, Ruhm, Ansehn, Gewinn, – alles wird durch eine Gruppe von Personen bestimmt, die sich durch verschwiegnen Händedruck ‚zusammengefunden‘ haben und ihr Chef ist Lindau.“

- 325 Brücke in Prag, Mauthners Heimatstadt; diese Brücke wird auch von Fontane in **Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866**, a. a. O., S. 28 [Kap. über Prag] erwähnt; der Beitrag erschien in der **VZ** Nr. 415 vom 6. 9. 1890 (I. Beilage), worin die Überflutungskatastrophe im Moldautal beschrieben wurde und es u. a. hieß: „Ueber den Einsturz der alten, berühmten Prager Kaiserbrücke, den wir bereits gemeldet haben, wird in der Wiener N. Fr. Pr. aus Prag 4. September berichtet: Die Karlsbrücke, welche Jahrhunderte lang allen Elementen trotzte, fiel heute um 1/6 Uhr früh den verheerenden Elementen zum Opfer . . . Der Pfeiler, auf welchem sich die **Johannes-von Nepomuk-Statue** befindet, steht noch immer . . . Die tschechischen Abendblätter bringen Artikel, in welchen sie der großen Trauer über das Ereigniß des Brückeneinsturzes Ausdruck geben. Dieses Bauwerk sei ein Denkmal der glorreichen Geschichte des Königreiches Böhmen, ein heiliges Symbol gewesen, zu dem das Volk wallfahrtete und das jeder Sohn des tschechischen Volkes mit Ehrfurcht betrachtete.“

Nr. 36

- 326 Das Manuskript ging am 21. 9. 1890 an Mauthner ab (vgl. Brief Nr. 37 vom 21. 9. 1890, Anm. 333). Die Veröffentlichung (Vorabdruck) erfolgte in **Deutschland** unter dem Titel ‚Wilhelm Gentz. Ein Lebensbild‘ ab Jg. 2, Nr. 1 (vom 4. 10. 1890), S. 9–11; Fortsetzungen folgten in Nr. 2 (vom 11. 10. 1890), S. 25–26; Nr. 3 (vom 18. 10. 1890), S. 41–42; Nr. 5 (vom 1. 11. 1890), S. 64–66; Nr. 7 (vom 15. 11. 1890), S. 91–93; Nr. 9 (vom 29. 11. 1890), S. 116–18; Nr. 10 (vom 6. 12. 1890), S. 127–31; die erste Buchausgabe dieses Aufsatzes erschien als Teil der 5. ‚wohlfeilen‘ Volksausgabe der **Grafschaft Ruppin** im Jahre 1892, S. 136–85 (vgl. auch das Vorwort zu dieser Ausg., S. XI); wiederabgedr. in **NyA**, IX, S. 130–74. Zur Entstehungsgeschichte des ‚Gentz‘-Aufsatzes vgl. H.-H. Reuters Kommentar zu **Theodor Fontane. Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation**, S. 222–23, Anm. zu Brief Nr. 47: Fontane hatte die Arbeit am Manuskript Anfang 1890 abgeschlossen und es – nachdem Gentz am 23. 8. 1890 gestorben war – der **VZ** angeboten (vgl. Brief an Friedrich Stephany vom 31. 8. 1890 [HA, IV, Nr. 64, 59], worin er den Aufsatz „einen längeren Essay, fast eine richtige Biographie“ nennt); der Abdruck kam dort allerdings nicht zustande.
- 327 Wilhelm Gentz (1822–1890) war am 23. 8. 1890 verschieden; vgl. dazu den Nachruf in der **Freien Bühne** 1 (1890), 3/4 (vom 2. 9. 1890), S. 827–28.
- 328 Der ‚Orientmaler‘ Wilhelm Gentz war ein Neuruppiner ‚Spielgenosse‘ Fontanes gewesen. Nach mehreren Aufenthalten in Paris sowie ausgedehnten Studienreisen in ganz Europa u. Nordafrika hatte er sich 1857 in Berlin niedergelassen u. zahlreiche Gemälde geschaffen, jedoch auch weiterhin alljährlich große Reisen unternommen. Fontane war seit Anfang der 70er Jahre wieder in Verbindung mit Gentz getreten u. hatte des öfteren an Gesellschaften in dessen Haus teilgenommen.
- 329 Nr. 1 des 2. Jahrgangs von **Deutschland** erschien am 4. 10. 1890.
- 330 Lengde: niederdt. ‚Länge‘.
- 331 D. h. am 20. 9. 1890; am 22. 9. 1890 ist Fontane dann aus Krummhübel abgereist, wo er seinen Sommerurlaub verbracht hatte (vgl. Fricke: **Chronik**, S. 79).

- 332 Wahrscheinlich Anspielung auf Mauthners Antwortschreiben zu Fontanes Brief Nr. 36 vom 18. 9. 1890; vielleicht war Mauthner auf die Lindau-Affäre brieflich eingegangen (s. u.).
- 333 Vgl. vorhergehenden Brief Nr. 36 vom 18. 9. 1890 (Anm. 326).
- 334 Vgl. Lilian R. Furst: 'The Autobiography of an Extrovert: Fontane's „Von Zwanzig bis Dreißig“' in *German Life & Letters* NS 12 (1958/59), S. 287-94 u. Walter Müller-Seidel: 'Fontanes Autobiographik' in *JDSG* 13 (1969), S. 403: „Noch weniger ist er [Fontane/die Hrsg.] als Biograph seiner selbst bemüht, sich ins rechte Licht zu setzen . . . Und in der Tat: angebetet hat er sich zu keiner Zeit, wie sehr er sich auch seiner schriftstellerischen Aufgabe bewußt wurde . . . Die autobiographische Bescheidenheit Fontanes hat vor allem Thomas Mann gewürdigt . . .“ Man beachte ferner zeitgenössische Rez. wie die von Moritz Heimann: 'Autobiographisches von Theodor Fontane' in *Neue Deutsche Rundschau* 9 (1898), S. 959-66; Fritz Mauthner: 'Theodor Fontane. Von Zwanzig bis Dreißig' im *BT* Nr. 430 vom 25. 8. 1898 u. Willy Pastor: 'Theodor Fontane's Autobiographie' in *Deutsche Rundschau* 97 (1898), S. 157-58.
- 335 Vgl. Brief Nr. 35, Anm. 324.
- 336 Vgl. Brief Nr. 35, Anm. 322 u. 323 (sowie die dort genannten Beiträge).
- 337 Mauthner hatte in seinem ersten Beitrag zum 'Fall Lindau' (*Deutschland*, Nr. 48) der Meinung Ausdruck verliehen, daß die *Volks-Zeitung* „nicht scharf genug zwischen dem unterschieden [habe], was vor die Öffentlichkeit gehört und was nicht.“ (S. 782) In drei Schritten kam er dann zur Schlußfolgerung, daß 1. sein Gerechtigkeitsgefühl es ihm verbiete, „Paul Lindau wegen seiner Lebensanschauung einen Schurken zu nennen, welche neun Zehntel aller Zeitungs-geschftsleute mit ihm teilen, daß nämlich die Feder eine Waffe sei, die man auch zu seinem persönlichen Vorteile führen dürfe.“ (S. 783); 2. „weder L'Arronge noch Paul Lindau verpflichtet [seien], bei ihrer Thätigkeit an das deutsche Drama zu denken.“ (S. 783); 3. ein Ehrenpunkt der Berliner Theaterkritik berührt worden sei, falls Lindau wirklich gleichzeitig als Feuilletonist für das *Berliner Tageblatt* und als Dramaturg für das Deutsche Theater gearbeitet habe: „Mit dem Rücktritt von der öffentlichen Kritik wäre der Fall Lindau aber auch erledigt.“ (S. 784) In einem zweiten Beitrag (*Deutschland*, Nr. 49) hatte Mauthner dann gleichfalls Stellung bezogen zur Anklage Lindaus vor dem Ehrengericht des Vereins 'Berliner Presse' (Mauthner war seit 1877 Mitglied): „Ich habe schon vor acht Tagen die Behauptung gewagt, daß Paul Lindau, so scharf ich auch den entscheidenden Punkt der sogenannten Anklage beurteilen muß, seinem ganzen Wesen nach besser sei als viele seiner Kollegen. Von seiner höheren Begabung ganz zu schweigen. Und nun soll auf einmal über sein Thun und Lassen von einer Vereinigung von Männern Recht gesprochen werden, welche nur das gemeinsam haben, daß sie bürgerlich ehrenwert sind und von ihrer Feder leben. Neun Zehntel dieser Männer stehen mit Lindau . . . in dieser oder jener Beziehung. Wenn Lindau dort in der That ein Angeklagter wäre, was ein ganz falscher Ausdruck ist, und ihm ein berechtigter Ankläger gegenüberstünde, sämtliche Richter beinahe müßten perhorresziert werden. Ja, ich gehe so weit zu sagen, die Ehrenfrage, um die es sich handelt, greift so tief in das Journalistenleben, daß jeder Journalist darin Partei ist und nur Nichtjournalisten - wenn es noch solche giebt - objektive Richter sein können.“ (S. 795) Otto Brahm in seinem ersten Beitrag (*Freie Bühne* vom 2. 9. 1890) betont zunächst, daß in dem „Durcheinander der Stimmen, aus diesem Chaos der Entrüstung, das Wesentliche herauszuhören [sei]“. (S. 818) Für ihn ist daher auch die Persnlichkeitsfrage sekundär, wohingegen das Ansehen der Kritik, die Geltung des Journalisten-Standes im Vordergrund steht: „Du lieber Gott, wenn wirklich aus dieser häßlichen Publikation das Publikum lernen würde, den Kritikern zu mißtrauen und gedrucktem Salbadern nicht mehr zu glauben, als ungedrucktem - das wäre doch ein redlicher Gewinn. Mchte es doch anfangen, sich seine Leute anzusehen, sie zu kontrolliren in ihren leicht durchschauerten Lobesanstalten auf Gegenseitigkeit, in ihren kleinen Gefälligkeiten, die die Freundschaft erhalten, und in ihren großen Gemeinheiten, die die Feindschaft konserviren; möchte es anfangen, den Flschern auf die Finger zu kucken, welche Mißerfolge für Erfolge ausschreiben, Gunst für Ungunst, und die durch tausend Nebenrücksichten bestochene Richter werden. Nur aus dem Publikum kann die Reaktion gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt kommen, das bleibt freilich wahr; aber nicht durch Denunziation und klatschende Rachsucht soll es sich anführen lassen: nur seine Augen braucht es zu ffnen, und alles andere folgt von selbst, nach Naturgesetz - ohne sittliche Entrüstung . . .“ (S. 819) Es ist sicher diese - fundamentalere - Kritik Brahms zu dem Skandal, d. h. die Verurteilung der „ethischen Mobilmachung“ (S. 820), auf welche Fontane in seinem Brief Bezug nimmt; denn in seinem zweiten Beitrag zum 'Fall Lindau' (*Freie Bühne* vom 9. 9. 1890) geht Brahm nur noch auf einige spezifische Punkte der

Hetze gegen Lindau ein, wie z. B. die Ehrenerklärung von L'Arronge (1838–1908) für Lindau sowie den ‚Drohbrief‘ der Schabelsky in der *Volks-Zeitung* (vgl. Mehring, *Der Fall Lindau*, S. 37); vielleicht hatte Fontane zusätzlich auch bei seiner Feststellung, daß Brahms Stellung „noch ein bischen richtiger [sei]“ Mauthners Behauptung (in seinem dritten Beitrag zum ‚Fall Lindau‘ in *Deutschland*, Nr. 50) im Sinn: „Ich weiß, daß man über den Begriff der Standesehre erhaben sein kann wie nur Graf Trast in Sudermanns ‚Ehre‘ . . . Ich weiß, daß man einen höheren Standpunkt einnehmen kann. Man kann das Allzumenschliche in Lindaus Falle sehr menschlich finden. Ich kann mit Otto Brahm, dem bekannten Kritiker und Litteraturhistoriker, im wesentlichen übereinstimmen, so lange er den Vorgang psychologisch erklärt und aus dem berühmten Milieu ableitet; nur daß ich dann das ganze Milieu zu beurteilen gezwungen bin.“ (S. 811) Wesentlich in diesem Gegensatz der Meinungen (Mauthner contra Brahm) ist auch Fontanes eigener detaillierter Ansatz zum ‚Fall Lindau‘ im Brief an Friedlaender vom 24. 10. 1890 (vgl. Nr. 35, Anm. 324). Übrigens hat Mauthner mit der Schabelsky korrespondiert (im LBI/New York liegen 8 Briefe u. 7 Karten der Schabelsky vor aus dem Zeitraum 1883–92 u. insbes. aus den Jahren 1889–90), so daß Mauthners Position wohl keine ganz neutrale gewesen sein dürfte!

- 338 Paul Roland: ‚Schlußbetrachtung über die Berliner Kunstaussstellung‘ in *Deutschland* 1 (1890), 49 (vom 6. 9. 1890), S. 793–94.
- 339 Julius Ev.: ‚Noch einmal die akademischen Ausstellungspreise‘ in *Deutschland* 1 (1890), 51 (vom 20. 9. 1890), S. 821–23.
- 340 Paul Roland (1856–1932), seit 1890 Redakteur beim *Tag* (Berlin), hat weitere Artikel in *Deutschland* zu kunstphilosophischen Fragen veröffentlicht (vgl. z. B. ‚Die Kunst auf den öffentlichen Plätzen Berlins‘ in *Deutschland* 2 [1890], 4 [vom 25. 10. 1890], S. 53–55, und sein Name erschien auf der Liste der Mitarbeiter in der Abonnements-Einladung für Nr. 1 des 2. Jahrgangs von *Deutschland* am 4. 10. 1890; Julius Ev. konnte nicht ermittelt werden, obwohl drei weitere Beiträge in *Deutschland* erschienen (Mauthner hat scheinbar nie unter diesem Pseudonym publiziert).
- 341 Unter den in den obengenannten Artikeln erwähnten Malern konnten nur drei Wiener ermittelt werden: Eduard Hirschler (1828–1891), Joszi Koppay (geb. 1859) u. Hans Makart (1840–1884); bei den zahlreichen anderen Malern handelt es sich in allen Fällen um gebürtige Deutsche.

Nr. 38

- 342 Es handelt sich hierbei um Franz Mehrings Broschüre *Der Fall Lindau* (Berlin: K. Brachvogel 1890); vgl. dazu auch Otto Brahms Hinweis in ‚Die Lindau-Hetze‘, S. 854: „Die Volkszeitung schließt ihren letzten fulminanten Artikel mit der Ankündigung einer Broschüre, welche nun erst den wahren Lindau enthüllen werde; und sie deutet an, daß wir nicht am Ende, sondern erst am Beginn einer Lindau-Hetze stehen.“ Diese Broschüre wurde ferner erwähnt bei -fm: ‚Der Fall Lindau‘ in der Rubrik ‚Kleine Kritik‘ in *Deutschland* 2 (1890), 1 (vom 4. 10. 1890), S. 16.
- 343 Franz Mehring (1846–1919), Sozialist; bekannt durch seine *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie* (1897/98).
- 344 *Volks-Zeitung* vom 10. 8. 1890; vgl. Brief Nr. 35, Anm. 324.
- 345 In seiner Broschüre *Der Fall Lindau* erörtert Mehring in Kap. 1 (‚Der Bannbrief und der Boykott‘, S. 5 f.) die Verschwörung zwischen Paul Lindau u. Ludwig Barnay, dem Direktor des Berliner Theaters (S. 10–12), wobei insbes. die Ehrenerklärung Barnays (Brief an den Vorstand des Vereins ‚Berliner Presse‘ vom 2. 9. 1890) vollständig zitiert wird; ferner wird das Bühnenboykott gegen die Schabelsky – für die Mehring den Ausdruck ‚Theaterproletarierin‘ prägte – ausführlich diskutiert (S. 15–22), indem u. a. auf den Versuch, ein Theaterstück der Schabelsky (*Ein berühmter Mann*) zu unterdrücken, eingegangen wird. In Kap. 2 (‚Dramaturg, Kritiker und Theaterdichter‘, S. 23 f.) wird die Verletzung der Berufsethik durch Paul Lindau (gleichzeitige Tätigkeit als Dramaturg u. Kritiker) erörtert sowie die angebliche ‚Verschwörung‘ zwischen Lindau u. L'Arronge, dem Direktor des Deutschen Theaters. In Kap. 3 (‚Ein sozialer Typus‘, S. 30 f.) trägt Mehring seine Angriffe gegen bestimmte Kritiker vor, die sich (wie z. B. Otto Brahm) auf die Seite Lindaus geschlagen u. nach Mehrings Ansicht dazu beigetragen hatten, das Schicksal von Schauspielerinnen wie der Schabelsky – den „sozialen Typus der Parias vom Theater“ (S. 38) – zu verewigen. In Kap. 4 (‚Das Ehrengericht und sein Spruch‘, S. 40 f.) wird der Urteilspruch des Vorstandes des Vereins ‚Berliner Presse‘ (der auf S. 43–47 vollständig abgedruckt

- wird) kritisch beleuchtet u. der Freispruch Lindaus als ‚Komplott‘ der ‚Lindau-Clique‘ abgetan. Im abschließenden 5. Kapitel (‚Presse und Theater‘, S. 50 f.) wird der ‚Fall Lindau‘ zusammenfassend als typisch für die Korruption der deutschen Presse hingestellt.
- 346 Fontane war 1862 einer der Mitbegründer des Vereins ‚Berliner Presse‘ (vgl. Schlenker, a. a. O., S. 52); im Ehrenrat, der sich zu diesem Zeitpunkt aus sieben Vorstandsmitgliedern konstituierte, hat er jedoch nicht gesessen (der Sitzungsbericht dieses Ehrenrates zum ‚Fall Lindau‘ vom 8. September 1890 wurde von Mehring in seiner ersten Broschüre abgedruckt, S. 43–47); als langjähriges Mitglied des Vereins ‚Berliner Presse‘ ist Fontanes Bemerkung jedoch signifikant u. sicher mehr als eine bloße Redefloskel, indem sich darin der Mißmut über die Urteilsfindung des Ehrenrates ausdrückte.
- 347 F. M.: ‚Wildenbruchs „Haubenlerche“ in Deutschland 1 (1890), 52 (vom 27. 9. 1890), S. 835; es handelt sich hierbei um Mauthners Besprechung von der Erstaufführung von Ernst von Wildenbruchs neuem Drama **Die Haubenlerche** im Deutschen Theater am 20. 9. 1890.
- 348 Vgl. folgenden Auszug aus der 1. Hälfte von Mauthners Besprechung: „So giebt es immer noch einen Wildenbruch im Schlafrock und einen Wildenbruch in Ritterstiefeln . . . Wer aber den Kleinmaler Wildenbruch liebgewonnen hat . . . der begrüßte ‚Die Haubenlerche‘ wirklich froh als den frischen Entschluß des Dichters, die Ritterstiefel ein für allemal abzulegen und mit modernen Menschen Mensch zu sein. Man hat während der ersten Aufführung da und dort behauptet, Wildenbruch hätte sich dabei von dem großen Erfolge und von der großen Aufregung des vorigen Winters, von ‚Ehre‘ und ‚Vor Sonnenaufgang‘ beeinflussen lassen. Diese Annahme ist ganz überflüssig; seit zehn Jahren liegt diese Strömung in der Luft, und Wildenbruch hat im Guten und Bösen oft bewiesen, daß er so leicht zu lernen nicht der Mann sei. Dazu kommt, daß seine Art des Realismus eine ganz selbständige und glückliche ist. Er, der geborene Theatermensch, verzichtet auf die kleinen Theaterrmittel, und andererseits gebraucht er die groben Worte nicht um ihrer selbst willen.“ Fontane hat Wildenbruchs Stück erst im folgenden Jahr gesehen (zum Zeitpunkt der Uraufführung befand er sich im Urlaub im Riesengebirge); in einem Brief an Mete vom 17. 6. 1891 (Propyläen, II, Nr. 329, 186) bezeichnete er es als das „talentvollste“ von Wildenbruchs Dramen; andere zeitgenössische Kritiker urteilten allerdings längst nicht so positiv; vgl. etwa Maximilian Hardens Rez. in der **Gegenwart** 38 (1890), 39, S. 205–07 unter der Rubrik ‚Dramatische Aufführungen‘, worin es u. a. (S. 206) heißt: „Glaubt Herr von Wildenbruch wirklich, daß Lene die Stunde je vergißt, da sie, halb trunken und halb zitternd vor junger Begierde in eines frechen Wüstlings Arm sich wand? Dann kennt er seine Lene nicht. ‚Die wird nich wieder‘. Der große Leneschöpfer, Theodor Fontane, mag’s ihm sagen.“ Vgl. ferner die Besprechung von Otto Brahm in der ‚Freien Bühne‘, 1 (1890), 3/4 (vom 23. 9. 1890), S. 897–99 (Sammelrez. unter der Rubrik ‚Theater‘).
- 349 Vgl. Mauthners Besprechung (= fm.) von Oscar Blumenthals (1852–1917) neuem Drama **Zweites Gesicht** in **Deutschland** 1 (1890), 52 (vom 27. 9. 1890), S. 836, worin er anmerkt, daß Blumenthal „mit seinem sprühenden Witz und seiner dichterischen Schwäche der Alte geblieben [sei] . . . Er jagt nach Witzen, um sein Stück lebendig zu machen, und dabei wird er oft geziert oder geschraubt. Aber neben diesen künstlichen Witzen sprudelt oft genug sein natürlicher Witz hervor mit Worten von solcher Schlagkraft und so echt geistreicher Fassung, daß sie den Vergleich mit den geflügelten Worten eines Augier nicht zu scheuen haben. Würden diese hundert guten Einfälle natürlich und ungezwungen aus der Handlung und den Charakteren hervorgehen, so wäre Blumenthal ein großer Lustspieldichter. Er verzichtet aber so vollkommen auf ein natürliches Wachstum seiner Witzworte, daß er selbst den dummen Kerl seines Stückes Blumenthalsche Witze machen läßt.“
- 350 Maximilian Harden: **Bolero** in **Deutschland** 1 (1890), 52 vom 27. 9. 1890), S. 825–27; **Schlus** in 2 (1890), 1 (vom 4. 10. 1890), S. 13–15.
- 351 Anspielung auf die Namensänderung von Maximilian Harden (1861–1927), geb. Felix Ernst Witkowski; Harden hatte diesen Künstlernamen, um den viel gerätselt worden ist [vgl. Weller, S. 21–2], angenommen; 1888 hatte Harden seine Bühnenkarriere aufgegeben und eine Schriftstellerlaufbahn eingeschlagen (ab Februar 1888 beim **Berliner Tageblatt**); 1892 gründete er die Wochenschrift **Die Zukunft**; vgl. dazu auch die ausgedehnte Korrespondenz zwischen Harden u. Mauthner im LBI/New York bzw. im Bundesarchiv/Koblenz.
- 352 Scheinbar waren Hardens literarische Aufsätze – wie auch später seine politischen – zu einseitig anspruchsvoll für Fontanes Geschmack.
- 353 Vgl. S. 826: „Nr. 3. Auftreten des unübertrefflichen Ventriloquist und Tierstimmenimitators Mr. Jonathan Stevenson, Hofkünstler Sr. Majestät des Königs Milan von Serbien, Ehrenmitglied des Freien deutschen Artistenbundes, Ritter p. p., mit seinem weltberühmten **Musée mystérieux**.“ Der Löschpapierzettel des

„Concordia-Theaters“ hatte Mr. Jonathan Stevenson nicht über Gebühr gepriesen, und der sachverständige Potentat hatte keinen Unwürdigen mit dem stolzen Titel eines Hofkünstlers geschmückt. Die Orden, die der Wackere auf seinem goldknöpfigen Stallmeisterfrack ausstellte, erinnerten zwar bedenklich an karnevalistische Vereinsdekorationen, und der halblaute Ausruf ‚Rindvieh‘, der dem Meister bei einer verfehlten Handreichung seines zwergenhaften Gehilfen entfuhr, ließ mit seinem urberlinischen Accent begründeten Zweifel an der angelsächsischen Abstammung Mister Stevensons aufkommen; einen Künstler aber fragt nur ein sauertöpfischer Philister nach Nam' und Art, und wenn die Ehrenzeichen des Ventriloquistens falsch waren, seine Kunst war echt.“

- 354 Der Provinziale in Hardens Erzählung **Bolero** ist der Gymnasiallehrer Dr. Friedrich Winter aus einer 8000-Seelen-Stadt, der einen Aufenthalt in Berlin bei einem Freund mit einem Besuch von Vergnügungsvorstellungen beginnt. Zu dieser Figur vgl. auch Fontanes Brief an Friedlaender vom 28. 9. 1890 (Nr. 138, S. 136): „Wenn Ihnen Nummer 52 von Mauthners ‚**Deutschland**‘ . . . zu Händen kommen sollte, so, bitte, überfliegen Sie doch die kleine Erzählung von Max Harden ‚**Bolero**‘. Es tritt ein Herr darin auf, ein Provinziale, der sich riesig freut, daß er . . . **alles in Berlin so riesig langweilig finden kann**, denn in seinem derzeitigen Posemuckel haben sie ihn durch öde Redensarten über die ‚Berliner Herrlichkeit‘ längst zur Verzweiflung gebracht.“

Nr. 39

- 355 Scheinbar ging es der Mauthnerschen Zeitschrift bereits zu Beginn des zweiten Jahrgangs finanziell nicht gut, u. Kühns Kritik an der inhaltlichen Darstellung von **Deutschland** (S. 180) bietet eine zutreffende Erklärung für den allmählichen Niedergang: „**Deutschland** ist keine Spur revolutionärer als seine Titelvignette. Sein Herausgeber ist zu sehr Literat um etwas anderes als eine Literaturzeitschrift gestalten zu können. Politisch bleibt er völlig abstinente, ‚soziales Leben‘ spielt nur am Rande eine Rolle, einige Male werden technische Neuerungen, medizinische, juristische und militärische Fragen behandelt. Eine wirkliche Öffnung zu Themen außerhalb der Literatur ist nicht gelungen. Als Literaturzeitschrift aber ist **Deutschland** zu wenig originell. Abgesehen von Gustav Landauer und Maximilian Harden mit einigen wenigen Artikeln, stößt man auf die schon längst bekannten Namen wie Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Hans Hopfen, Erich Schmidt. Die Absicht, unparteiisch alle Richtungen zu Worte kommen zu lassen, führt zu einer völligen Richtungslosigkeit. Als Spiegel des gesamten Geisteslebens konnte die Zeitschrift keinerlei Impulse geben. Einziges Ruhmesblatt bleibt die Erstveröffentlichung von Theodor Fontanes **Stine**, die die **Vossische Zeitung** abgelehnt hatte. **Deutschland** ist eine Literaturzeitschrift wie andere auch, in der Abonnementseinladung zum zweiten Jahrgang ist dann auch nur noch von der Gewißheit die Rede, daß **Deutschland** ‚imstande sein werde, sich zu einer literarischen Machtstellung emporzuschwingen‘. Getragen wird **Deutschland** vor allem durch die Artikel des Herausgebers selbst. Den Leserschwind konnte aber auch sie nicht abhelfen . . .“ Die kritische Lage des Blattes wird indirekt auch bestätigt in Mauthners Brief an Auguste Hauschner (einer Cousine Mauthners) vom 5. 10. 1890 (in Martin Beradt/Lotte Bloch-Zavfel [Hrsg.]: **Briefe an Auguste Hauschner** [Berlin: Rowohlt 1929], S. 26): „Für Deinen Glückwunsch [zum 2. Jg. von **Deutschland** beginnend am 4. 10. 1890/die Hrsg.] vielen Dank. Auch da liegt der Knüppel beim Hund. Ein Blatt, das man geschaffen hat, macht ebenso viel Ärger wie andere kleine Kinder.“ Beigetragen zum vorzeitigen Ende von **Deutschland** hat wohl auch die damals kurz bevorstehende Gründung der **Freien Bühne** zu Ende Januar 1890, wovon Otto Brahm Mauthner in einem (unveröffentlichten) Brief vom 30. 12. 1889 (Original im LBI/New York) Mitteilung machte; ganz abgesehen von der Tatsache, daß Brahm eine Zeitschrift plante, die wesentlich weiter links stehen sollte als **Deutschland** – womit indirekt Kritik an Mauthners Redaktion ausgesprochen wurde: „Das Blatt [die **Freie Bühne für modernes Leben**/die Hrsg.] will viel weiter links gehen, als das Ihrige. Kampf soll die Parole sein. . . .“ Letztendlich wurde **Deutschland** dann ein Vierteljahr später (zum Jahreswechsel 1890/91) nahtlos mit dem **Magazin für Litteratur** verschmolzen (gemeinsam herausgegeben von Otto Neumann-Hofer und Fritz Mauthner); in einer Verlautbarung ‚An unsere Leser‘ im **Magazin** vom 3. 1. 1891 (Jg. 60, Nr. 1) hieß es abschließend: „Mit diesem erneuerten und erweiterten Programm kündigen wir unseren Lesern eine Erweiterung der Redaktion an, welche die Zuversicht in die Lösung unserer Aufgaben wesentlich erhöhen wird. Der Eintritt **Fritz Mauthners** in die Redaktion des ‚Magazins für Litteratur‘ verstärkt diese nicht nur um eine erprobte redaktionelle Kraft, sondern auch um eine litterarische Persönlichkeit von scharf ausgeprägter Individualität. Indem er das bisher von ihm geleitete Wochenblatt ‚**Deutschland**‘ mit unserem **Magazin** verschmilzt, führt er dem vereinigten Blatte alle die schätzbaren Verbindungen zu, welche die auszeichnenden Vorzüge seiner

Wochenschrift ausmachten...“ Vgl. dazu auch die in vieler Hinsicht gleichlautende Abonnements-Einladung in *Deutschland*, Jg. 2, Nr. 1 (vom 4. 10. 1890), worin es u. a. hieß: „In *Novellen und Skizzen*, die, in Form und Inhalt gleich vollendet, sich nicht ängstlich abwenden von den Kämpfen unserer Tage wird ‚Deutschland‘ einen anregenden und fesselnden Unterhaltungsstoff bieten. Das geistige Leben unserer Zeit mit all seinen wechselnden Strömungen und Gegenströmungen auf den Gebieten der *Litteratur, Kunst und Wissenschaft* soll unser ‚Deutschland‘ widerspiegeln in einer Kritik, die, frei von allen Nebenrück-sichten, frei insbesondere auch von veralteten Anschauungen, den Stoff durch-dringend, in edler Form nur die Wahrheit erstreben und verfechten will. Aus der reichlich gegliederten Entwicklung des *technischen und industriellen* Lebens wird ‚Deutschland‘ diejenigen Zweige herausheben, welche das Interesse der Gesamtheit berühren. Auch die *sozialen und politischen* Fragen sollen eine so freie und sachliche Beleuchtung erfahren, daß, was immer dem Wohl unseres Volkes, was dem Kultur-Fortschritt der Menschheit frommt, sich abklärt von den vergänglichen Sonderbestrebungen des Tages. Alle großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, sollen in so *ansprechender, fesselnder Form* behandelt werden, daß *jeder denkende deutsche Mann, jedes strebende deutsche Weib* ‚Deutschland‘ mit Genuß und Befriedigung liest und bald jede Nummer mit Ungeduld erwartet. Um dies hohe Ziel zu erreichen, um in unserer Wochen-schrift ‚Deutschland‘ das ganze deutsche Geistesleben der Gegenwart zusammen-zufassen, haben wir uns die *Mitwirkung der hervorragendsten Dichter, Gelehrten, Kritiker und Publizisten* gesichert...“

- 356 *Deutschland*, Jg. 2, Nr. 5 (vom 1. 11. 1890), S. 57–72.
- 357 L. S.: ‚Vom Arbeiterparlament zu Halle‘, S. 61–62.
- 358 Professor Dr. C. Keller: ‚Zur Eminfrage‘, S. 62–64; Fortsetzung in Nr. 6 (vom 8. 11. 1890), S. 77–81.
- 359 Robert Hessen: ‚Zur Nationalökonomie des Talents‘, S. 69–71.
- 360 F. M.: ‚Wieder ein Censurverbot‘, S. 71.
- 361 Vgl. Anm. 359.
- 362 Vgl. S. 70: „Das beantwortet uns u. a. Wilhelm Jordan in der Vorrede zur fünften Buchaufgabe seines formvollendeten Lustspiels ‚Durchs Ohr‘. Er hatte seine ‚Liebesleugner‘ fünf Jahre lang vergebens umhergeschickt, und als endlich ein Theaterleiter soviel gesunden Instinkt besaß, sie zur Aufführung zu bringen, gingen sie binnen wenigen Jahren etwa zweihundertmal in Deutschland über die Bretter. Nach diesem Erfolg mußte Jordan andere fünf Jahre mit seinem ‚Durchs Ohr‘ herumwandern. Stumpsinn überall. Zufällige, rein persönliche Beziehungen öffnen endlich dem Meisterwerk die Thür. Es wird binnen kurzer Frist etwa vierhundertmal gegeben. Und was geschieht? Seit sechs oder sieben weiteren Jahren pocht der Dichter mit seinem neuesten und letzten Werk bei unsern Theatern an. Es ist nicht eines, welches einen Versuch machen möchte. Unmutig giebt er es als Buch heraus, weil dieser Weg seiner Erfahrung nach noch immer der einzige sei, der in Deutschland Erfolg verheiße, zieht sich ganz vom *dramatischen Schaffen zurück* und freut sich, daß ihn das Schicksal freundlich genug bedacht habe, um seine Kraft auf andern Gebieten, als Recitator und Romanschriftsteller bethätigen zu können.“
- 363 Wilhelm Jordan (1819–1904), Lustspiel- und Tragödiendichter traditioneller Form; Übersetzer klassischer Themen (Sophokles, Edda, Nibelungen, Shakespeare); vgl. Hans von Basedows Aufsatz ‚Wilhelm Jordan als Dramatiker‘ in: *Die Gegenwart* 33 (1890), 30 (vom 26. 7. 1890), S. 55–56, der einerseits betont, daß uns in Jordan ein Dichter einer eigenartigen dramatischen Individualität gegenüber tritt: „Er hat ... einen antik-klassischen Zug, ohne dem modernen Empfinden fern zu stehen...“ (S. 55); andererseits jedoch andeutet, warum Fontane für Jordans Stücke nicht viel übrig hatte: „Das, was allen dramatischen Autoren fehlt, die höhere Zwecke verfolgen, fehlt auch Jordan: die unmittelbare Fühlung mit der Bühne.“ (S. 56) Fontane hat scheinbar nur eins von Jordans Stücken besprochen (vgl. seine Besprechung von *Durchs Ohr* in der *VZ* Nr. 230 vom 1. 10. 1878 [abgedr. in *NyA*, XXI, S. 700–02], worin es u. a. heißt: „Aber trotz dieser großen und innerhalb unserer modernen Lustspielproduktion ziemlich vereinzelt dastehenden Vorzüge ist das *Ganze* nicht zu brauchen... Es ist gar kein Stück, sondern eine mehr oder weniger willkürliche Aneinanderreihung von Szenen...“); aber er wird wohl auch andere Theaterstücke von Jordan wie z. B. *Die Liebesleugner* (1855), *Die Witwe des Ägis* (1858), *Arthur Arden* (1872), *Sein Zwillingsbruder* (1883) u. *Tausch enttäuscht* (1884) gekannt haben; andererseits weist Fontanes Bemerkung, daß Jordan ein großes Talent sei, darauf hin, daß er auch Prosawerke dieses Autors gekannt hat (wie z. B. *Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart* [1865]).

Nr. 40

- 364 Vgl. Mauthners Kurzrezension von Fontanes *Stine* in der Rubrik 'Kleine Kritik' (fm.: 'Theodor Fontane. *Stine*' in *Deutschland* 2 [1890], 7 (vom 15. 11. 1890), S. 96), worin er die Erzählung eine 'Meisternovelle' nennt und u. a. lobt: „Wie einfach wahr das alles erzählt ist, das braucht hier nicht gerühmt zu werden. Unsere konsequenten Naturalisten könnten da in eine gute Schule gehen. Der alte Fontane ist ein Realist, wie nur die allerjüngsten; er ist glücklicherweise kein Pedant geworden und darum ein Dichter geblieben.“
- 365 Julius Faucher (1620–1878), namhafter Nationalökonom und Publizist in London u. Berlin; Abgeordneter der Freipartei u. Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses seit 1863; Hrsg. von volkswirtschaftlichen Zeitschriften; Fontane kannte Faucher sehr gut persönlich (vgl. Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*, Kap. 2 [in: HA. Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen, Bd. 4: 'Autobiographisches' [München: Hanser 1973], S. 206–228 u. Anm. auf S. 1123]).
- 366 Vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig* (S. 207), wo Fontane Faucher ein 'Pump- und Bummel-Genie' nennt u. das von den sogen. 'Sieben Weisen des Hippelschen Kellers' organisierte Bettelwesen beschreibt (S. 208–09), zu dem sich verschiedene namhafte Berliner Lokalfiguren, als 'Strolche' verkleidet, zusammengetan hatten (vgl. dazu auch Moritz Heimann: 'Autobiographisches von Theodor Fontane' [a. a. O., S. 964], wo weitere Einzelheiten über das damalige bizarre Vereinsleben u. insbes. auch Faucher gegeben werden; man beachte ferner, daß Faucher 1862 einer der Mit-Begründer des Vereins 'Berliner Presse' gewesen war u. daß Fontane ihn sicher auch von daher kannte); in einem späteren Brief an Heinrich von Friedberg vom 3. 9. 1889 (*Briefe an seine Freunde*, II, S. 214) nennt Fontane Faucher – und seine Kumpanen – 'Hochstapler': „Sie schlugen den Esel (ihre sogenannte Idee) und meinten den Sack, den Geldsack.“
- 367 Vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig* (S. 215): „Faucher hatte seinen besten Tag [während eines Treffens in London/die Hrsg.] und sprudelte nur so, wobei mir, nebenherlaufend, die Bemerkung gestattet sein mag, daß ich, mit Ausnahme von Bismarck . . . keinen Menschen zu nennen wüßte, der die Gabe des geistreichen und unerschöpflichen Plauderns über jeden Gegenstand, in einem so eminenten Grade gehabt hätte wie Faucher . . . Er schwatzte nie bloß darauf los, jeder Hieb saß.“
- 368 Kaiser Wilhelm I. (1797–1888); bzgl. Wrangel vgl. Brief Nr. 20 vom 3. 9. 1889.
- 369 F. M.: „Sodoms Ende“; Mauthners Besprechung von Hermann Sudermanns Theaterstück erschien in *Deutschland* 2 (1890), 7 (vom 15. 11. 1890), S. 95–96; der Vorabdruck von diesem Drama erschien ab 13. 12. 1890 in *Deutschland* 2 (1890), 11a, S. 137–54; 11b (gleiches Datum), S. 155–59; 12 (vom 20. 12. 1890), S. 171–73; 13 (vom 27. 12. 1890), S. 187–89; im letzten Blatt von *Deutschland* erschien eine Bekanntmachung, daß der abschließende Teil von *Sodoms-Ende* im *Magazin für Litteratur* zum Abdruck kommen würde; dies geschah in Jg. 60, Nr. 1, S. 2–5 (vom 3. 1. 1891), Nr. 2, S. 17–22 (vom 10. 1. 1891), Nr. 4, S. 51–53 (vom 24. 1. 1891) u. Nr. 5, S. 69–70 (vom 31. 1. 1891).
- 370 In der obigen Rez. verteidigt Mauthner die Volkstümlichkeit von Sudermanns Stück *Ehre* und erklärt diese mit der „köstliche[n] Kleinmalerei im Hinterhause“; ferner versucht er die geringere Wirkung dieser 'Kleinmalerei' in *Sodoms Ende* zu ermitteln (S. 95).

Nr. 41

- 371 Paul Schlenker (1854–1916), Kritiker, Schriftsteller u. Theaterdirektor; nach Fontanes Ausscheiden (1890) Theaterkritiker bei der *VZ*; ab 1898 Direktor des Wiener Burgtheaters; gab 1909/10 zusammen mit Otto Pniower die erste Sammlung Fontanescher Briefe an die Freunde heraus; Korrespondenzpartner Fontanes seit Mitte der 80er Jahre. Paula Conrad (1860–1938), Mitglied des Ensembles des Berliner Hoftheaters; seit 1890 mit Paul Schlenker verlobt, den sie im Sommer 1892 heiratete; Fontane hatte eine Schwäche für sie als Mensch u. als Schauspielerin (vgl. dazu Renate Hoyer: 'Theodor Fontane und Paula Conrad' in *Fontane Blätter* 3 (1975), 6, S. 454–79).
- 372 Marie Sternheim, geb. Meyer, Gattin des Berliner Bankiers Sternheim (dem Vermögensverwalter Fontanes) u. mit Fontane eng befreundet (vgl. Fontanes Brief an Mete vom 24. 1. 1891 [Propyläen, II, Nr. 325, 180]: „ . . . Frau Sternheim ist so ziemlich die normalste, angenehmste und liebenswürdigste Frau, die ich kenne.“).
- 373 Karl Zöllner (1821–1897), Jurist; 1876 Nachfolger Fontanes als Erster Sekretär der Akademie der Künste in Berlin; 'Tunnel-', 'Rütli'- u. 'Ellora'-Mitglied (Beiname: 'Chevalier'). Emilie Zöllner, geb. Timm (1828–1924); vgl. Fontanes Briefe an die beiden Zöllner in Bd. 4 der Propyläen-Ausgabe, S. 7–135.

- 374 Otto Brahm (1856–1912), Kritiker, Schriftsteller u. Theaterdirektor (vgl. Brief Nr. 26, Anm. 273).

Nr. 42

- 375 Vgl. ‚Wilhelm Gentz. Ein Lebensbild‘, Schluß in **Deutschland 2** (1890), 10 (vom 6. 12. 1890), S. 127–31; die Ägypten-Reise von Gentz (im Jahre 1850), die ihn u. a. nach Palästina, Syrien u. Klein-Asien führte, wurde bereits in **Deutschland 2** (1890), 5 (vom 1. 11. 1890), S. 63 abgehandelt; die hier von Fontane erwähnten Briefe wurden im Vorabdruck nicht berücksichtigt (veröffentlicht als Buchausgabe in **Wanderungen Teil 1** [Wohlfelige Ausgabe [1892]; abgedr. in HA, Abt. 2, Bd. 1, S. 143–189]).
- 376 **Deutschland 2** (1890), 10 (vom 6. 12. 1890).
- 377 Vgl. Mauthners (= F. M.) Sammelrezension ‚Theater‘ (in **Deutschland 2** [1890], 10 [vom 6. 12. 1890], S. 133–34) von **Raskolnikow**, Schauspiel in 4 Akten nach F. M. Dostojewski, in der Bearbeitung von Eugen Zabel u. Ernst Koppel im Lessing-Theater; **Angele**, Komödie von Otto Erich Hartleben; **Ohne Liebe**, dialogisierte Novelle in zwei Szenen von Marie von Ebner-Eschenbach, beide auf der Freien Bühne.
- 378 Auf S. 134 schreibt Mauthner: „Es ist sehr merkwürdig, wie der jüngste unter unseren alten Dichtern, wie Theodor Fontane auf die Wege Dostojewskis geführt wurde, als er einen verwandten Stoff behandelte. Vor wenigen Tagen erst ist sein Roman ‚Quitt‘ erschienen; Fontane erzählt da in seiner unnachahmlichen Weise, wie der Lehnert aus Krummhübel den Förster ermordet und wie er nach vielen Jahren, nach einem bewegten Leben in Arbeit und Glück, in Schwermut und Reue, ganz nach der Bibel, Aug’ um Auge, Zahn um Zahn büßen muß. Der erste Teil, der die Mordthat begreiflich macht, ist ganz mit Fontanes bekannten Mitteln bestritten. Dann aber, wenn das tiefe religiöse Gefühl durchbrechen soll, findet Fontane in Schlesien nicht Mystizismus genug. Lehnert gerät in Amerika unter die Mennoniten, und da erst erfaßt ihn des Lebens Ernst. Ich will hier das Buch Fontanes nicht kritisieren, ich will nicht einmal fragen, ob sowohl die innere Buße, als auch die fast parallele äußere Strafe notwendig war, ich will auch den anziehenden Vergleich zwischen Fontane und Dostojewski nicht wagen; denn ich habe es heute leider nicht mit dem Roman des Russen zu thun, sondern nur mit dem Theaterstück, welches die Herren Zabel und Koppel sich daraus zurechtgeschnitten haben . . .“
- 379 Die ersten 16 Kapitel von **Quitt** (1891) – d. h. gut die Hälfte der Fontaneschen Erzählung – spielen im Riesengebirge u. haben die Ermordung von Förster Opitz zum Gegenstand; erst ab Kap. 17 wechselt die Szene von Deutschland in die USA. Das Kompositions-Schema von Schuld u. Sühne dieses Romans wurde bereits von der zeitgenössischen Kritik negativ beurteilt; vgl. hierzu etwa die Rez. von Paul Schlenther in der **VZ** vom 21. 12. 1890: „Theodor Fontanes neuer Roman zerfällt in zwei Teile, welche räumlich und zeitlich voneinander unterschieden sind. Dieser Unterschied wirkt auch zurück auf die dichterische Bedeutung der beiden Teile . . . Für Schlesien waren des Dichters Quelle Land und Leute selbst, für Oklahoma waren es Bücher über Land und Leute. Und so unterscheidet sich der erste vom zweiten Teil wie eine wirkliche von einer gemalten Landschaft.“ (zit. nach **Aufbau-Ausg.**, Bd. 5, S. 624).
- 380 Provinzstadt in der Nähe von Breslau (Schlesien); Sitz des Verlages Carl Fleming (vgl. Brief Nr. 14, Anm. 142).

Nr. 43

- 381 Vgl. Fritz Mauthner: ‚Bemerkungen zum Schillerpreis‘ in **Das Magazin für Litteratur** 60 (1891), 18 (vom 2. 5. 1891), S. 283–85; Fontane hatte am 19. April 1891 – gemeinsam mit dem niederdeutschen Dichter Klaus Groth (1819–1899) – den Schillerpreis erhalten; laut Adalbert von Hanstein (**Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschichte** [Leipzig: Voigtländer 1901], Kap. 8: ‚Der Streit um den Schillerpreis und die Zukunft der deutschen Dichtung‘, S. 267–68) setzte sich die vom Kaiser einberufene Kommission, welche Vorschläge für die Zuerkennung der Hohenzoller’schen Hausstiftung machen sollte (der Preis belief sich auf 7000 Mark), aus den Dichtern Gustav Freytag und Paul Heyse, den Berliner Universitätsprofessoren Heinrich von Treitschke, Erich Schmidt, Dilthey und Weinhold, dem Hoftheaterregisseur Otto Devrient, dem Direktor der Nationalgalerie Max Jordan und – als Vorsitzenden – dem Grafen von Hochberg zusammen; damit prallten hier zum ersten Mal zwei Literaturrichtungen frontal aufeinander, obwohl all diese Männer sich im weitesten Sinne zum Realismus bekannten; die größten deutschen Tageszeitungen gaben ihrer Entrüstung über die Wahl von Groth u. Fontane als Preisträger Ausdruck, und Wilhelm Bölsche

z. B. schrieb in der *Freien Bühne* (2 [1891], 17 [vom 29. 4. 1891], S. 417): „Aber so grell ist das Armutzeugnis denn doch noch nie hervorgetreten, das litterarischer Geschmack, litterarische Sachkenntnis in hervorragenden Vertretern sich selbst ausstellt.“ Fontane selbst schrieb am 24. 4. 1891 an seine Tochter Mete (Propyläen, II, Nr. 325, 180): „Wir sind nun hier seit drei, vier Tagen ganz ‚Schillerpreis‘; es kommen ganz fabelhafte Gratulationen, zum Theil von Personen, die ich kaum oder gar nicht kenne, sogar Telegramme, heute von Soldmanns, neulich von Max Harden, dazu Briefe von Goßler, . . . Geh. R. Jordan, Prof. Erich Schmidt, Schlenther, Wichert etc. Einiges lege ich diesen Zeilen bei, was Dich vielleicht interessirt. Die ganze Geschichte müßte mich ja eigentlich sehr glücklich machen, aber es kommt ein bischen zu spät und fällt bei mir in einem Stimmung hinein, die doch bei aller Heiterkeit schmerzlich ist, weil es ein Durchdrungensein ist von der Nichtigkeit alles Irdischen. Wer nun an ein Ewiges glaubt, dem wird in diesem Zustand erst recht wohl, aber zu den so Beglückten darf ich mich nicht zählen.“

- 382 Das *Magazin für Litteratur* hatte einen gelben Umschlag.
- 383 In seinem in Anm. 381 genannten Beitrag zum ‚Schillerpreis‘ führte Mauthner aus, daß der Preis – der eigentlich „zum Aufmuntern des deutschen Dramas bestimmt war“ – zwei Lyrikern verliehen worden sei u. daß zumindest Fontane „nicht der geborene Sieger im Kampf um den Schillerpreis [war]“ (S. 283); ferner hielt er es für möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, „daß Theodor Fontane nicht wegen seiner herrlichen berliner Novellen den Dramapreis erhielt, sondern deshalb, weil er viele Jahre lang treu, absonderlich aber anregend, die Theaterkritik geübt hat.“ (S. 285) Insgesamt schrieb Mauthner dem Schillerpreis eine Förderrolle zu u. hielt es für keinen großen Schaden, daß Hauptmann den Preis diesmal noch nicht bekommen hatte, da er über kurz oder lang sowieso damit prämiert würde.
- 384 Gerhart Hauptmann (1862–1946), Hermann Sudermann (1857–1928) und Arno Holz (1863–1929) zusammen mit Johannes Schlaf (1862–1941) waren damals die führenden Anwärter auf diesen Dramapreis.
- 385 Vgl. Anm. 381 zu Fragen eines Kompromisses seitens der Kommission.
- 386 In einem Brief an Mete vom 14. 9. 1889 (Propyläen, II, Nr. 311, 155–56) schrieb Fontane: „Dieser Hauptmann, ein wirklicher Hauptmann der schwarzen Realisten-Bande, welche letztere wirklich was von den Schillerschen Räubern hat . . . ist ein völlig entphraster Ibsen . . .“; vgl. ferner Fontanes Brief an Friedrich Stephany vom 22. 10. 1889 (HA, III, Nr. 692, 732): „Hauptmann hat ein sehr großes, ein seltenes Talent, vor allem aber . . . spricht sich in seinem Stück ein stupendes Maß von **Kunst** aus, von Urteil und Einsicht in alles, was zur Technik und zum Aufbau eines Dramas gehört.“
- 387 Vgl. hierzu Fontanes Besprechung der Erstaufführung von Gerhart Hauptmanns Drama *Vor Sonnenaufgang* in der *VZ* Nr. 492 vom 21. 10. 1889, worin er ausführt, daß er den 2. Akt nach der Lektüre „für den besten und genialsten“ gehalten habe (vgl. dazu auch Friedrich Fontanes Bericht [‚Fontane und Hauptmann. Erinnerungen‘ in *VZ* Nr. 429 vom 10. 9. 1922], wonach Fontane gesagt haben soll: „Die beiden ersten Akte sind großartig, besonders der zweite.“). Zum Briefwechsel zwischen Ackermann, Fontane u. Hauptmann vgl. Gotthard Erler: ‚Fontane und Hauptmann‘ in *Fontane Blätter* 2 (1972), 6, S. 393–402).
- 388 Vgl. dazu auch den zweiten Teil von Fontanes Besprechung von *Vor Sonnenaufgang* in der *VZ* Nr. 394 vom 22. 10. 1889, worin er den Bauern Krause einen „Säufer in Permanenz“ nannte; interessant in diesem Zusammenhang ist auch Paul Lindaus (= P. L.) Rez. der Uraufführung von *Vor Sonnenaufgang* in der Rubrik ‚Freie Bühne‘ im *Berliner Tageblatt* Nr. 534 vom 21. 10. 1889, worin es u. a. hieß: „Gleich zu Anfang des zweiten Aktes schlug die Stimmung vollständig um . . . Und den höchsten Grad des Unwillens erreichte der ekelhafte, einfach scheußliche zweite Aktschluß: die Drohung der Stieftochter, daß sie die Schande ihrer Stiefmutter unter gewissen Bedingungen in die Welt tragen werde. Von da an wogte der Kampf ununterbrochen und mit dauernder Heftigkeit bis zum Schluß.“

Nr. 44

- 389 Zuerst veröffentlicht in Joachim Kruegers Artikel: ‚Zu Fontanes Aufsatz „Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller“‘. Mit einem unbekanntem Brief des Dichters‘ in *Fontane Blätter* 2 (1973), 8, S. 593–98; auf Grund einiger Fehler im Manuskript ist anzunehmen, daß Krueger nur eine Abschrift von Wilhelm Restle als Vorlage hatte.

- 390 Inszenierung von Giovanni Vergas' (1840–1922) sizilianischem Volksstück ‚Cavalleria Rusticana‘ (Urauff. 1884 in Turin; 1890 als Oper von Pietro Mascagni [1863–1945]) im Lessing-Theater am 5. 12. 1891 (Ankündigung im *Magazin für Litteratur* 60 [1891], 49 [vom 5. 12. 1891], S. 782); vgl. auch Mauthner (= F. M.) Rez. im *Magazin* Nr. 50 (vom 12. 12. 1891), S. 798.
- 391 spack = ‚dürr‘, ‚trocken‘; bildlicher Ausdruck von alten Menschen, denen die Kräfte geschwunden sind (vgl. *Grimms Wörterbuch*, Bd. 10, Abt. 1 [1905], Sp. 1829–30).
- 392 Vgl. Brief Nr. 43, Anm. 382.
- 393 Fritz Mauthner: ‚Ein Meister und sein Schüler (Fontane und Wolzogen)‘ im *Magazin für Litteratur* 60 (1891), 49 (vom 5. 12. 1891), S. 779–81 (Sammelrez. Mauthners von Fontanes Roman *Unwiederbringlich* und Ernst von Wolzogens Roman *Die kühle Blonde*, beide 1891 erschienen). Fontane muß ein freundschaftliches Verhältnis zu Wolzogen unterhalten haben, da letzterer z. B. bei der Feier zu Fontanes 70. Geburtstag am 4. 1. 1890 dem ‚Altmeister‘ im Namen der jüngeren Dichter dankte (vgl. Ludwig Pietsch: ‚Die Fontane Feier‘ in *VZ* Nr. 9 vom 7. 1. 1890).
- 394 Dieses Zusammentreffen fand wahrscheinlich am Wochenende des 28./29. November 1891 statt (vgl. dazu folgende Ausführungen in der Rubrik ‚Von neuer Kunst‘ in der Zeitschrift *Freie Bühne* 2 [1891], 48 [vom 2. 12. 1891], S. 1209, wo es heißt: ‚Gerhart Hauptmann hat, während er noch mit der Drucklegung seines Dramas ‚Die Weber‘ beschäftigt war, den Plan zu einem neuen Werk gefaßt und es in unbegreiflich schneller Zeit vollendet; diese Tage hat er es in einem Kreise befreundeter Schriftsteller vorgelesen, und der mit anwesende Direktor L'Arronge erwarb es sofort für das *Deutsche Theater*, wo es bereits im Januar, mit Engels in der Hauptrolle, in Szene gehen soll.‘)
- 395 Mauthner schrieb in seiner Sammelrezension (S. 779–80): ‚Von einer Anlehnung Wolzogens kann diesmal schon aus äußeren, chronologischen Gründen nicht die Rede sein. Sonst ist es ja an diesem reichen fröhlichen Talent überraschend, wie es nicht nur gern fremde Motive verwertet, sondern auch sein ganzes Wesen großen Schriftstellern unterordnet. Die Motivjagd würde leicht kleinlich erscheinen. Seine Unterordnung zuerst unter F. Th. Vischer dann unter Theodor Fontane ist aber so offenkundig, daß man Wolzogen wohl einen Schüler des Humoristen und des Berliners nennen darf. Da ist es denn weniger verwunderlich, wenn eine Aehnlichkeit auch bei völlig disparat entstandenen Dichtungen hervortritt.‘ Und in diesem Zusammenhang behauptet Mauthner ferner, daß Wolzogen zu oft aus seinem Stil falle, Fontane dagegen nie: ‚Fontane ist ganz Fontansch, Wolzogen ist nicht genug Wolzogensch‘... (S. 781) – wohl auch ein Grund, daß Fontane keine große Begeisterung bei Wolzogen über die Besprechung erwartete.
- 396 Fontanes anonym veröffentlichter Aufsatz [der Brief vom 6. 12. 1891 wird dem Manuskript wohl beigelegt haben] ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘ in *Das Magazin für Litteratur* 60 (1891), 52 (vom 26. 12. 1891), S. 818–19, wiederabgedr. in H.-H. Reuter [Hrsg.]: *Theodor Fontane, Schriften zur Literatur* (Berlin: Aufbau 1960), S. 117–21; die Fassung von 1881 (‚Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers in Deutschland‘) wurde von Reuter in *Aufzeichnungen zur Literatur*, a. a. O., S. 177–90, veröffentlicht; die offizielle Identifizierung erfolgt erst Jahre später (obwohl Fontanes Name im Inhaltsverzeichnis von Jg. 60 des *Magazins* aufgeführt wurde als Autor dieses Beitrags!) in Mauthners Beitrag zum 80. Geburtstag von Friedrich Spielhagen (‚Friedrich Spielhagen‘ in *Das literarische Echo* 11 [1909], Sp. 854: ‚Zu dieser letzten Frage, der nach der gesellschaftlichen Stellung der deutschen Schriftsteller und zu Spielhagens Anschauungen, kann ich mit einer kleinen Indiskretion aufwarten. Vor bald zwanzig Jahren erlaubte mir Theodor Fontane, einen seiner seltenen Herzensergüsse zu veröffentlichen. Der kleine Notschrei erschien in der Wochenschrift ‚Das Magazin für Litteratur‘ am 26. Dezember 1891. Anonym. Fontane wünschte nicht, in eine Polemik verwickelt zu werden.‘ Spielhagen hatte damals auf Fontanes Artikel geantwortet: ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘ in *Das Magazin für Litteratur* 61 (1892), 2 (vom 9. 1. 1892), S. 17–19; Mauthner fügte dieser Entgegnung folgenden Kommentar bei (im *Literarischen Echo*, Sp. 855): ‚Spielhagen erkannte Fontane sofort, trotz der Anonymität. Er schrieb eine Entgegnung ... an die hier erinnert werden mußte, weil sie charakteristisch ist für sein vornehmes Standesbewußtsein. Spielhagen versteht die Frage gar nicht, die Fontane S. 596–98.‘ Zu Spielhagens Erwiderung vgl. auch Krueger, a. a. O.,
- 397 Vgl. Krueger, S. 594: ‚Folglich rückt der Aufsatz, was die Entstehungszeit anbetrifft, in die Nähe jener Aufzeichnungen über ‚Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers in Deutschland‘, die nach Hans-Heinrich Reuter 1881/82 bzw. ‚nicht lange nach 1881‘ konzipiert sind.‘

- 398 Auch diese Wendung Fontanes läßt auf die frühe Abfassungszeit schließen (vgl. Krueger, S. 594).
- 399 Namentlich wurden hier allerdings keine Künstler genannt; die im Aufsatz beabsichtigte – und aus den früheren Aufzeichnungen ersichtliche – Parallele zwischen Dichtern u. Schriftstellern einerseits und Malern u. Bildhauern andererseits wurde hier (unter Ausschluß von Musikern) nur kurz skizziert.
- 400 Vgl. § 4 der späteren Fassung von Fontanes Aufsatz: „Mit den andern [Schriftstellern/die Hrsg.] aber, die nicht exceptionell sind, vergleiche man nun die Maler und Bildhauer. Und da drängt sich denn die Frage auf, stehen unsre besten wirklich tiefer, als die Besten im Bereich unserer Schwesterkünste?“ (S. 818)
- 401 Moritz von Schwind (1804–1871), aus Wien gebürtiger Maler, lebte seit 1847 in München; malte Bilder zu deutschen Märchen u. Sagen u. allgemein zur deutschen Geschichte; Hans Makart (1840–1884), Wiener ‚Malerfürst‘; präsentierte die schwülstig-pathetische Malerei der Gründerzeit; Karl von Piloty (1826–1886), Historienmaler; Karl Friedrich Lessing (1808–1830), Landschafts- u. Historienmaler; ab 1858 Direktor der Karlsruher Gemäldegalerie.
- 402 Anton von Werner (1843–1915), repräsentativer Maler des Wilhelminischen Zeitalters; seit 1875 Direktor der Berliner Kunstakademie; Reinhold Begas (1831–1911), hochbezahlter Modebildhauer im Kaiserreich; schuf zahlreiche Berliner Denkmäler; leitete von 1876 bis 1903 ein Meisteratelier an der Akademie der Künste (der von Krueger abgedruckte Text ist an dieser Stelle fehlerhaft; der Maler Christian Rauch [1777–1857] gehörte einer anderen Künstlergeneration an!); Adolf Menzel (1815–1905), berühmter Maler u. Zeichner; seit 1853 Mitglied der Akademie u. Professor in Berlin; ‚Tunnel‘-Mitglied; Franz von Lenbach (1836–1904), bedeutender zeitgenössischer Porträtmaler, der u. a. ein berühmtes Bismarck-Bild schuf; Fritz von Uhde (1848–1911), Münchener Maler; wandte sich in den 80er Jahren vor allem religiösen Themen zu; Andreas Achenbach (1815–1910), Landschafts- u. Marinemaler der Düsseldorfer Schule (vgl. Fontanes Artikel über ihn, abgedr. in NyA, XXIII/1, [S. 476 f.] u. die Besprechung seiner Bilder in NyA, XXIII/2 [Register]).
- 403 Paul Heyse (1830–1914), populärer Schriftsteller der vornaturalistischen Zeit; ‚Tunnel‘- u. ‚Rütti‘-Mitglied; Freund u. Korrespondenzpartner Fontanes seit Anfang der 50er Jahre (vgl. auch Gotthard Erlers Edition *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse* [Berlin/Weimar: Aufbau 1972]).
- 404 Ernst von Wildenbruch (1845–1909), bekannter wilhelminischer Bühnenschriftsteller.
- 405 Gustav Freytag (1816–1895), bekannter Romanschriftsteller.
- 406 Am 22. 8. 1870 schrieb Freytag an Albrecht von Stosch (in Hans F. Helmolt [Hrsg.]: *Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch* [Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1913], Nr. 50, S. 64): „Am Abend erhielt ich meine Legi[t]m[ation], in der Nacht reiste ich ab, traf in Speyer zum Hauptquartier, wurde vom Kr[on]prinzen gütig, von seiner Umgebung freundlich, vom Generalstab verwundert u[nd] mißtrauisch aufgenommen. Man hatte dort einen offiziellen Berichterstatte[r] für den Staatsanzeiger u[nd] fand mich überflüssig, wahrscheinlich kompromittierend. Ich erklärte, für keine Zeitung, nur für das Kabinett des Kronpr[inzen] in Berlin berichten zu wollen, u[nd] befände mich also hier in unklarer Stellung. Dazu Zivilist unter Uniformen und militärischen Aussprüchen. Wären Sie hier, dann wär's eine Freude. Das sind die Schattenseiten, auch das Licht fehlt nicht. Merkwürdiges u[nd] Großes in der Nähe, einige gute Gesellen. Aber zu viel Bummel. Was dem Soldaten, der sein Alles einsetzt, den Krieg lustig macht, das läßt den Schreiber, der nichts einzusetzen hat, unbefriedigt. Man ist nicht nützlich genug.“ Bzgl. der Einzelheiten von Freytags Aufenthalt am Kriegsschauplatz vgl. seinen Brief (Nr. 156) an Herzog Ernst von Coburg vom 4. 8. 1870 (in Eduard Tempelvey [Hrsg.]: *Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1853–1893* [Leipzig: S. Hirzel 1904], S. 245); demnach war Freytag am 1. 8. 1870 in Speyer, zog dann mit dem Hauptquartier der Armee durch Nordfrankreich u. nahm am 8. 9. 1870 seinen Abschied (vgl. Brief Nr. 157 vom 7. 9. 1870 [S. 256] aus Reims); vgl. ferner Gustav Freytags *Erinnerungen aus meinem Leben* (Leipzig: S. Hirzel 1887), S. 346–47.
- 407 Fontane nimmt hier Bezug auf die Schwierigkeit, schlüssig zu beweisen, daß „alle bildenden Künstler und alle Musiker . . . viel besser behandelt [werden] als die Dichter und Schriftsteller.“ (*Aufzeichnungen zur Literatur*, a. a. O., S. 184); die Tatsache, daß es sowohl auch Gegenbeispiele gegeben hat (vgl. Krueger, S. 595), hat ihn scheinbar bewegt, den Aufsatz unvollendet zu lassen; in einem späteren Beitrag („Theodor Fontane posthumus“ in *Das literarische Echo* 8 [1905], 3 [vom 1. 11. 1905]) berichtet Mauthner von einer „tiefe[n] Verbitterung“ (Sp. 158), die Fontanes Leben vergällte; ferner erwähnt Mauthner in diesem Artikel auch eine Duplik Fontanes zu Spielhagens obiger Replik, die allerdings nie fertig

- wurde: „Fontane knirschte: ‚Die Stellung eines Schriftstellers ist miserabel . . . Respekt ist etwas, das kaum vorkommt. Immer verdächtig, immer **Bläme**. Das ganze Metier hat einen Knax weg . . . Die, die mit Literatur und Tagespolitik handeln, werden reich; die, die sie machen, hungern entweder oder schlagen sich durch.“ (Sp. 158–59).
- 408 Emanuel Geibel (1815–1884), Lübecker Dichter; ab 1852 erster norddeutscher Dichter am Hofe König Maximilians II. in München, wo er bald darauf den Zivildienstorden der bayrischen Krone u. damit die Würde des persönlichen Adels erhielt; holte 1854 Paul Heyse nach. Friedrich von Bodenstedt (1819–1892), Dichter u. Übersetzer; 1854 von Maximilian II. nach München berufen; 1867–69 Intendant der Meininger Hofbühne u. während dieses Zeitraumes vom Herzog von Meiningen geadelt; 1881–88 Hrsg. der **Täglichen Rundschau**. Paul Heyse (1830–1914), Schriftsteller u. einer der fruchtbarsten Epigonen der deutschen Klassik u. Romantik (Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, Übersetzungen); zählte im 19. Jahrhundert zu den größten deutschen Dichtern (Nobelpreis 1910); Fontane dachte vielleicht an Heyse Aufnahme (1871) in den auserlesenen Kreis der Ritter des königlichen bayrischen Maximilianordens für Wissenschaft u. Kunst, denn erst 1910 wurde Heyse anlässlich seines 80. Geburtstages vom Prinzregenten geadelt; ab 1854 in München. Hans Hopfen (1835–1904), Schriftsteller; wurde 1888 durch Verleihung des Verdienstordens der bayrischen Krone in den Ritterstand erhoben.
- 409 Kaiser Wilhelm I. ernannte Gustav Freytag 1886 zum Ritter des Ordens ‚pour le mérite‘.
- 410 Rudolf Lindau (1829–1910), Schriftsteller u. Diplomat; Attaché in Paris und vortragender Rat im Auswärtigen Amt; stieg zum Range eines Wirklichen Geheimen Legationsrates auf; Bruder von Paul Lindau; Fontane bewunderte Rudolf Lindau scheinbar (vgl. Brief an Ludwig Pietsch vom 23. 12. 1885, abgedr. bei Lieselotte E. Kurth-Voigt [Hrsg.]: ‚Briefe Theodor Fontanes an Ludwig Pietsch‘ in **JDSG** 22 [1977], S. 71).
- 411 Ernst von Wildenbruch (1845–1909), unebenbürtiger Enkel des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, Offizier, Diplomat und Schriftsteller; schrieb äußerst erfolgreiche u. populäre Schauspiele voller pathetisch-rhetorischer Wortfülle, nach dem Vorbilde Schillers; Fontane bezieht sich hier entweder auf eine Aufführung der **Quitows** am 4. 1. 1889 (im Opernhaus) oder auf die Generalprobe des **Neuen Herrn** am 8. 2. 1891 (im Schauspielhaus), denn es kam zu einer Aussprache zwischen Wildenbruch und dem Kaiser unmittelbar nach Aufführung des ersten Stückes, u. die Generalprobe des zweiten Stückes fand in Anwesenheit des Kaisers statt (vgl. hierzu Berthold Litzmann: **Ernst von Wildenbruch**, 2 Bde. [Berlin: Grote 1913/16], Bd. 2, S. 60 u. 121).
- 412 Hugo Lubliner (1846–1911), eigentlicher Name Hugo Bürger; Lustspieldichter u. Kritiker; Fontane kritisierte dessen Stücke sehr konsequent (Mangel an Lebenswahrheit, sowohl in Charakterdarstellung als auch in Handlung); seine Bemerkung bezieht sich scheinbar auf die Erstaufführung von Lubliners Stück **Der kommende Tag** am 16. 11. 1891 im königlichen Schauspielhaus; mit diesem Stück griff Lubliner in die gerade damals geführte Debatte über schulpolitische Fragen ein: er versuchte nämlich – wie Adalbert von Hanstein (a. a. O., S. 227) ironisch bemerkt –, die soziale Frage auf seine Weise zu lösen, indem er vorschlug, daß Fortbildungsschulen für das Volk geschaffen würden; dieser Vorschlag erregte offenbar das Interesse Kaiser Wilhelms II., der der Erstaufführung beiwohnte (vgl. hierzu Richard Fellers Bericht in der **VZ** Nr. 537 vom 17. 11. 1891: „Der Verfasser, welcher nach jedem Akte an der Rampe erschien, wurde während der Pause in die Hofloge befohlen, wo ihn der Kaiser durch eine augenscheinlich mit lebhaftem Interesse geführte Unterredung auszeichnete.“ [zit. nach Krueger [Hrsg.]: ‚Theodor Fontane. Drei literaturtheoretische Entwürfe‘ in **Fontane Blätter** 2 [1972], 6, S. 383, Anm. 23]).
- 413 Conrad Alberti (1862–1918), eigentlicher Name Konrad Sittenfeld; Schriftsteller u. Kritiker der naturalistischen Bewegung in Berlin; anfänglich Schauspieler, später Autor u. einer der angriffslustigen Kritiker u. Mitarbeiter an der Münchener Zeitschrift **Die Gesellschaft** (hrsg. vom Zola-Anhänger Michael Georg Conrad).
- 414 Karl Bleibtreu (1859–1928), Publizist u. Schriftsteller der naturalistischen Bewegung u. Verfasser der Kampfschrift **Revolution der Litteratur** (1886) sowie Mit-herausgeber (von 1888–90) der **Gesellschaft**.
- 415 Karl Bleibtreu: **Dies Irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers** (Stuttgart: C. Krabbe 1882). Es war dies Buch, welches Bleibtreu den literarischen Durchbruch verschaffte (vgl. A. v. Hanstein, a. a. O., S. 42).
- 416 Vgl. dazu allerdings Mauthners Bemerkung in ‚Theodor Fontane posthumus‘, a. a. O., Sp. 159: „Vierzig Jahre lang mußte der Dichter schufteln, schufteln, schufteln, um mit Weib und Kindern nicht zu verhungern.“

Nr. 45

- 417 Fontane bezieht sich auf seinen Aufsatz ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘ in *Das Magazin für Litteratur* 60 (1891), 52 (vom 26. 12. 1891), S. 818–19.
- 418 Vgl. dazu Krueger, a. a. O., (1973), S. 593–98 (bes. S. 596–98); Einzelheiten in Anm. 389 u. 397 zu Brief Nr. 44.
- 419 D.h. Dienstag, den 22. 12. 1891.

Nr. 46

- 420 Vgl. dazu die Fußnote der Redaktion zu Fontanes Aufsatz ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘ in *Das Magazin für Litteratur* 60 (1891), 52, S. 818: „Diese Bemerkung über die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller hat uns einer der ersten unter ihnen zur Verfügung gestellt mit der Bedingung, ihn nicht zu nennen, eine Bedingung, die wir lieber vermißten; weil aber der Aufsatz unfertig war und von anderer Hand ergänzt werden mußte, so fügen wir uns und hoffen auch den Lesern werde die Anregung namenlos gefallen.“
- 421 Eigentlich konnte zu diesem Zeitpunkt – außer Fontane selbst – nur Mauthner die volle Bedeutung dieser Anmerkung erfassen.
- 422 Vgl. folgendes Zitat aus Fontanes Aufsatz: „Es haftet dem Stande noch etwas anderes an, das ihn ungelitten macht, und wem darüber noch ein Zweifel sein sollte, der braucht sein Auge nur von dem äußern Elend des Schriftstellertums ab- und dem Glanz des Schriftstellertums zuwenden und er wird sich, wenn er es tut, der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß auch die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller-Aristokratie viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Ja, wer sich gedrunken fühlt, sich eingängiger mit dieser unerquicklichen Frage zu beschäftigen, dem wird gerade, wenn er auf die Schriftsteller-Aristokratie blickt, das Miserable der Schriftstellerstellung am einleuchtendsten klar werden . . . so müssen wir doch bei der Schriftstellerwelt die traurige Wahrnehmung machen, daß auch Glück und Erfolge die Sache nicht erheblich bessern. (S. 818)

Nr. 47

- 423 Vgl. Friedrich Spielhagen: ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘ a. a. O., (s. Brief Nr. 44, Anm. 396).
- 424 Vgl. Krueger, a. a. O. (1973), S. 596–98 (s. Brief Nr. 49, Anm. 434).
- 425 Vgl. hierzu wiederum Krueger, a. a. O., S. 598: „Das Problem der gesellschaftlichen Stellung der Schriftsteller hat Fontane auch in der Folge beschäftigt, denn er plante, auf Spielhagens Replik mit einer Duplik zu antworten. Sie ist, wie Mauthner berichtet, ‚leider nicht fertig geworden‘.“ (vgl. Mauthners Rückblick von 1905, Sp. 158).

Nr. 48

- 426 Vgl. dazu Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 10. 1. 1892 (HA, IV, Nr. 179, 173): „Ich stecke sehr in Unruhe; übermorgen will Gerhart Hauptmann, der ein neues Stück geschrieben hat, mit seinen Paladinen Brahm und Schlenther bei uns essen, wozu natürlich noch ein paar (nur 3 oder 4) andre Menschen gehören. Aber diese drei, vier auszusuchen und wenn man sie gefunden, sie zusammen zu trommeln, ist eine Riesenarbeit.“ Am 14. 1. 1892 konnte Fontane Friedlaender dann über den Erfolg dieses Abends berichten (HA, IV, Nr. 182, 177): „Unsre Gesellschaft, vor der ich mich ein wenig gegraut hatte, verlief glänzend.“
- 427 *Morceau de resistance* = frz. ‚Verteidigungsstellung‘; hier in der Bedeutung von Hauptstück, Mittelpunkt.
- 428 Die Uraufführung von Hauptmanns Komödie *Kollege Crampton* fand am 16. 1. 1892 im Deutschen Theater (Berlin) statt.
- 429 Laut Fricke (*Chronik*, S. 82) soll auch Fontane eine Rez. von *Kollege Crampton* geschrieben haben, die jedoch in der VZ nicht ermittelt werden konnte. Fontanes Vorhersage (s. o.) wird in Fritz Mauthners Rez. von Hauptmanns Stück bestätigt (Sammelbesprechung in der Rubrik ‚Theater‘ in *Das Magazin für Litteratur* 61 [1892], 4 [vom 23. 1. 1892], S. 55–58 [insbes. S. 56]): „Die fünfaktige Komödie ‚Kollege Crampton‘ von Gerhart Hauptmann hat im Deutschen Theater großen Erfolg gehabt . . . Kollege Crampton ist das bedeutende Werk einer Vollkraft, wenn man es litterarisch prüft. Nur ein Genie kann das,

was die Zeitströmung fordert, so reich gestalten; ein Charakterbild ... Die Lebensfülle der Gestalten, das Charakterisierungsvermögen ist ersten Ranges. ‚Kollege Crampton‘, der verbummelte, versoffene, immerhin genialische, phantastische, kindlich gutmütige Professor wird leben bleiben auf der Bühne.“ (vgl. dazu auch Mauthners detaillierte Besprechung von **Kollege Crampton in Zum Streit um die Bühne. Ein Berliner Tagebuch** [Kiel/Leipzig: Lipsius & Tischer 1893 [= ‚Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst‘, 2. Reihe, Heft 5]], S. 5–10).

430 Vgl. Brief Nr. 47, insbes. Anm. 425.

Nr. 49

431 Heinrich Stephan (1831–1897), Organisator des deutschen Postwesens; wurde 1870 Generalpostdirektor u. später Generalpostmeister des Deutschen Reiches; führte 1870 die Postkarte, 1877 den Fernsprecher ein; regte 1874 die Gründung des Weltpostvereins an; wurde 1885 geadelt.

432 Vgl. Brief Nr. 48, Anm. 426.

433 Fontane wollte scheinbar auch bei einer Erwiderung auf Spielhagen seine Anonymität gewahrt wissen (vgl. Brief Nr. 44, Anm. 396).

434 **Das Magazin für Litteratur** 61 (1892), 4 (vom 23. 1. 1892); Fontanes Artikel ist darin nicht erschienen (vgl. ferner Brief Nr. 50, Anm. 435).

Nr. 50

435 Fontanes endgültige Absage an Mauthner, eine Erwiderung auf Spielhagens Replik zu schreiben (vgl. Nr. 49, Anm. 434).

436 Da der 21. Januar 1892 ein Donnerstag war, ist anzunehmen, daß Mauthner Fontane gebeten hatte, ihn im Kaiserhof bei der ‚Litterarischen Gesellschaft‘ zu treffen.

437 Vgl. den Artikel ‚Zum Prozeß Prager‘ in der **VZ** Nr. 33 vom 21. 2. 1892 (Morgenausgabe, S. 1), worin es u. a. hieß: „Handlung! Muß denn im Drama Handlung sein? Ist denn im **Leben** Handlung? Es scheint, als sei im Leben bisweilen noch mehr Handlung, als der Dichter von ‚Kollege Crampton‘ den Zuschauern vorführt. Was sich draußen im Schwurgerichtssaal abgespielt hat, das ist auch ein Drama, es ist auch ein Stück **Leben**, und Handlung giebt es darin genug und mehr als genug; nur daß es zugleich giebt, was für die ‚Modernen‘ ein überwindener Standpunkt, ein Überrest der Eiszeit ... ist.“

Nr. 51

438 Vgl. Kühn (a. a. O., S. 176, Anm. 222): „Er [d. h. Mauthner/die Hrsg.] fährt zwar mitunter nach Prag, aber nur um der Mutter willen, häufiger, als sie nach 1892 schwer erkrankt.“ (vgl. auch Mauthners Brief an Auguste Hauschner vom 17. 2. 1892 aus Prag).

439 Mauthner war Anfang 1892 nach Berlin-Grunewald umgesiedelt (vgl. Kühn, S. 367).

440 Fontane war am 14. März 1892 schwer an Grippe erkrankt, von der er sich nur sehr langsam erholte (vgl. Fricke, S. 82 u. Heilborn, S. 187: „... während ich ganz elend blieb und schreckliche Zustände durchmachen mußte.“). Am 8. April d. J. hatte sich Fontane zusätzlich eine Arzneimittelvergiftung zugezogen (vgl. Brief an Friedlaender vom 22. 4. 1892 [HA, IV, Nr. 199, 190]).

441 Paul Lorenz: **Agrippina** (Komödie in 4 Aufzügen; Aufführung im Königl. Schauspielhaus); vgl. Fritz Mauthners Rez. ‚Die Komödie Agrippina‘ in **Das Magazin für Litteratur** 61 (1892), 18 (vom 30. 4. 1892), S. 288–89; Mauthners Rez. wird Fontane aus zwei Gründen gefallen haben: 1. wegen der Betonung der schauspielerischen Leistung von Paula Conrad (S. 288), für die Fontane eine Schwäche hatte; 2. aufgrund seiner kritischen Einwände gegen die Aufführung von Possen, gekoppelt mit der Forderung nach sogen. ‚gemischter Stimmung‘: „Die Theoretiker des Naturalismus stellen es als eine Forderung der neuen Schule auf, daß man die Grenzlinie zwischen Tragödie und Posse verwischen lerne. Die Dichter sollen Stücke schreiben, die wie das wirkliche Leben nicht ausgesprochen tragisch und nicht ausgesprochen komisch sind. Der Zuschauer soll niemals aus einer gemischten Stimmung herauskommen.“ Vollkommen falsch sei es deshalb, wenn Theaterschriftsteller, „die mit der Mode mitgehen, gemischte Gefühle zu erwecken glauben, wenn sie Rühreffekte und Lacheffekte bunt durcheinander mischen. Hier trennen sich schärfer als sonst die schlechte und die gute neue Schule.“

- 442 Anton Springer: **Aus meinem Leben. Mit Beiträgen von Gustav Freytag und Hubert Janitschek**, hrsg. von Jaro Springer (Berlin: Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1892 [Teil III: Gustav Freytag: 'Anton Springer als Historiker und Journalist', S. 347-57; Teil IV: Hubert Janitschek: 'Anton Springer als Kunsthistoriker', S. 358-87]); Fontane war mit Anton Springer (1825-1892) u. seiner Familie persönlich gut bekannt gewesen.
- 443 Vgl. Anm. 440 sowie Fontanes Tagebucheintragung (Heilborn, S. 186): „An den guten Tagen las mir Emilie die ‚Lebenserinnerungen‘ Professor Springers vor, was mir viel Freude machte.“
- 444 Franz Servaes: ‚Anton Springers nachgelassene Schriften‘ im **Magazin für Literatur** 61 (1892), 17 (vom 23. 4. 1892), S. 265-67; Servaes (1862-1947), Kunst- und Literaturhistoriker, besprach hierin Springers ‚Erinnerungen‘ (vgl. Anm. 442) u. dessen Dürer-Monographie; Mauthner hatte Fontane dies Buch eventuell während dessen langem Krankenlager geliehen (vgl. Mauthners Artikel „Kommen Sie, Cohn!“ Aus meinen Erinnerungen an Theodor Fontane‘ in **Neue Zürcher Zeitung** vom 1. 1. 1920), insbesondere, da Springer ein Prager Landsmann Mauthners war u. bei der Einweihung der neueröffneten Straßburger Universität im Mai 1872 – zu der Mauthner als Mitglied einer Prager Studentendelegation angereist war – die Festrede gehalten hatte (vgl. Fritz Mauthner: **Prager Jugendjahre. Erinnerungen** [München: G. Müller 1918], S. 172-73); Fontane mag auch von der Persönlichkeit des Verfassers – seiner autobiographischen Bescheidenheit – beeindruckt gewesen sein, die – laut Servaes (S. 265) – überall deutlich hervortritt: „Der Mann ... war nicht nur bis in den Grund seines Wesens, sondern auch in allen Äußerlichkeiten das Gegenteil von dem, was die Fantasie des Volkes unter ‚deutschem Professor‘ versteht. Er war ein großer und tiefgründiger Gelehrter, ein kühner, bahnbrechender Forscher, aber mehr als das war er ein ganzer Mensch, voll Feuer in Kopf und Herzen, in Liebe und in Haß ehrlich und unverstümmelt, überall in enger Fühlung mit den vorwärtstreibenden Bewegungen unserer Zeit.“
- 445 Eduard von Hartmann (1842-1906), von Schopenhauer beeinflusster Modephilosoph, dessen Ethik des Pessimismus am Ende des 19. Jahrhunderts populär wurde. Vgl. Kurt Grottewitz: ‚Zukunft der deutschen Litteratur im Urteil unserer Dichter und Denker. Eine Enquête. Teil IX: Eduard von Hartmann‘ im **Magazin für Litteratur** 61 (1892), 17 (vom 23. 4. 1892), S. 271-72 (vgl. dazu v. Hansteins Ausführungen [a. a. O., S. 270]: „Er [Kurt Grottewitz/die Hrsg.] schickte nämlich an alle erdenklichen ... Schriftsteller einen Fragebogen, auf dem er erstens ihre Meinung über die Zukunft der deutschen Litteratur im allgemeinen forderte und ihnen zweitens folgende fünf Unterfragen vorlegte: 1. ‚Glauben Sie, daß der Einfluß Zolas, Ibsens, Tolstojs auf unsere Litteratur förderlich ist? – 2. Meinen Sie, daß der radikale Naturalismus Gerhart Hauptmanns und Holz-Schlafs von Dauer sein wird? – 3. Welche ist Ihre Meinung über Sudermann? – 4. Meinen Sie, daß eine besondere Dichtungsgattung [Epos, Roman, u. s. w.] in Zukunft die herrschende sein wird? – 5. Gehen wir einer Blüte oder einem Verfall der deutschen Litteratur entgegen?“); der Kern der Hartmannschen Replik – der einer allg. Einleitung folgt, worin die Gefahren der zeitgenössischen Literatur, Selbstüberschätzung, fieberhaftes Drängen nach Anerkennung, Streben nach Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit, pietätloses Beiseitestoßen von Vorgängern, Überhandnahme theoretischer Reflexionen sowie eigensinnige u. streitsüchtige Rechthaberei in theoretischen Prinzipienfragen dargelegt werden (S. 271) – läuft auf die Behauptung hinaus, daß der Naturalismus in Frankreich abgewirtschaftet habe u. daß sich auch in Deutschland die Anzeichen mehren, daß der Stern des Naturalismus bereits wieder im Sinken sei. (S. 271) Hartmann begründet diesen Niedergang damit, daß der Naturalismus, um Hervorragendes zu leisten, naive Künstler brauche, Künstler, die „von dem Widerspruch des bewußten naturalistischen mit dem unbewußten konkret-idealistischen Schaffen“ nichts merken: „Sobald er dagegen über sich als Prinzip reflektiert, paßt er auch dem Schaffen auf die Finger, daß es nicht etwa idealistische Kontrebande in das Kunstwerk mit einschmuggelt. Dann stellt sich jene Scheu und Flucht vor dem Idealismus ein, die notwendig zum Kultus des Häßlichen, Gemeinen und Widrigen führt, jene Angst vor dem Schönen, das stets einer idealistischen Beimischung verdächtig ist, und vor der reinen Form und dem ästhetischen Schein, eine Angst, die unweigerlich in einen unästhetischen Kultus stofflicher Reize mündet.“ (S. 271) Dies führt Hartmann dann zur Schlußfolgerung, daß der sogen. ‚gemäßigte Realismus‘ – „eine prinzipiell und theoretisch unmotivierte Abschwächung des konsequenten Realismus“ bzw. ein „dualistische[r] Kompromiß zwischen Idealismus und Realismus“ (S. 271) – nicht die Antwort auf die ‚Verirrung‘ des Naturalismus sein könne, die im ‚konkreten Idealismus‘ (S. 272) zu suchen sei: solche gesetzmäßigen (u. insofern abstrakten) Forderungen dürften Fontane nicht überzeugt haben. Vgl. dazu auch einen kurzen Auszug aus Mauthners Antwort auf die gleiche Umfrage (**Das Magazin für Litteratur** [1892], 21 [vom 21. 5. 1892], S. 341): „Aus Unschönheit und Verzweiflung mußte sich also der Naturalismus zusammensetzen, der unsere Zeit bedrückt. Der Un-

schönheit und der Verzweiflung wollen wir alle entfliehen, wer aber den Optimismus zu Hilfe nähme, wäre ein Lügner mit wächsernen Flügeln, wer die Wissenschaft preisgäbe, wäre ein Verbrecher. Sollte nun ein großer Dichter über den Naturalismus kommen, so wird er die Gemeinheit der Welt mit Resignation ertragen und den Pessimismus zur Melancholie abtönen. Er wird das kleine Wirkliche scharf betrachten und es drollig oder lächerlich finden. Und da wird ein großer Humorist den Naturalismus besiegen. Denn wenn ein Melancholiker das Lächerliche ansieht, wird Humor daraus. Stellt sich aber der große Humorist nicht ein, so kann es auch anders kommen.“

Nr. 52

- 446 Vgl. Fritz Mauthners Rez. ‚Wildenbruchs Meister Balzer‘ in *Das Magazin für Litteratur* 61 (1892), 46 (vom 12. 11. 1892), S. 743–45; Mauthner bezeichnet darin **Meister Balzer** als „ohne Frage die schwächste Arbeit Wildenbruchs“ (S. 744); vgl. auch Mauthners zusammenfassenden Rückblick in *Zum Streit um die Bühne*, a. a. O., S. 43–48.
- 447 „Der Rahmen war da, und selbst die Komposition dieses Aktes [der 2. Akt/die Hrsg.] ist gut gelungen. Wie der Gehilfe, der keinen Pfennig bei sich hat, in den Kreis der Fabrikarbeiter hineingezogen wird, das könnte von Fontane nicht besser erfunden sein.“ (S. 745)
- 448 Frau Emilie, geb. Rouanet (geb. am 14. November 1824 in Dresden).
- 449 Vgl. z. B. Mauthners Ausführungen zur sogen. ‚Sozialen Frage‘: „Zum Lösen der sozialen Frage ist das Beispiel schlechterdings nicht geeignet; ganz abgesehen davon, daß Herr von Wildenbruch nicht einmal zu wissen scheint, daß die Führer der sozialen Bewegung längst aufgehört haben, gegen den Großbetrieb zu wettern. Daß der Großbetrieb die künftige Industriereform ist, damit hat man sich abgefunden; die Frage ist nur noch, wem die Vorteile des Großbetriebs zu Gute kommen sollen.“ (S. 744) Und zur Theaterwirksamkeit des Wildenbruchschen Stückes vermerkt Mauthner in der gleichen Rez.: „Denn wenn auch der Grundirrtum den Dichter verhindern mußte, die soziale Frage zu lösen, so hätte doch ein wirksames und unterhaltendes Theaterstück dabei herauskommen können. Das ist leider nicht geschehn und das ist recht bedauerlich.“ (S. 744)
- 450 Zu Julius Wolff vgl. Brief Nr. 2, Anm. 68 u. Brief Nr. 27, Anm. 276; bzgl. Wildenbruch vgl. Brief Nr. 44, Anm. 411. Interessant ist in diesem Zusammenhang Mauthners spätere Einschätzung von Wildenbruchs literarischer Stellung (*Das deutsche Drama in 1872–1897. Fünfundzwanzig Jahre Deutscher Zeitgeschichte. Jubiläumsschrift*, hrsg. von der Redaktion des Berliner Tageblatts [Berlin: R. Mosse 1897], S. 102–109 [insbes. S. 106–07]): „Er gleicht mit seinem Theaterblut den Schauspielern, denen die Mitwelt die reichsten Kränze flicht. Wohlverdient sind seine Triumphe, weil ein heiliges Feuer ihn beseelt; ein geistiger Führer ist er nicht, denn ihm sind fremd geblieben diejenigen Ideen der Gegenwart, denen die Zukunft gehört.“
- 451 Ortsnamen in Schlesien.

Nr. 53

- 452 Vgl. Fritz Mauthners Rez. im *Berliner Tageblatt* 24. Jg., Nr. 578 (vom 13. 11. 1895), 1. Beilage, S. 1–2 (Mauthner war seit Oktober 1895 Theaterkritiker des *Berliner Tageblattes* [vgl. Kühn, S. 367]); vgl. dazu ferner Fontanes Brief an Friedlaender vom 19. 11. 1895 (HA, IV, Nr. 533, 504–05): „Seit vier, fünf Wochen gehe ich ganz in Effi-Briest-Angelegenheiten auf, denn wenn mir ein Mann von Namen und Ansehn eine lange, liebevolle Kritik schickt, so muß ich ihm dafür danken. Ich habe auf diese Weise schon wenigstens ein Dutzend ziemlich lange Briefe geschrieben . . .“
- 453 Vgl. dazu z. B. folgende Stelle aus Mauthners Rez.: „Man könnte die Stimmung des Romans einen verzweifeltsten Pessimismus nennen. Aber auf Fontane passen keine so starken Worte, und noch weniger gestattet er Abstraktionen. Er war von jeher ein Skeptiker. Mit seiner Ironie scheint er niemals eine Antwort zu wissen. Er fragt nur immer. Was soll überhaupt mit Pessimismus gesagt sein? Was ist das überhaupt: Werth des Lebens? Was ist überhaupt alle Theorie? Wenn Fontane ganz mit sich allein ist, so denkt er sich als Antwort möglicherweise: Quatsch.“
- 454 Mauthner bringt z. B. folgenden Einwand vor: „So lange wir noch beim Stofflichen des Romans stehen, wollen wir gleich erledigen, was gegen die Komposition einzuwenden wäre. Der Aufbau der Handlung ist nicht Fontanes starke Seite. Nichts wäre freilich falscher, als seine hohe Künstlerschaft deshalb in

Zweifel zu ziehen, weil er immer nur zu plaudern scheint. Hinter seinem leichten Plauderton ... verbirgt sich eine ganz erstaunliche Kunst, indirekt zu charakterisieren.“

- 455 Mauthner hatte geschrieben: „Und da ich gerade bei kleinen Einwürfen bin, möchte ich noch die allgemeine Frage aufwerfen, ob Fontane gut daran thut, bei Gelegenheit und sogar recht häufig bekannte Berliner Geschäftsfirmiten mit ihrem wirklichen Namen zu nennen. Ich glaube, daß diese Übung dem Realismus, wie ihn Fontane versteht, gerade widerspricht.“
- 456 Vgl. Fontanes Brief an Mete vom 1. 9. 1889 (Propyläen, II, Nr. 308, 149–52), worin er von dem Besuch eines gewissen Herrn Flatow berichtet: „er blieb über anderthalb Stunden, und wiewohl er mich eigentlich gestört hatte, war ich über die Störung doch nicht böse, so sehr hatte mich die Thätigkeit meines Kollegen, des ‚Reklame-Novellisten‘ interessirt.“ (S. 152)
- 457 Der sog. Dreibund war ein Verteidigungsbündnis zwischen Italien, Österreich-Ungarn u. dem Deutschen Reich (seit Mai 1882; wiederholt verlängert bis 1914): der Ausdruck ‚vorgeahnt‘ bezieht sich einerseits auf die dt./ital. Schreibweise ‚Wermouth‘/‚Vermout‘, andererseits auf die Tatsache, daß Fontane seine zwei Italien-Reisen – die erste vom 30. 9. bis 19. 11. 1874, die zweite vom 3. 8. bis 7. 9. 1875 – vor Abschluß des ‚Dreibundes‘ gemacht hatte (vgl. NyA, XXIII/2).

Nr. 54

- 458 Fritz Mauthner: **Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln und Gedichte in Prosa** (Stuttgart: Cotta 1896).
- 459 Der Band enthält – außer einer legendenhaften Einführung – 84 Kurzmärchen.
- 460 Heilverfahren, bei dem Kranke mit kleinen Dosen von Arzneimitteln behandelt werden, die in großen Gaben bei Gesunden Krankheitserscheinungen hervorrufen würden, die denen der zu Heilenden ähneln.

Nr. 55

- 461 Nicht genau zu ermitteln; die Hrsg. tendieren jedoch zur Annahme, daß es sich um den im Verlag Friedrich Fontane im Dezember 1895 erschienenen Roman **Ecce Homo. Erst komme ich!** (1896) von Ernst von Wolzogen handelte; Fricke (Chronik, S. 86) zählte dieses Buch (das dem Schriftsteller zugeeignet war: „Theodor Fontane, dem rüstigen Vorkämpfer und Vorbildner unserer jungen Kunst, dem Meister des märkischen Romans in dankbarer Verehrung gewidmet vom Verfasser. München, im Oktober 1895“) zu Fontanes ‚Lesefrüchten‘ für diesen Zeitraum; die Thematik des Romans – eine bittere Satire auf einen ostelbischen Junker, in dem der ganze brutale Egoismus dieser Klasse dargestellt wird – mag Fontane angesprochen haben; man beachte ferner, daß Wolzogen sowohl mit Mauthner als auch Fontane persönlich bekannt war.
- 462 Vgl. Anm. 461.
- 463 Vgl. Theodor Storms Gedicht ‚Frauenhand‘ (1848): „Die Hand, an der mein Auge hängt. / ... / Sie lag auf einem kranken Herzen.“ Fontane hatte Storms Lyrik sehr hoch eingeschätzt u. in einer Umfrage ‚Was soll ich lesen:‘ aus dem Jahre 1894 unter Nr. 37 Storm angeführt: „Theodor Storm. Besonders die Gedichte; dem Besten ebenbürtig, das wir haben.“ (zit. in **Aufzeichnungen zur Literatur**, a. a. O., S. 197).

Nr. 56

- 464 Das Konfektionsgeschäft von J. Cohn in der Leipziger Straße 110 in Berlin machte in den 80er und 90er Jahren durch originelle Werbeslogans von sich reden; vgl. hierzu Joachim Klippel: **Geschichte des Berliner Tageblattes von 1872 bis 1880** (Dresden: Dittert 1935), S. 85–86: „Die Werbegesetze der Wiederholung beachteten außerdem nur noch die Konfektionshäuser und die großen Ramsch-Bazare in Berlin. Diese Bazare hatten bereits die Werbekraft der lustigen Reklame erkannt. Die ‚Goldne Hundertzehn‘, wird oft in der Literatur der Zeit erwähnt.“ (vgl. ferner Max Ring: **Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder** [Leipzig/Berlin: 1882], S. 234 u. Fritz Mauthner: **Schmock. Die literarische Karriere der Gegenwart. Satire** [Berlin: R. u. P. Lehmann 1888], S. 21 f.).
- 465 Die Firma Cohn hatte sogar ein Liederalbum der ‚Goldenen Hundertzehn‘ (1880) herausgebracht; Fontane hat sich im folgenden Gedicht darüber amüsiert: „Du Goldne Hundertzehn / Wen hast du dir auserlesen, / Was ist Vorbild dir gewesen? / Episch, lyrisch und dramatisch, / Manches klingt so freiligrathisch, / Manche wandgemalte Freske / Streift das englisch Balladeske; / Strachwitz,

Uhland, Lenau Kerner – / Selbst von Zacharias Werner / Schmeck ich einen myst'schen Tropfen, / Hör ich was wie Geister klopfen. / Ach, es ist nicht her-zuzählen, / Immer war's ein andres Wählen.“ (zit. aus Aufbau-Ausg., Bd. 7, S. 605 [Anm. zu S. 345]); auf die zeitgenössische Reklame geht Fontane auch in einem Brief an Mete vom 25. 7. 1891 (Propyläen, II, Nr. 331, 190) ein: „Das Komischste war, daß sich in dies literarische Gespräch immer intensiv Medicinisches mischte; Brahm hat sich nämlich einer Bandwurmkur unterzogen; anfangs dachten Sternfeld und ich, es bezöge sich auf sein Schillerbuch, zuletzt ergab sich aber, daß ein ganz gemeiner Bandwurm gemeint war, wie er an den Litfaßsäulen auf grünem Papier immer abgebildet ist, dicht neben den Versen der Goldnen 110. Was doch in solcher großen Stadt alles sein Wesen treibt.“ Vgl. letztlich **Die Poggenpuhls**, Kap. 6 (Aufbau-Ausg., Bd. 7, S. 345).

- 466 Alfred Friedmann (1845–1923), ab 1886 in Berlin; Schriftsteller u. Kritiker; rez. u. a. Fontanes Erzählung **Ellernklipp** (in **Das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes** 51 [1882], 8 [vom 18. 2. 1882], S. 97–98; vgl. die Abschrift eines Fontaneschen Dankesbriefes an Friedmann (Datum der Kopie: 23. 9. 1898) für Fritz Mauthner (das genaue Datum des Fontaneschen Briefes ist nicht bekannt, es muß sich aber um den 4. Mai 1897 gehandelt haben):
Hoch geehrter Herr.
Seien Sie herzlich bedankt für Ihre Freundlichkeit. Es hat mich sehr gefreut; M hat nie Liebenswürdigeres über mich geschrieben und ich preise mein Geschick, das mich gestern Sie finden ließ. Nur so erfuhr ich davon und kann M nun danken. Unterbleibt solch (!) Dank, so ist das immer sehr fatal, weil nicht angenommen wird, daß man von so freundlichen Worten nichts hört.
In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.
- 467 Die Buchausgabe war bereits zu Anfang November im Verlag Friedrich Fontane erschienen; nach eigenen Angaben rez. Mauthner die 2. Auflage von 1897 (erschienen in **Berliner Tageblatt** Jg. 26, Nr. 215 [vom 29. 4. 1897], S. 1).
- 468 Bei ‚petits fours‘ handelt es sich um frz. Gebäck (Kekse).
- 469 Berliner Schokoladen- u. Konfitürenfabrik unter den Linden (Inhaber: H. v. Hövel); Erwähnung auch in **Frau Jenny Treibel**, Kap. 1 (Aufbau-Ausg., Bd. 6, S. 273) u. **Effi Briest**, Kap. 5 (Aufbau-Ausg., Bd. 7, S. 37).
- 470 In seiner ‚Poggenpuhl‘-Rez. schrieb Mauthner u. a.: „Eine huldigende Eifersucht, einen fröhlichen Neid müssen wir alle gegen den alten Fontane empfinden. Wir alle haben ja schon Berliner Romane geschrieben. Große und kleine Talente, von der mächtigen Schule der Talentlosigkeit gar nicht zu reden, haben mit klugen oder mit gierigen Augen in das Treiben der Großstadt hineingesehen und haben dann ihr Bild oder ihr Bildchen vom Berliner Leben zu Stande gebracht. Wir anderen Alle aber, so gut oder so schlecht wir die Handlung des Romans erfinden und die handelnden Menschen darzustellen vermögen, wir bringen etwas Fremdes mit, als ob wir nicht dazu gehörten, als ob wir außen ständen. Es scheint das interessante großstädtische Treiben bei allen künstlerischen Beobachtern – und ihre Kunst ist oft größer als die des alten Fontane – einer Art von Feindschaft zu erzeugen, die sich bald als Haß und Satire, bald als boshafte Neugier, bald, was mitunter für Liebe gehalten wird, als hungrige Eroberungslust äußert. Diese Künstler gehören nicht recht zu Berlin; sie möchten vielmehr dazu gehören, daß heißt zu dem weithin sichtbaren Berlin, zu dem, wovon man spricht. Fontane gehört dazu, ohne es scheinbar zu wollen. Er besitzt die spottlustige Liebe, die niemals verletzt, weil sie gütig und wahr ist ... Die strenge Aesthetik müßte dem alten Fontane freilich den Vorwurf machen, er halte sich nicht an die Regeln der epischen Kunst. Der Dichter verschwinde nicht hinter seinem Werk. Es ist wahr. Fontane läßt sich gehen und plaudert von allem Möglichen und Unmöglichen, mitunter sogar durch den Mund seiner Gestalten. Doch auch beim Plaudern kommt es auf das Wie an. So wie Fontane plaudert, weiß der Leser nie, ob er es bedauern soll, wenn die Erzählung durch eine Plauderei unterbrochen wird. Ich wüßte in Deutschland Keinen, der ihm auch nur diesen Fehler nach machen könnte.“

Nr. 57

- 471 Vgl. dazu Fritz Mauthners Brief an Fontane vom 31. 12. 1897 (Original im Fontane-Archiv Potsdam): „Anstatt zu Ihrem Geburtstag sende ich Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem für Sie und uns minder wichtigen Neujahrstage. Gestern wäre ich feierlicher gewesen. Heute darf ich wohl eine Frage beifügen. Aus Ihren letzten gütigen Zeilen – es ist lange her, las ich die Erlaubnis heraus, Sie besuchen zu dürfen. Ich war den ganzen Sommer und Herbst zu leidend dazu. Würde die Erlaubnis für den Januar des nächsten Jahres gelten? Und zu welcher Tageszeit würde ich Sie am wenigsten stören. In Verehrung mit tief ergebenden Grüßen an Frau Fontane. F. Mauthner.“

- 472 Vgl. dazu Mauthners Nachruf auf Fontane (F. M.: 'Theodor Fontane 30. Dezember 1819 - 20. September 1898') im *Berliner Tageblatt* Nr. 480 vom 21. 9. 1898 (S. 2).

Nr. 58

- 473 Zur Auswahl stehen vier Artikel in der *Zukunft*, davon zwei zum Thema Majestätsbeleidigung: 1) 'Majestätsbeleidigung' in *Die Zukunft* 6 (1897), 21 (vom 11. 12. 1897), S. 449-54, worin die Antworten einiger bekannter Persönlichkeiten auf eine Befragung von Leo Berg „über die Zulässigkeit und die Grenzen der Majestätsbeleidigung als eines Strafbegriffes im modernen Staatsleben“ abgedruckt wurden; unter den Repliken zum Problem der Häufung von Majestätsbeleidigungs-Prozessen befand sich auch eine von Friedrich Spielhagen, der u. a. betonte: „Viel eher wird das Gegentheil [d. h. kein Vorteil für das Herrschertum/ die Hrsg.] eintreten: in den durch radikale Doktrinen aufgewühlten Massen werden sich Mißachtung und Haß steigern; in den Verurtheilten wird man Märtyrer erblicken, denen es bekanntlich an fanatischen Nacheifern niemals fehlt.“ (S. 453-54) Interessant ist auch die These von Theobald Ziegler: „Die Presse aber, die unter dem Damoklesschwert dieses Paragraphen steht und doch Recht und Pflicht zur Kritik haben muß, greift zu dem schlechten Auskunftsmittel des indirekten Sagens, des Andeutens, Anwinkens und Anspielens; und Das wirkt nicht nur auf den Stil, sondern auch auf den Charakter des Volkes korrumpirend: die Sprache wird boshafter und giftiger und die Leser suchen und wittern überall solche bössartigen Anspielungen; es ist ein Schießen mit vergifteten Pfeilen.“ (S. 450); 2) H.: 'Kollege Bosse' in *Die Zukunft* 6 (1897), 21 vom 18. 12. 1897, S. 497-502; eine vitriolische Attacke Maximilian Hardens auf den damaligen preußischen Kultusminister Robert Bosse (1832-1901) anlässlich dessen Rede im Rahmen von Karl Frenzels (1827-1914) 70. Geburtstagsfeier im Kaiserhof. In diesem offenen Brief, der teils an Impertinenz grenzt, steigerte sich Harden zu der Anklage: „Ja, sehr geehrter Herr, ich halte Sie, trotz ihrer [sic] Rede, für einen Feind geistiger Arbeit im Allgemeinen und der Literatur im Besonderen . . . die Literatur ist Ihnen keinen Dank schuldig und hat von Ihnen nichts zu hoffen, leider aber Alles zu fürchten.“ (S. 498) „Sie thun nicht das Geringste für die Literatur, Sie verderben durch Ihre offiziösen Machenschaften die Presse noch mehr, als sie durch den kapitalistischen Geschäftsgeist schon verdorben ist . . .“ (S. 502); 3) 'Majestätsbeleidigung' in *Die Zukunft* 6 (1897), 21 (vom 25. 12. 1897), S. 554-55; hierbei handelt es sich um einen offenen Brief, bezugnehmend auf die *Zukunft* vom 11. 12. 1897 (s. o.), des Chefredakteurs der *Münchener Neuesten Nachrichten*, A. J. Mordtmann, worin nochmals betont wird, „daß die Beleidigungsklagen zu einer unvernünftigen Plage ausgeartet sind“ (S. 554) und daß „der grenzenlose Unfug, zu dem die abschreckende Mehrung der Majestätsbeleidigungs-Prozesse ausgeartet ist“ (S. 555), eingedämmt werden müsse; 4) Otto Mittelstaedt: 'Unfug in der Rechtsprechung' in *Die Zukunft* 6 (1898), 22 (vom 1. 1. 1898), S. 17-26, worin der § 360 ('Unfug-Paragraph') des Strafgesetzbuches kritisiert wird, insbes. wo dieser auf die Presse angewandt wird: „Damit war freilich einer auf extensive Gesetzgebung versessenen Praxis der Weg geöffnet, flugs den Inhalts von Presseerzeugnissen schlechthin für den § 360, No. 11 des St. G. B. in Anspruch zu nehmen.“ (S. 20)
- 474 Vgl. Anm. 473; die Hrsg. sind der Meinung, daß sich Fontane auf die drei Beiträge in der *Zukunft* bezogen hat, die sich direkt mit der Presse befassen.
- 475 Vgl. dazu Brief Nr. 60, Anm. 485-488 u. Brief Nr. 61, Anm. 489-492; Fontane hat sich hier einmal mehr als sehr weitsichtig erwiesen.

Nr. 59

- 476 Bismarcks Geburtstag am 1. April (geb. 1815).
- 477 Vgl. den (ungez.) Artikel 'General Bismarck' in *Die Zukunft* 6 (26. 3. 1898), Bd. 22, S. 553-58; zu Hardens Bekanntschaft mit Fürst Bismarck (seit Februar 1892) vgl. Weller, a. a. O., S. 36-44; Weller stellt in diesem Abschnitt seines Buches die Behauptung auf: „Die Bekanntschaft mit Bismarck war für Hardens ganzes Leben ein entscheidendes Ereignis.“ (S. 42).
- 478 Vgl. dazu die von Hans Pflug herausgegebenen Briefe von Fontane an Maximilian Harden (1861-1927) in *Merkur* 10 (1956), 11, S. 1091-98 ('Aus den Briefen Fontanes an Maximilian Harden'). Obige Bemerkung läßt folgern, daß Fontane Hardens Artikel in der *Zukunft* regelmäßig gelesen hat; demnach wird es sich bei der in Brief Nr. 58 erwähnten 'Dreiheftesendung' um Artikel aus Heften der Dezember/Januar-Ausgabe dieser Zeitschrift gehandelt haben (vgl. Anm. 473 zu Brief Nr. 58).
- 479 Fontane hatte eine sehr hohe Meinung von Hardens stilistischen Fähigkeiten (vgl. dazu Weller [S. 362], der Hardens Stil „eine Abfolge brilliant-manierierter

Effekte“ nannte, „das arabeskenhafte Spiel eines phantasieüberladenen Geistes mit sich selbst...“; er schätzte ferner dessen Rez. sehr: vgl. dazu etwa seine Würdigung der Hardenschen Besprechung von Irrungen, Wirrungen („... das Liebenswürdigste, was über mich gesagt worden ist...“; Brief vom 24. 12. 1888 [HA, III, Nr. 640, 667] / zum Datum vgl. Frederick Betz: **Theodor Fontane. Irrungen, Wirrungen** [Stuttgart: Reclam 1979], S. 82, Anm. 33); entsprechend positiv äußerte sich Fontane in seinem Dankesbrief vom 17. 12. 1889 (HA, III, Nr. 702, 742) zu Hardens Geburtstagsartikel in **Die Nation** (Nr. 13 vom 28. 12. 1889, S. 189–92): „Warum haben Sie's so gut gemacht! Jeder liest gerne was Schmeichehaftes über sich, aber ich darf versichern, daß mein Kunstgefühl sich noch mehr freute, als meine Eitelkeit. So famos find ich es. Welche Gabe der Anordnung, der Führung des richtigen Citirens, – eine Gabe die so Wenige haben.“ Hardens Rez. von Stine lobte Fontane mit folgenden Worten (Brief vom 20. 8. 1890): „Sie wissen immer so was besonders Nettes und Treffendes zu sagen und Dinge zu sehen, woran die Andern vorbeikucken.“ (HA, IV, Nr. 62, 57); und noch einmal – im Brief vom 21. 11. 1896 (HA, IV, Nr. 675, 614) – verlieh Fontane seiner Dankbarkeit Ausdruck (bzgl. der ‚Vorrede‘ u. dem Beitrag ‚Fontane‘ in Hardens Buch **Literatur und Theater** [Berlin: Freund & Jeckel 1896]: „Während ich diese Zeilen bei Seite schob... habe ich Ihre Vorrede gelesen [S. III–VI/die Hrsg.]. Vorzüglich. Wer so Vorreden (immer das Schwerste) schreiben kann, bei dem ist man geborgen.“ Über Fontane hatte Harden dort u. a. folgendes zu sagen: „Als ich... 1889 über Fontane schrieb, schien mir aus der Geschichte von Botho und Lene leise schon die Frage anzuklingen, ob in unserer Gesellschaft wirklich Alles gut bestellt sei, und ich wage die Vermuthung, eines Tages werde der konservative Herr Theodor laut noch und deutlich sagen: Nein. Sechs Jahre danach wurde uns Effi... geboren... Da war das laute und deutliche: Nein.“ (S. IV–V).

- 480 Vgl. dazu auch Fontanes Brief an Harden vom 27. 11. 1896 (HA, IV, Nr. 679, 616): „Aller Klarheit unerachtet, erschwert diese Concentration das Verständniß“ (vgl. auch Weller [S. 362], der kritisch anmerkt, daß Hardens ‚phantastisch-künstliche Sprachgebilde‘ „oft das Ziel seiner Kritik verwischen, ja den Zugang zu ihrem Kern erschweren, wenn nicht oft gar unmöglich machen konnten.“) In seinem Artikel ‚General Bismarck‘ hatte Harden mit dem Kontrast zwischen dem Soldaten u. dem Zivilisten Bismarck operiert; bis zum Krieg von 1866 wurde Bismarck „meist im Ministerfrack dargestellt und verspottet“ (S. 554), brachte es allerdings dann zu hohen militärischen Ehren; seltsamerweise aber sah – nach Hardens Meinung – „die preußische Demokratie in dem Manne, der ihr wirksamster Bekämpfer wurde, nicht den Soldaten, sondern den beschränkten Junker“ (S. 555), während es andererseits „in der Armee stets eine dem Leiter der preußischen Politik widerstrebende Strömung [gab]“ (S. 557) und Bismarck eigentlich „den militärischen Rang nur seinen diplomatischen Leistungen zu danken [hatte].“ (S. 554).
- 481 Vgl. hierzu das Kapitel ‚Über Sprache und Stil‘ bei Weller, a. a. O., S. 361–68, worin ähnliche kritische Einwände gegen gewisse stilistische Züge Hardens laut werden u. betont wird, daß die ‚Überladenheit‘ seiner Artikel, die Sprache oft ‚prunkhaft‘ und ‚barock‘ wirken lasse (S. 362); laut Weller kommt darin zum Ausdruck, daß Harden auf flüchtige Leser überhaupt keinen Wert gelegt und auch die große Masse ihn wenig interessiert habe: „Seine hochstilisierte Sprache sollte die Leser zu einer genauen Wort-für-Wort-Lektüre zwingen“, weshalb er auch keinerlei Zugeständnisse an den Geschmack des Publikums machte, seinem Lese- und Informationsbedürfnis kaum je entgegenkam (S. 362).

Nr. 60

- 482 Zu Anfang 1898 zwang eine Netzhautblutung – u. drohende Erblindung – Mauthner zum Abbruch jeglicher Arbeit, insbes. auch seiner Studien zur ‚Kritik der Sprache‘, ein Umstand, der dann allerdings zur Zusammenarbeit mit Gustav Landauer führte, so daß die ersten beiden Bände der **Beiträge zu einer Kritik der Sprache** 1901 erscheinen konnten (ein dritter Band folgte 1902; vgl. Kühn, S. 367 bzw. S. 207–09).
- 483 Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Fontane über Mauthners sprachkritische Arbeiten nicht informiert gewesen sein sollte! Vielleicht bezog sich Mauthners Mitteilung auf Vorstudien zu seinen späteren Veröffentlichungen über Aristoteles (1904), Spinoza (1906) bzw. seinem **Wörterbuch der Philosophie** (1910/11).
- 484 Fontane dachte hierbei wohl an Moritz Lazarus, den ‚Philosophen‘ des Rütli, mit dem Fontane 1897 endgültig gebrochen hatte; vgl. dazu Fontanes Brief an Friedlaender vom 6. 4. 1897 (Nr. 261, S. 312 sowie Anm. 389), worin er – im Zusammenhang der sogen. ‚Heyse‘-Affäre – den Bruch mit Lazarus zu rechtfertigen suchte u. zu bedenken gab, daß „die ‚auri sacra fames‘ den idealistischen Philosophen... so beherrschte, daß er üble Geldmanipulationen vornahm, die

auch Heyses Vermögen in Mitleidenschaft zu ziehen drohten . . .“ (S. 389); auch nachträglich kann Fontane seine Entrüstung nicht unterdrücken: „Die Juden bringen es fertig, im höchsten Maße feingeistig, auch wirklich ehrlich mit idealen Dingen beschäftigt zu sein, allerlei Gutes zu thun, zu geben und zu helfen und dabei beständig zu mogeln und auch direkt zu betrügen.“ (S. 312).

485 ‚König Otto‘ (ungez.) in *Die Zukunft* Jg. 6, Bd. 23 (vom 16. 4. 1898), S. 97–102; ‚Otto von Bayern‘ (ungez.) in *Die Zukunft* Jg. 6, Bd. 23 (vom 7. 5. 1899), S. 226–39).

486 In seinem ersten Artikel (vgl. Anm. 485) hatte Harden den Zustand des geisteskranken Regenten von Bayern beschrieben, den er einen „Irren in Purpur“ nannte (S. 99), der auf die Stufe der Tierheit abgesunken und „im Mannesalter wieder zum Kinde geworden [sei]“ (S. 101), während weiterhin in seinem Namen regiert würde. Infolge dieser Zeilen war Harden von einem Münchener Schöffengericht in erster Instanz zu einer Haftstrafe von zwei Wochen verurteilt worden, ein Urteil, das auch in zweiter Instanz vom Münchener Landesgericht aufrecht erhalten wurde. In diesem Prozeß ging es vor allem um die Frage des sog. ‚ambulanten Gerichtsstandes‘ u. darum, ob Hardens detaillierte Angaben über den Zustand König Ottos von Bayern den Tatbestand des ‚groben Unfugs‘ erfüllten (vgl. dazu Anm. 487). Harden verteidigte sich in seinem zweiten Beitrag in der *Zukunft* (vgl. Anm. 485) u. beschwerte sich vor allem darüber, daß die Verurteilung eines Redakteurs durch ein Münchener Gericht für etwas, was er in einer in Berlin erscheinenden Zeitschrift geschrieben hatte, einen Präzedenzfall ergeben würde, so daß bald Staatsanwälte im ganzen Reichsgebiet Journalisten gerichtlich verfolgen könnten; Fontane – indem er die enormen Reisekosten erwähnt, die Journalisten dadurch entstehen könnten – scheint sich Hardens Ansicht über den ‚unsinnigen ambulanten Gerichtsstand‘ (S. 228) angeschlossen zu haben.

487 Bzgl. des Anklagepunktes des ‚groben Unfugs‘ wurde von gerichtlicher Seite behauptet, Harden habe, indem er den König auf die gleiche Stufe mit einem Tier setzte, den Tatbestand des groben Unfugs erfüllt, während Harden darauf bestand, daß eine Stilfrage mit einer moralischen verwechselt worden sei (S. 231); letztlich ging es bei der Argumentation darum, ob es sich um ein ‚Preßvergehen‘ handle – wie Harden behauptete –, das gerichtlich nicht verfolgt werden könne, oder um „Belästigung des Publikums“ – wie der Staatsanwalt meinte (S. 234) –, ein Delikt welcher juristisch einer ‚Übertretung wegen groben Unfugs‘ entsprochen hätte. Harden – der die Prozeßakten fast vollständig in seinem zweiten Beitrag in der *Zukunft* abdruckte (‚Der Fall Harden‘, S. 229–36) – wurde für schuldig befunden (nachdem das Gericht sich für zuständig erklärt hatte) u. die Haftstrafe von 14 Tagen bestätigt (vgl. dazu auch ‚Das Urtheil im Fall Harden‘ in *Die Zukunft* 6 [1898], 23 [vom 14. 5. 1898], S. 312–17 bzw. Otto Mittelstaedts Beitrag ‚Der Unfug der Presse‘ in *Die Zukunft* 6 [1898], 24 [vom 2. 7. 1898], S. 11–21).

488 Fontane bezieht sich sicher auf folgende Passagen in Hardens erstem Beitrag: „Denn er ist König. Mit seinem Bilde werden die Münzen geprägt und der Fremde . . . ahnt vielleicht gar nicht, daß er einen geistig unrettbar Erkrankten vor sich hat. In seinem Namen wird Recht gesprochen, werden Todesurteile verkündet und vollstreckt und ihn, den Unseligsten, sucht, bang verröchelnd, der letzte Ruf der aus der Menschengemeinschaft Gestoßenen, die vor der Grabesnacht schlotternd um Gnade winseln. Ihm leistet der ins Heer Eintretende den Eid der Treue, auf sein Haupt flehen die Priester am Altar den Segen des Höchsten herab.“ (S. 99).

Nr. 61

489 Vgl. *Die Zukunft* vom 18. Juni 1898; Harden selbst berichtet in seinem Beitrag ‚An den Kaiser‘ in der folgenden Nummer der *Zukunft* (S. 544), daß das Blatt konfisziert worden sei; daß Fontane diese Nummer kannte, folgt auch aus Mauthners Brief an Harden vom 13. 2. 1899 (Original im Bundesarchiv/Koblenz): „Sie wollten ja aber Briefe einsehen, Aeußerungen Fontane’s über den Pudel.“ – Im März 1890 hatte Wilhelm II. die Parole des Neuen Kurses ausgegeben; der junge Harden, „der in der Korruption, im Byzantismus die Merkmale der spätbürgerlichen Gesellschaft sah“ (Weller, S. 107), befürchtete, daß der Kaiser auf falsche Berater hörte, die ihn in eine unverantwortliche Politik trieben; seitdem befand er sich auf Kollisionskurs mit der kaiserlichen Politik; 1893 wurde er zum erstenmal wegen angeblicher Majestätsbeleidigung gerichtlich verfolgt, jedoch freigesprochen; ab 1896 verschärfte er seine Kritik am Kaiser; laut Weller (S. 111)

offenbarte sich für Harden „die Irrealität des persönlichen Regiments in der Diskrepanz zwischen Schein und Sein“: der Kaiser wollte sein eigener Kanzler sein und die Zügel der Politik selbst in die Hand nehmen; hielt aber lediglich pathetische und törichte Reden, die das Ausland erschreckten; um nicht mit der Zensur in Konflikt zu geraten, versuchte Harden seine Kritiken durch einen reichen Formenkatalog zu tarnen, u. auch in seinem Beitrag ‚Pudel-Majestät‘ (*Die Zukunft* vom 18. 6. 1898, S. 495–99) bemühte sich Harden, die Kritik am Kaiser durch die Form einer ‚märchenhaft umrahmenden Satire‘ zu vertuschen: Die Zensur erkannte die aktuellen Bezüge des Märchens jedoch und verklagte den Verfasser wegen Majestätsbeleidigung, woraufhin Harden einen offenen Brief an den Kaiser richtete, in dem er vor den emphatischen Tönen warnte, mit denen das zehnjährige Regierungsjubiläum Wilhelms II. gefeiert wurde (vgl. Weller, S. 112); trotzdem wurde Harden zu Anfang 1899 zu sechseinhalb Monaten Festungshaft verurteilt (vgl. auch ‚Auf der Anklagebank‘ in *Die Zukunft* vom 12. 11. 1898, S. 273–85).

- 490 Vgl. Hardens (ungez.) Beitrag in der obigen Ausgabe der *Zukunft* mit dem Titel ‚Pudel-Majestät‘ (S. 485–99).
- 491 In Hardens Beitrag ‚Pudel-Majestät‘ wird auf höchst amüsante Weise erzählt, wie Kronprinz Hyazinth (aus der Tulpenzweibeldynastie im Lande der Fliegenschnapper) in der Wiege von einer guten Fee dazu ‚verwünscht‘ wird, sich nach seinem 16. Geburtstag in einen Pudel zu verwandeln, so daß er auch die unteren Gesellschaftsschichten seines Reiches kennenlernen kann; der Prinz wächst auf u. wird ein dreimal kluges Bürschchen, mit einer fertigen Meinung über alle Dinge, die keine Widerrede duldet: er verstärkt die Bevormundungsmacht der Bürokratie, läßt [In]ruhestifter ins Gefängnis werfen, Bücher verbieten u. lebt allgemein im Sinne seiner Ahnen, „daß die Völker nur für das Vergnügen der Könige geschaffen [seien].“ (S. 497) Eines Tages aber, als er, von der Fee zur Strafe in einen Pudel verwandelt, die Heucheleien am Hofe u. die Stumpfheit der Bürokratie erkennt, beschließt er zum König der Armen zu werden, sagt die Feierlichkeiten zu seinem 5jährigen Jubiläum ab u. ändert seinen Regierungsstil radikal. – In seinem zweiten Beitrag ‚An den Kaiser‘ in der folgenden Nummer der *Zukunft* ging Harden dann zusätzlich auch noch auf den frz. Ursprung des ‚Märchens‘ ein (Laboulayes **Prince-Caniche**) u. die Tatsache, daß selbst „in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Bücherzensur“ vor 31 Jahren dieses Märchen in Frankreich unbeanstandet geblieben sei. (S. 547)
- 492 Wie immer operierte Fontane – was die Öffentlichkeit anbetraf – äußerst vorsichtig; das aggressive Vorgehen Hardens – Fontane kannte auch Hardens Artikel ‚An den Kaiser‘ (*Die Zukunft* vom 25. Juni 1898, S. 541–54, gez. M. H.) – mag ihn abgeschreckt haben (vgl. Brief Nr. 62, Anm. 495).
- 493 Nach Rückkehr des neuen Kaisers von dessen Europa-Reise – im Anschluß an die Thronbesteigung besuchte dieser im Frühsommer zunächst Rußland, Schweden und Dänemark, sodann im Herbst Österreich und Italien – hatte die Berliner Stadtverwaltung Wilhelm II. am 28. Oktober 1888 auf dem Schloßplatz einen Monumentalbrunnen als Geschenk angeboten, das aber – wohl weniger aufgrund einer Abneigung des Monarchen gegen den regierenden Bürgermeister, Max von Forckenbeck (1821–1892), sondern eher als Ausdruck seiner Entrüstung über die Haltung der freisinnigen Presse, von der er irrtümlich annahm, sie stehe mit der städtischen Verwaltung im Zusammenhang – nur ungnädig angenommen wurde. Wilhelm verweigerte dann zusätzlich acht Monate lang die Bestätigung der Wiederwahl des hochverdienten Oberbürgermeisters am 27. 2. 1890, eine Verzögerung – die Anerkennung erfolgte erst am 10. 10. 1890 –, die peinliches Aufsehen erregte. „Nach der Entlassung des Fürsten Bismarck gelangte indes der Monarch bald zu freundlicherer Würdigung der Person und der Verdienste des Oberbürgermeisters. Als Forckenbeck die Herstellung des neuen Brunnens Begas übergeben ließ und denselben ‚Schloßbrunnen‘ taufte – beides nach dem Wunsche des Herrschers – zeigte sich dieser ihm bei der Enthüllung des Monuments, 1891, sehr gnädig, beglückwünschte ihn nachträglich zum siebzigsten Geburtstag und forderte ihn auf, sich direkt zum Vortrag bei ihm zu melden, wenn neue interessante Projekte seitens der Stadt vorlägen, für deren Entwicklung er lebhafteste Teilnahme hege.“ (Martin Philippson: **Max von Forckenbeck. Ein Lebensbild** [Dresden/Leipzig: Carl Reißner 1898], S. 366).
- 494 Das liberale Bürgertum, das sich an seine Revolution von 1848 nicht gerne erinnern ließ, hatte den Friedhof der Märzgefallenen im Berliner Friedrichshain verwahrlosen lassen. Zur 50-Jahr-Feier wollten die sozialdemokratischen Stadtverordneten statt des morschen Zauns ein schmiedeeisernes Gitter und ein Tor mit der Inschrift ‚Den Märzgefallenen‘ setzen; dies erregte Anstoß beim Kaiser, der dem gewählten Oberbürgermeister Kirschner eineinhalb Jahre die Amtsbestätigung verweigerte; vgl. hierzu ferner Karl Frenzel: ‚Die Berliner Märztage. Ein Stimmungsbild‘ in *Deutsche Rundschau* 94 (1898), S. 355–73 u. Arend Buchholtz: ‚Die Literatur der Berliner Märztage‘ in *Deutsche Rundschau* 94 (1898), S. 426–38.

Nr. 62

- 495 Vgl. Brief Nr. 58, Anm. 473–475, Brief Nr. 59, Anm. 477 u. 478, Brief Nr. 60, Anm. 485 u. Brief Nr. 61, Anm. 489–492.
- 496 Vgl. Brief Nr. 59, Anm. 479–481.
- 497 Carl Robert Lessing (1827–1911), Landgerichtsdirektor u. Haupteigentümer der ‚Vossischen Zeitung‘.
- 498 Das Hotel Bristol gehörte zu den neuen Luxushotels der 1890er Jahre in Berlin (vgl. Lange, a. a. O., S. 77).
- 499 M. H.: ‚An den Kaiser‘ in *Die Zukunft* Jg. 6, Bd. 24 (vom 25. 6. 1898), S. 541–54 (vgl. Fontanes Postkarte an Friedlaender vom 7. 7. 1898 [HA, IV, Nr. 844, 732], worin es u. a. heißt: „Bitte lesen Sie doch die ‚Zukunft‘ vom 25. Juni. Bemerkenswerth; ein bischen im Stil der Juniusbriefe.“)
- 500 In seinem offenen Brief an den Kaiser (im obigen Artikel; vgl. Anm. 499) analysiert Harden die sogen. ‚monarchische Krise‘, die angeblich durch den persönlichen Stil des Kaisers hervorgerufen wurde (vgl. S. 542–43 bzw. S. 552–54), dessen freier Blick „durch eine Binde gehemmt [sei], die schlaue Höflingskunst der Liebediener fältelte und schlang“, was dazu beitrage, daß „die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk“ (S. 553), nicht länger gegeben sei; und wenn der Kaiser nicht bereit sei, auf bessere Ratgeber zu hören, so könnte es – wie im Märchen – geschehen, daß ihm der Ruf entgegenschalle: ‚Herr König, Ihr seid ja nackt!‘ – Abschließend verleiht Harden dann in seinem Artikel der Hoffnung Ausdruck, daß dem Kaiser „die Befreiung aus dem Bannkreis des Schranzenthumes“ gelingen möge, daß die Worte des Kritikers – durch keine Lakaienkunst gehemmt – das Ohr des Monarchen erreichen mögen. (S. 554)
- 501 Im ‚Rütli‘-Kreis trug Fontane deshalb den Beinamen ‚Nöhl‘ (vgl. Lazarus, a. a. O., S. 594: „Lafontaine = Fontane ist bereits so oft gewürdigt worden, daß hier nur scherzeshalber sein Spitzname ‚Nöhl‘ nachgetragen sei. Als ich gefragt wurde, was das Wort bedeute, konnte ich prompt die Auskunft geben: Nöhl kommt von nöhlen, d. h. vom säumenden, langsamen, langweiligen Tun ... Nun paßt ‚langweilig‘ zwar gar nicht zu Fontane, dessen mündliches, briefliches und literarisches Plaudern zum Unterhaltlichsten gehört, was es geben kann; aber sein privates Wesen, der Fontane im Schlafrock, nöhlte allerdings ein wenig.“).
- 502 Typisch für Fontanes vorsichtige, abwägende Haltung.
- 503 Offensichtlich hat Hardens Mut zum offenen Wort Fontane imponiert.

Nr. 63

- 504 Vgl. Fritz Mauthners Rez. ‚Theodor Fontane. Von Zwanzig bis Dreißig‘ im *Berliner Tageblatt* Nr. 430 vom 25. 8. 1898 (Abendausgabe, S. 1).
- 505 Vgl. dazu Brief Nr. 64, Anm. 515.

Nr. 64

- 506 Zu Lebzeiten Fontanes hat Mauthner u. a. Rez. über folgende Werke geschrieben: *L'Adultera* (1882), *Irrungen, Wirungen* (1888), *Gedichte* (3. Aufl.; 1889), *Stine* (1890), *Unwiederbringlich* (1891), *Effi Briest* (1895), *Die Poggenpuhls* (1897), *Von Zwanzig bis Dreißig* (1898).
- 507 Vgl. dazu Mauthners Rez. von *Von Zwanzig bis Dreißig*: „Was man jetzt mit dem Schlagwort ‚jenseits von Gut und Böse‘ ausdrückt, was bei Nietzsche das grimmige Ergebniß einer tief sinnigen Entwicklungsgeschichte der menschlichen Moralbegriffe war, das verräth schon das Lächeln Fontanes, in dem sich so viel Schlaueit mit Güte mischt. Er weiß: die Menschen sind nicht so **oder** so, sie sind vielmehr so **und** so, gut und böse.“

- 508 Lat. ‚entweder – oder‘.
- 509 Fontane war in seinen veröffentlichten Werken immer auf Ausgleich verschiedener Tendenzen (insbes. auch im Politischen) bedacht; nur in seiner Korrespondenz (insbes. mit Friedlaender) drückte er sich gelegentlich rückhaltloser aus (vgl. hierzu im allg. Charlotte Jolles: Theodor Fontane [1983], S. 128–29).
- 510 Vgl. dazu Mauthners obengenannte Rez.: „Ein Punkt sei besonders hervorgehoben, der in der Sache sehr lehrreich, in der Form sehr ergötzlich ist. Ganz unbefangen erzählt Fontane, wie er aus einem Lyriker . . . Offiziosus im literarischen Bureau wurde, wie er dann als politischer Mitarbeiter . . . in die ‚Kreuzzeitung‘ eintrat; daß er später Theaterkritiker bei der ‚Vossischen Zeitung‘ war, setzt er wohl als bekannt voraus. Es wäre heute nicht leicht gestattet, nacheinander so verschiedenen Herren zu dienen. Fontane läßt sich auf eine Erklärung dieser Thatsachen gar nicht ein und hat das wahrhaftig auch nicht nöthig.“
- 511 Vgl. dazu Manfred Windfuhrs Artikel ‚Fontanes Erzählkunst unter den Marktbedingungen ihrer Zeit‘ in: Jörg Thunecke/Eda Sagarra [Hrsg.], a. a. O., S. 335–45; vgl. Jolles’ Kap. 10: ‚Politik und Gesellschaft‘, a. a. O., S. 126–30.
- 512 In Mauthners Rez. heißt es: „Wir, die wir vierzig oder fünfzig Jahre später die verehrte Frau einmal zu sehen die Freude haben, genießen diese Verlobungsgeschichte mit einem besonderen Vergnügen. Etwas ‚Abruzzenhaftes‘ hat der jugendliche Theodor zuerst in dem Mädchen erblickt, die mit einer Art Sicherheit auf ihren Prinzen wartete und auf Abschlag Theodor Fontane nahm. Wie verschossen muß er gewesen sein! Wir wenigstens können auch in der mädchenhaften Frische dieser ausgezeichneten Dame etwas Abruzzenhaftes just nicht entdecken.“ In seinem viel späteren Artikel ‚Theodor Fontane posthumus‘ (in *Das literarische Echo* 8 [1905], 3 [vom 1. 11. 1905], Sp. 161) betonte Mauthner – im Zusammenhang einer allgemeineren Kritik an Fontanes ‚Lieblosigkeit‘ in den gerade veröffentlichten **Briefen an seine Familie**: „Ueber das Verhältnis zu seiner Frau. Er hatte in seinen Lebenserinnerungen den Ausdruck ‚abruzzenhaft‘ gebraucht und ich die feine anmutige, alte Frau in halbem Scherz dagegen in Schutz genommen . . .“
- 513 Vgl. obengenannte Rez. von Mauthner: „Die Selbstbiographie enthält ein einziges unaufrichtige Wort; es steht in der Vorrede und besagt etwas geziert, der Leser werde sich freuen, daß dieser Band der letzte seiner Memoiren sei. Fontane weiß recht gut, daß seine Leser gerne immer so weiter lesen möchten. Doch vielleicht handelt er klug daran, wenn er sich darauf beschränkt, seine Herzensmeinung nur über die Berufenen und Unberufenen auszusprechen, die vor fünfzig Jahren mit ihm in den literarischen Wettkampf eintraten, wenn er zu den wechselnden Tagesmoden der Gegenwart nicht mehr öffentlich das Wort ergreift. Er hat die junge Bewegung durch sein Ansehen in kritischen Zeiten tapfer gefördert; jetzt mag er lächelnd abwarten, was alles aus dieser Bewegung noch hervorgehen mag. Ein zweiter Fontane wäre so übel nicht.“
- 514 Vgl. Victorien Sardous (1851–1908) Theaterstück **Fernande** (Urauff. in Paris am 8. März 1870); unterstützt von der Kaiserin Auguste fanden zwischen 1874 u. 1879 Gastspiele frz. Theatergruppen in Berlin statt; Fontane übernahm für diesen Zeitraum die Kritik in der *VZ* u. rezensierte u. a. 7 Stücke von Sardou (vgl. NyA, XXII/3, S. 121 f.); eine Rez. bzw. Besprechung von **Fernande** ließ sich allerdings nicht nachweisen.
- 515 Vgl. Brief Nr. 11, Anm. 123 u. Brief Nr. 12, Anm. 129.
- 516 Vgl. dazu Mauthners Hinweis auf den Berliner Historiker Theodor Mommsen (1817–1903) im ‚Nachwort‘ zum zweiten Band von Mauthners **Ausgewählten Schriften**, a. a. O., (1919): „Ich hatte die ‚Xanthippe‘ auch an Mommsen übersandt . . . Doch auf die Überreichung der ‚Xanthippe‘ antwortete er nicht. Als ich ihn wenige Monate später . . . traf . . . rief er schon nach den ersten Worten: ‚Sie müssen Curtius lesen!‘ . . . er wollte mir zu verstehen geben, daß ich einen Roman aus der Griechenzeit ohne Sachkenntnisse geschrieben hatte . . . und bewies mir das Wiedererwachen seines Wohlwollens dadurch, daß er mich furchtbar heruntermachte. Für die geschichtlichen Unmöglichkeiten in der Xanthippe. Von Nichtwissen könne nicht mehr die Rede sein, nur noch von einer ungehörigen Parodie.“ (S. 341–42).
- 517 Im gleichen ‚Nachwort‘ erwähnt Mauthner übrigens auch Fontanes Lob der **Xanthippe**: „. . . für dummes Lob und dummen Tadel entschädigte mich reichlich eine feine Anerkennung Gottfried Kellers und später ein langes Schreiben Fontanes, das denn doch mehr war als nur Anerkennung: eine Abrechnung mit der Berliner Kritik, eine Abrechnung, die man dem vorsichtigen Fontane kaum zutrauen würde.“ (S. 340); vgl. dazu Brief Nr. 14, Anm. 141 u. Brief Nr. 15, Anm. 147.

- 518 Der entscheidende Sieg über die Franzosen am 2. September 1870 wurde im Deutschen Reich bis 1918 als Feiertag begangen.
- 519 Bzgl. Fontanes Einstellung zu den Tschechen vgl. z. B. **Der deutsche Krieg von 1866**, Bd. 1: ‚Der Feldzug in Böhmen und Mähren‘ (Berlin: Ober-Hofbuchdruckerei 1870) – vgl. Peter Demetz' positive Rez. ‚Das Kriegstagebuch eines Romantikers‘ der Reprint-Ausg. von 1979 (in **Frankfurter Allgemeine Zeitung** vom 2. 8. 1980) – und die **Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866**, hrsg. von Christian Andree, a. a. O., worin Fontane sich als objektiver Gewährsmann für die damaligen tschechischen Verhältnisse erwies, der seinen Werken Authentizität verlieh (vgl. Andrees ‚Nachwort‘, S. 91); Bestätigung findet dies ferner bei Erich Michel (‚Theodor Fontane 1866 in Böhmen und Mähren‘ in **Sudetenland** H. 4 (1982), der betont, wie sehr sich Fontane bemühte, einen Einblick in die Kultur Böhmens zu gewähren (S. 267): „Rückblickend stellen wir fest, daß Fontane in diesem Kriegsbuch seinen preußischen wie auch österreichischen Lesern vor reichlich hundert Jahren ein aufschlußreiches, fast durchweg zutreffendes Bild von Böhmen und Mähren, soweit sie vom Kriegsgeschehen betroffen waren, geboten hat, ein Bild, das auch heute noch Interesse zu erwecken vermag. Er hat die spannungsreiche geschichtliche Entwicklung Böhmens seit Beginn des vorigen Jahrhunderts richtig skizziert, die Denk- und Verhaltensweise der deutschen wie der tschechischen Einwohner vorurteilslos zu kennzeichnen versucht, im besonderen ihr Verhältnis zur Monarchie; er hat ihre Kultur verständnisvoll gedeutet und schließlich die Schönheiten der Landschaft mit künstlerischem Blick erfaßt.“ (S. 273) Mauthner seinerseits schrieb im ‚Nachwort‘ zum vierten Band seiner **Ausgewählten Schriften**, a. a. O. (1919): „Aus meinen ‚Erinnerungen‘ mag, wer für seine Zeit keine bessere Verwendung hat, erfahren, wie meine Stellung zu den nationalen Kämpfen meiner Heimat sich bildete, zu dem Lebenskampf zwischen Deutschen und Slawen: wie ich, ohne jemals Politiker zu werden, doch in meiner Studentzeit die unbedingte Parteinahme für die deutschböhmisches Sache als eine Pflicht betrachtete, wie ich dann aus der Ferne manches Unrecht auf beiden Seiten sehen lernte, und wie ich auf meine alten Tage an mir selbst die Vereinigung von Gegensätzen erlebte: deutsch sein im furchtbaren Schmerze über Deutschlands Schicksal und erst recht gerecht werden gegen andere Völker . . . ‚Der letzte Deutsche von Blatna‘ entstand im Jahre 1885, als die Zeitungen und auch die Briefe meiner alten Schulkameraden keine Zweifel mehr darüber ließen, daß dem Ansturm der Jungtschechen, denen die Regierung nur Heuchelei und die kirchliche Partei der Altschechen nur Lügen entgegenstellte, der deutschböhmisches Stamm zu erliegen begann . . . Was mir nahe ging, war die Überzeugung: der Gebrauch der deutschen Sprache in Böhmen wird tödlich getroffen, der deutsche Stamm in Böhmen stirbt also aus, wenn es so weiter geht, wie es 1880, eigentlich aber schon seit dem Deutsch-Französischen Kriege angefangen hatte . . . Schwer und langsam nur festigte sich in meinem alten Kopfe die neue Überzeugung. Der Völkerhaß wird und muß aufhören, wie der Religionshaß unwirksam geworden ist. Es gibt keine Religionskriege mehr. Es darf auch keine Volkskriege mehr geben. Es waren immer nur Kriege um arme Worte, um liebe Sprachen.“ (S. 367–69) Vgl. dazu auch Mauthners **Prager Jugendjahre**, a. a. O., bes. Kap. XIII ‚Nationale Kämpfe‘, S. 118–36, wo es u. a. heißt: „Ich bin Deutsch-Böhme genug, um nur mit Zorn den Gedanken fassen zu können, daß Prag bereits heute eine slawische Stadt geworden ist, in der die Deutschen als gehäßte Fremde leben, da ganz Böhmen in absehbarer Zeit der Herrschaft der Tschechen anheimfallen wird.“ (S. 121).
- 520 Die Kornblume war die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms I.: es galt als Zeichen der Loyalität, sich zu ‚Kaisers Geburtstag‘ u. an anderen Festtagen des Herrscherhauses eine Kornblume aus Papier anzustecken. Fontane hat sich mehrfach über dieses Symbol des Kaiserkultes mokiert; so schrieb er z. B. am 11. 6. 1879 an seine Frau (Propyläen, I, Nr. 46, S. 90–91): „Heute läuft alles mit ‚Kornblumen‘ im Knopfloch herum. Es ist eine lederne Blume, **blos** blau, ohne Duft, ohne Schönheit, ohne Poesie. So recht wie geschaffen für uns; irgendwo müßte sie doch einen roten Hosenstreifen haben. Zahllose langbeinige Leutnants mit ihrem mephistohaften langen Krötenspieß an der Seite . . . laufen in der Potsdamer Straße auf und ab und zwingen mich wieder zu einem beständigen Kopfschütteln. Und das findet man fein und schön! Ich habe kein Organ für all dies Wesen . . .“ Vgl. ferner auch Fontanes Brief an Wilhelm Hertz vom 24. 11. 1878 (Nr. 280, S. 198), worin er seinen Roman **Vor dem Sturm** ein Buch „voll Haß gegen ‚die blaue Kornblume“ nannte; weitere Anmerkungen finden sich in **Frau Jenny Treibel**, Kap. 3 (Aufbau-Ausg., Bd. 6, S. 296), worin die Kornblume „dies Symbol königlich preußischer Gesinnung“ genannt wird; und in Dubslavs Beobachtung im 38. Kapitel von **Der Stechlin** (Aufbau-Ausg., Bd. 8, S. 354).
- 521 Die Bedeutung der ‚roten Nelke‘ bei den Slawen liegt wohl vor allem in der roten Farbe; allerdings mögen auch religiöse Motive eine Rolle gespielt haben, da die Nelke scheinbar das Symbol der (katholischen) Kreuzfahrer gewesen war.

Lyrik und geschichtliche Erfahrung in Fontanes späten Gedichten

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Lyrik nicht günstig. Den Bemühungen um einen neuen Realismus der Literatur schienen Gedichte keine so günstigen Ansatzflächen zu bieten wie die Erzählprosa. Während sich in dieser der Zeitbezug spürbar intensiviert, wird er in der gleichzeitigen Lyrik eher weiter abgebaut. Der Zugang zur politischen Lyrik, die im Vormärz so viel Raum gewonnen hatte, reißt weitgehend ab.¹ Die Hervorkehrung des Subjektiven in der späten Lyrik Th. Storms oder die des Ästhetischen bei C. F. Meyer macht immerhin teilweise die verdeckten Reaktionszusammenhänge bewußt, mit denen sich Gedichte hier gegen die Zeit abschirmen und das Eigenrecht einer literarischen Gegenwelt in Anspruch nehmen. So reflektiert verfahren die Autoren zweiten und dritten Ranges nicht, auf die ein auffällig großer Anteil der lyrischen Produktion in dieser Zeit entfällt. Der große Erfolg der Lyrik eines Geibel, Bodenstedt, Scheffel oder Lingg beruht darauf, daß sie die Lyrik einerseits an konventionelle Formerwartungen anpassen, andererseits aber auch darauf, daß sie viel unverhüllter einem verbreiteten Leserbedürfnis nach Zeitflucht, Überhöhung der Wirklichkeit und erbaulicher Tröstung entgegenkommen.² Konventionalität und Zeitentrückung gehen hier eine enge Verbindung ein.

Auch die recht konventionelle Lyrik Fontanes, die seinem Spätwerk vorangeht, bestätigt diesen Bedingungs Zusammenhang. Nachdem sie sich im Umkreis der Revolution von 1848 für kurze Zeit noch an Traditionen der politischen Vormärz-Lyrik anlehnt, macht sie in den folgenden Jahrzehnten die Entpolitisierung und den Rückzug gegenüber der eigenen Zeit voll mit. Auch hier gehen Konventionalität und Zeitferne zunächst also Hand in Hand. Andererseits deutet der Sachverhalt aber auch Zusammenhänge an, die an das Verständnis der späten Lyrik heranzuführen. Denn er legt den Schluß nahe, daß nun auch das andere zutreffen könnte, geschärftes Zeitbewußtsein und das auffällig Unkonventionelle dieser Lyrik nur zwei Seiten derselben Sache sind. Daß die intensive Zeitbezogenheit nicht nur zu den neuen Momenten der späten Lyrik Fontanes zählt, sondern daß sich Zeitoffenheit und das Verlassen der Konventionen in ihr geradezu gegenseitig bedingen, ist die These, von der sich die folgenden Ausführungen leiten lassen.³

1. Die Geschichtlichkeit des Alltags

Vergegenwärtigen wir uns das Neue und Andere der späten Lyrik Fontanes am Vergleich zweier Gedichte. E. Geibel, einer der erfolgreichsten Lyriker der Zeit, bietet sich einem solchen Vergleich an.

„Pfarrhausidyll“ ist das folgende Geibel-Gedicht überschrieben:

Der Samstagabend dämmert. Draußen flockt
der Schnee herab. Im Zimmer dunkelt's tief
Und nur des Ofens Flackerschein umspielt
Den großen Schreibtisch und den Bücherschatz,
Der Band an Band sich an den Wänden reiht.
In seinem Armstuhl ruht, zurückgelehnt,
Der junge Predikant und übersinnt
Den Text noch einmal, den er andern Tags
Erläutern soll. Die Predigt hat er schon
Vollendet in der Früh, und eben jetzt
Schwebt ihm der Übergang zum Amen vor,
Der Segensspruch, mit dem er schließen will,
Wie wohl ein Gärtner den gelungenen Strauß
Zuletzt noch krönt mit einer Lilie.
Bewegt in tiefster Seele findet er
Das rechte Wort und hoch und höher trägt
Ihn des Gedankens Adlerflug hinan:
Da tritt sein junges Weib herein mit Licht.
Doch wie sie des geliebten Mannes Stirn
Vom Strahl des Geistes überleuchtet sieht,
Erscheint er plötzlich schöner ihr, wie sonst,
Voll fremder Hoheit, fast wie ein Prophet,
Und schauernd bleibt sie auf der Schwelle stehn.⁴

Drei Tendenzen vor allem sind für diesen Text bezeichnend. (1) Er sucht Erhabenheit und Feierlichkeit, vermeidet demgemäß alles ‚Gewöhnliche‘ und Alltägliche. Es ist Samstagabend: ein Prediger hat seine Predigt vollendet und stellt sich auf das gottesdienstliche Geschehen des nächsten Tages ein. Der Augenblick im Alltag des Geistlichen wird aufgenommen als Stunde der Weihe und Erleuchtung, die zuletzt auch das Verhältnis der Eheleute überstrahlt. Der präziöse Stil und die Klassizität heischenden fünfhebigen reimlosen Jamben dokumentieren die angestrebte Höhenlage. (2) Innerlichkeit und Zeitentrückung sind wesentliche Werte des entworfenen Pfarrhausidylls. Bezeichnenderweise führt der Gedichtvorgang von ‚außen‘ nach ‚innen‘: von der Erinnerung des „Draußen“ in die behaglich-weihevollte Atmosphäre des Zimmers und weiter zur Bewegung der „Seele“ und dem „Adlerflug“ des „Gedankens“. (3) Beide Aspekte der Darstellung lassen auf eine Wirkungsabsicht schließen, die auf die Hervorbringung von Stimmung, ‚edlem‘ Gefühl und Erbauung abzielt, gegenüber den Bedingungen der Realität entrücken und entlasten will.

Ganz anders z. B. Fontanes Gedicht „Würr' es mir fehlen, würd' ich's vermissen?“:

Heute früh, nach gut durchschlafener Nacht,
Bin ich wieder aufgewacht.
Ich setzte mich an den Frühstückstisch,
Der Kaffee war warm, die Semmel war frisch,

Ich habe die Morgenzeitung gelesen,
 (Es sind wieder Avancements gewesen).
 Ich trat ans Fenster, ich sah hinunter,
 Es trabte wieder, es klingelte munter,
 Eine Schürze (beim Schlächter) hing über dem Stuhle,
 Kleine Mädchen gingen nach der Schule, —
 Alles war freundlich, alles war nett,
 Aber wenn ich weiter geschlafen hätt'
 Und tät' von alledem nichts wissen,
 Würd' es mir fehlen, würd' ich's vermissen? (S. 28)

Punkt um Punkt kann der Vergleich mit dem Geibel-Gedicht hier auf entgegengesetzte Intentionen der Gestaltung schließen. (1) Auch hier wird auf eine Situation im Tagesablauf reflektiert, nicht zufällig freilich das Nüchterne eines durchschnittlichen Morgens. Der Text bekennt sich dabei zum Alltag gerade in seinen scheinbaren Nichtigkeiten und Trivialitäten: dem Morgenkaffee, der Semmel, der Zeitung etc. Dementsprechend sucht der Stil des Gedichts in der Wortwahl, der Bevorzugung parataktischer Reihung und den Füllungsfreiheiten des Knittelverses die Nähe zur Umgangssprache. (2) In der Bewegungsrichtung des Gedichtvorgangs erkennen wir das Verhältnis von ‚Innen‘ und ‚Außen‘ geradezu umgekehrt. Die Situation des morgendlichen Erwachens und der Frühstückstisch scheinen auch hier die Perspektive auf eine fragwürdige Intimität und Privatheit zu begrenzen. Doch die Motive des Zeitungslesens und der Blick aus dem Fenster wirken einer solchen Eingrenzung entgegen, stellen eine Offenheit des ‚Drinnein‘ für das ‚Draußen‘ her. (3) Aus allem können wir auch auf eine entgegengesetzte Wirkungsabsicht schließen. Die zum Ausdruck gebrachte Relativität der Dinge appelliert an eine skeptische Beweglichkeit, für die Bewußtheit und Distanz konstitutiv sind. Und das Gedicht ermuntert auch nicht zu Zeitentrückung, sondern zu jener Teilhabe an Zeit und Lebenswirklichkeit, die ihm selbstverständlich ist.

Was dieses eine Gedicht Fontanes zu erkennen gibt, ist kennzeichnend auch für seine späte Lyrik insgesamt. Mehrfach begegnen wir Texten, die sich gegen die Welt der großen Geschichte und des spektakulären politischen Handelns ausdrücklich abgrenzen. Das Gedicht „Verzeiht“ formuliert dies geradezu als fingierte Entschuldigung:

Verzeiht den Anekdotenkram
 Und daß niemals ich einen „Anlauf“ nahm,
 Auch niemals mit den Göttern grollte,
 Nicht mal den Staat verbessern wollte,
 Nicht mal mit „sexuellen Problemen“
 Gelegenheit nahm mich zu benehmen. (S. 52)

Und „Tu' ich einen Spaziergang machen“ bekennt sich ganz ähnlich zu den ‚allerkleinsten Sachen‘, während die großen Fragen ruhen:

Tu' ich einen Spaziergang machen,
Beschäft'gen mich immer allerlei Sachen.
In das Kommende oder in Zukunftsrätsel sich versenken.
Tod und Sterben überdenken,
Gibt es so was wie Fortschritt auf Erden
Oder werden wir alle russisch werden,
Sollen wir was für den Himmel tun:
Alle diese Fragen ruhn.
Immer nur aller kleinste Sachen
Dürfen einen Anspruch machen:
Warum sind Müllers ausgeblieben?
Warum hat Schulze nicht geschrieben?
Werd' ich der Meyer im Park begegnen?
Wird es schön Wetter oder wird es regnen –
Und im Immer-weiter-Schreiten
Wechseln so die Nichtigkeiten. (S. 402)

Freilich ist schon dabei das selbstironische Understatement nicht zu überhören, und es wird noch zu fragen sein, wie weit bereits ein solches Bekenntnis zum Kleinen – wie das zum Alltag – eine kritische Reaktion auf Tendenzen der Gründerzeit einschließt. Doch auch sonst darf man sich durch die scheinbare Abwehr dessen, was geschichtliche Dimension beansprucht, nicht täuschen lassen. Das Erregende liegt vielmehr gerade darin, daß leise und unauffällig in das scheinbar Private des Alltags immer wieder der Rekurs auf die politische Welt eindringt, daß die Welt des Alltags damit im geschichtlichen Kontext verankert wird, der Alltag seine eigene Geschichtlichkeit erlangt. Das Gedicht „Zeitung“ (S. 403 f.) weiß, was an Fragwürdigkeiten und an Phrasen dieses Medium transportiert. Und doch verteidigt es die Zeitung letztlich in ihrem unverzichtbaren Beitrag zu unserem Wirklichkeits- und Zeitbewußtsein. An „Was mir gefällt“ wird deutlich, mit welcher Selbstverständlichkeit geographische und zeitgeschichtliche Bezugnahmen in das Bild des Alltags eingebracht werden:

Du fragst: ob mir in dieser Welt
Überhaupt noch was gefällt?
Du fragst es und lächelst spöttisch dabei.
„Lieber Freund, mir gefällt noch allerlei:
Jedes Frühjahr das erste Tiergartengrün,
Oder wenn in Werder die Kirschen blühn,
Zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser,
Der alte Moltke, der alte Kaiser,
Und dann zu Pferd, eine Stunde später,
Mit dem gelben Streifen der ‚Halberstädter‘;
Kuckucksrufen, im Wald ein Reh,
Ein Spaziergang durch die Läster-Allee,
Paraden, der Schapersche Goethekopf
Und ein Backfisch mit einem Mozartzopf.“ (S. 45 f.)

Stehen hier Moltke und der alte Kaiser in der Reihe der nahen und nächsten Lebensinteressen, so beobachten wir es in „Ja, das möcht' ich noch erleben“ ganz ähnlich mit Bismarck:

Eigentlich ist mir alles gleich,
Der eine wird arm, der andre wird reich,
Aber mit Bismarck – was wird das noch geben?
Das mit Bismarck, das möcht' ich noch erleben. (S. 53)

Der nächste Wunsch, der die Bindung ans Leben illustriert, gilt dem vor-schulpflichtigen Enkel. Ein scheinbar beziehungsloses Nebeneinander – doch bedeutsam für das Verständnis des Gedichts. Hier wird die Trennung von ‚Persönlichem‘ und ‚Politischem‘ aufgehoben, die Gedichte im Stile Geibels als selbstverständlich voraussetzen. Wie Günter Häntzschel gezeigt hat, dankte die Lyrik gerade zweit- und drittklassiger Autoren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren Erfolg in erster Linie dem weiblichen Publikum.⁵ Hier bestand denn auch eine genaue Entsprechung zwischen der Politik- und Wirklichkeitsferne dieser Lyrik und dem Rückstand an öffentlicher Geltung, der die soziale Stellung der Rezipienten bezeichnete, so daß sich literarisches Produkt und Sozialstruktur gegenseitig entgegenkommen und bestätigen konnten. Fontanes späte Lyrik ist gerade gegen dieses Muster von Lyrik und Lyrikrezeption scharf abgesetzt. Sie mag den Kreis der möglichen Rezipienten beschränken, soweit sie – wie seine Berliner Gesellschaftsromane – gelegentlich eine Vertrautheit mit der Lebenswelt Berlins voraussetzt. Doch anders als die Gedichte, von denen soeben am Beispiel Geibels die Rede war, appelliert sie an den wachen Zeitgenossen, dem die raum-zeitlichen und gesellschaftlichen Einbindungen seiner Existenz selbstverständlich waren. Darin, daß sie die tradierte Trennung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen aufhob, lag ein wesentlicher Aspekt des Neuen dieser Lyrik im lyrikgeschichtlichen Kontext. Er mußte sich u. a. an der Ausprägung des autobiographischen Moments, das an Fontanes später Lyrik auffällt, zeigen.

2. Die Stellung des Schriftstellers

Es gibt Rollengedichte im Bereich der späten Lyrik Fontanes, z. B. die „Berliner Ehedialoge“ der „Wurzels“ (S. 69). Und gelegentlich dominiert ein epischer Gestus, der sich der dritten grammatischen Person bedient, wie in „Fritz Katzfuß“ (S. 55–57). Am häufigsten indessen begegnet die Haltung der Ich-Aussage, die Bindung der Aussage an die Perspektive eines „Ich“. In vielen Gedichten erscheint dieses Ich noch dadurch betont, daß es sich selbst thematisch und Gegenstand der Reflexion wird. „Lebenswege“ z. B. ist ein solches Gedicht, und wir entnehmen ihm unschwer den autobiographischen Gehalt:

Fünfzig Jahre werden es ehstens sein,
Da trat ich in meinen ersten „Verein“.
Natürlich Dichter. Blutjunge Ware:
Studenten, Leutnants, Refrendare.
Rang gab's nicht, *den* verlieh das „Gedicht“,
Und *ich* war ein kleines Kirchenlicht.

So stand es, als Anno 40 wir schrieben:
Aber ach, wo bist du Sonne geblieben?
Ich bin noch immer, was damals ich war,
Ein Lichtlein auf demselben Altar,
Aus den Leutnants aber und Studenten
Wurden Gen'räle und Chefpräsidenten.

Und mitunter, auf stillem Tiergartenpfade,
Bei „Kön'gin Luise“ trifft man sich grade.

„Nun, lieber F., noch immer bei Wege?“
„Gott sei Dank, Exzellenz... Trotz Nackenschläge...“

„Kenn' ich, kenn' ich. Das Leben ist flau...
Grüßen Sie Ihre liebe Frau.“ (S. 29)

Lebenswege werden in dem Gedicht verglichen. Sie werden zurückverfolgt auf den gemeinsamen Ausgangspunkt eines literarischen „Vereins“: ein Rückblick auf die literarischen Anfänge des Autors.⁶ Poesie vermittelte damals den Kontakt und verlieh den Rang – mehr als die gesellschaftlichen Chargen („Studenten, Leutnants, Refrendare“). Doch auf die Gegenwart hin gesehen hat sich die Gewichtung im Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Hierarchie genau umgekehrt. Der literarische Ausweis ist gegenstandslos geworden, und die gesellschaftliche Karriere, die aus „Leutnants“ und „Studenten“ „Gen'räle“ und „Chefpräsidenten“ gemacht hat, war ausschlaggebend für die öffentliche Geltung. Die Absage an die Poesie erscheint hier geradezu als Bedingung gesellschaftlichen Aufstiegs und Erfolgs. Es ist der konsequente Ausdruck der veränderten Rangbestimmung, wenn der Schluß des Gedichts in ironischer Pointierung eben nicht dem Dichter das letzte Wort gibt, sondern es „Exzellenz“ überläßt, in gesellschaftlich vorgefertigten Sprachschablonen den angemessenen Abstand gegenüber dem Dichter herzustellen.

Immer wieder beziehen sich die Gedichte auf diese unbefriedigende Situation des Schriftstellers. Auf die geringen Honorare und die dürftige materielle Situation wird angespielt, so in „Arm oder reich“ (S. 71–73). In „Auf der Treppe von Sanssouci“ (S. 273–276) versichert der alte Fritz auch der Gegenwart seine königliche Geringschätzung des „Poète allemand“. Die allgemeine gesellschaftliche Geringschätzung verrät sich bei offiziellen Anlässen, wie der Zyklus „Aus der Gesellschaft“ in mehreren Gedichten anschaulich macht (S. 34–39). „Feierlichkeiten“ zumal werden zur Motivation, die gesellschaftliche Kluft zwischen dem Schriftsteller und dem „Offiziellen“ hervorzukehren:

Man ist nicht Null, nicht geradezu Luft,
 Aber es gähnt doch eine Kluft,
 Und das ist die Kunst, die Meisterschaft eben,
 Dieser Kluft das rechte Maß zu geben.
 Nicht zu breit und nicht zu schmal,
 Sich flüchtig begegnen, ein-, zwei-, dreimal,
 Und verbietet sich solch Vorüberschieben,
 Dann ist der Gesprächsgang vorgeschrieben:
 „Anheimelnder Kirchhof ... beinah ein Garten ...
 Der Prediger läßt heute lange warten ...“
 Oder: „Der Tote, hat er Erben?
 Es ist erstaunlich, wie viele jetzt sterben.“ (S. 36 f.)

Der Dichter erkennt in der Skepsis, mit der ihn die Gesellschaft betrachtet, freilich auch die Reaktion auf die eigene kritische Haltung. Der unterschwellige Konflikt wird gerade an dem Aspekt der ‚Feierlichkeit‘ gut faßbar. Die vom Dichter erwartete ‚Feierlichkeit‘ würde auch ein Ernstnehmen, eine Bestätigung gesellschaftlicher Rollen und Rituale bedeuten. Doch genau solchen „Sinn für Feierlichkeit“ spricht sich Fontane in „Was mir fehlte“ ab:

Ich blicke zurück, Gott sei gesegnet,
 Wem bin ich nicht alles im Leben begegnet!
 Machthabern aller Arten und Grade,
 Vom Hof, von der Börse, von der Parade,
 „Damens“ mit und ohne Schnitzer,
 Portiers, Hauswirte, Hausbesitzer,
 Ich konnte mich allen bequem bequemem,
 Aber feierlich konnt' ich sie nicht nehmen. (S. 30 f.)

Während der Feierlichkeit hier ganz deutlich affirmative Funktionen nachgesagt werden, impliziert die Unfeierlichkeit eine kritische Distanz. Sie prägt in den Gedichten auch die Art und Weise, wie vom Publikum gesprochen wird, z. B. in dem „Publikum“ überschriebenen Gedicht:

Das Publikum ist eine einfache Frau,
 Bourgeoishaft, eitel und wichtig,
 Und folgt man, wenn sie spricht, genau,
 So spricht sie nicht mal richtig.
 Eine einfache Frau, doch rosig und frisch,
 Und ihre Juwelen blitzen,
 Und sie lacht und führt einen guten Tisch,
 Und es möchte sie jeder besitzen. (S. 44 f.)

Kein Zweifel: der Schriftsteller, der sich hier äußert, möchte nicht auf ein Publikum verzichten. Noch weniger aber ist auf bloße Anpassung zu schließen. Das geht schon aus der ironischen Charakterisierung hervor, die das Publikum im Bild einer bourgeoisen Frau beschreibt. Es erinnert auffällig an die Kommerzienrätin in „Frau Jenny Treibel“: jene bourgeoise Dame, die in der Tat einen „guten Tisch“ führt, sich ihr Faible für Literarisches dabei in Wahrheit nur als ornamentale Garnierung des Wohlstands leistet, während das Defizit echter ästhetischer Sensibilität sichtbar

wird. Die Annäherung des Publikumsbezugs an die Bourgeoisie ist dabei freilich nicht so zu verstehen, daß der Dichter ausschließlich an das bourgeoise Publikum denkt. Das ‚Bourgeoishafte‘ meint – wie zuweilen auch in Briefen Fontanes⁷ – eine zeittypische Haltung, die bevorzugt beim Bourgeois anzutreffen ist, aber nicht ausschließlich auf ihn beschränkt bleibt.

In all diesen Aspekten der Schriftstellersituation spricht Fontane aus eigener Erfahrung. Seine Lyrik verrät ihren autobiographischen Gehalt. Nur darf man dabei jene Erweiterungen des Persönlichen zum Gesellschaftlich-Typischen nicht übersehen, auf die es ihm ankommt. Die unbefriedigende materielle Situation des Schriftstellers, sein geringes Ansehen, der Konflikt mit gesellschaftlichen Normen und das gebrochene Verhältnis zum Publikum: das alles sind Momente, die in den eigenen Erfahrungen immer zugleich die allgemeinere gesellschaftliche Situation des Schriftstellers meinen. Das wird noch deutlicher, wenn wir die Aussage der Gedichte mit Fontanes Aufsatz „Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers“ vergleichen.⁸ Die Stellung des Schriftstellers sei „miserabel“, heißt es hier lapidar; Preußen-Deutschland gehöre diesbezüglich zu den führenden Ländern. Das „Geld-Elend“ wird betont: „Die, die mit Literatur und Tagespolitik handeln, werden reich, die, die sie machen, hungern entweder oder schlagen sich durch.“ Die Ausführungen sehen die materielle Armut dabei als Ausdruck wie als Folge der allgemeinen gesellschaftlichen Geringschätzung des Schriftstellers. Sie deuten diese Geringschätzung zum Teil wiederum als Resultat eines Mißtrauens, das in Schriftstellern „Catinarische Existenzen“ vermutet, noch mehr freilich als Konsequenz mangelnden ästhetischen Interesses und Verständnisses beim lesenden Publikum.

Der von Fontane erwogene Ausweg einer „Verstaatlichung“, einer „Approbation“ auch des Schriftstellers, mag uns heute fragwürdig erscheinen. Glücklicherweise mit seinem Vorschlag war auch Fontane nicht, so daß er für den Fall des Scheiterns bereits einen „besseren“ Weg andeutet: „Größere Achtung vor uns selber“.⁹ Er fordert damit ein Selbstbewußtsein des Schriftstellers, das sich der öffentlichen Geringschätzung widersetzt. Liest man Fontanes späte Gedichte genauer, so handeln sie von der unbefriedigenden Stellung des Schriftstellers ebenso wie von diesem Selbstbewußtsein. Die selbstironischen Schuldzuweisungen in „Was mir fehlte“ oder „Verzeiht“, die sich für die Abweichung von etablierten Normen zu entschuldigen scheinen, sind in Wahrheit ein subtiles Bekenntnis zur eigenen Art, zu sich selbst. Oder um es an dem Spannungsbogen zu erläutern, den das Gedicht „Brunnenpromenade“ durchläuft: Da scheint das gesellschaftliche Leben eines mondänen Badeorts den Dichter mit der Erfahrung der Nichtigkeit, ja dem Selbstverlust zu bedrohen. Doch der Schluß des Gedichts stellt in der kritischen Desillusion des gesellschaftlichen Treibens das Bewußtsein des eigenen Wertes wieder her:

Zu Schemen ist plötzlich alles verschwommen,
Ich bin wieder zu mir selbst gekommen,
Und während mir Scheuheit und Demut entschlummern,
Zähl' ich mich zu den „besseren Nummern“. (S. 49)

3. Lyrik und Gesellschaft

Die Besinnung des Schriftsteller-Ich auf die Stellung im gesellschaftlichen Kontext kann dieses Verhältnis in sehr verschiedenen Akzentuierungen ausformulieren. In manchen Gedichten dominiert die sich selbst zugewandte Reflexion, während der gesellschaftliche Hintergrund nur angedeutet und nicht weiter konkretisiert wird. Umgekehrt gibt es aber auch Gedichte, die den Argumentationsspielraum des Subjekts begrenzen, dagegen das Bild der Gesellschaft weiter differenzieren und objektivieren. Das soeben zitierte Gedicht „Brunnenpromenade“ und der Zyklus „Aus der Gesellschaft“ machen diese Tendenz anschaulich.

Es ist uns heute geläufig, Fontanes Weg zum Gesellschafts- und Zeitroman als Weg zum ‚eigentlichen‘ Fontane zu sehen. In der Offenheit für die Darstellung und Deutung des gesellschaftlichen Lebens erlangt das Erzählen gleichzeitig seine besondere Modernität. Was uns vermutlich weniger geläufig ist: für die späte Lyrik gilt das – mutatis mutandis – ganz entsprechend. Das Neue erwächst dieser Lyrik auch daraus, wie sie auf gesellschaftliche Erfahrung reagiert: weder in der üblichen Weise politischer Lyrik noch der einer Gesellschaftsabgewandtheit, möge diese nun Flucht oder mittelbaren Protest im Sinne der bekannten Ausführungen Th. W. Adornos zum Verhältnis von Lyrik und Gesellschaft bedeuten.¹⁰

Das Gedicht „Brunnenpromenade“ umschließt so gesehen auch eine subtile Spiegelung des Weges, den die späte Lyrik Fontanes in diesem prägenden Bereich ihrer geschichtlichen Voraussetzungen zurücklegt. Der Durchbruch zum Selbstbewußtsein des Schriftstellers, der hier als Erfahrung eines Kur-aufenthaltes ausgegeben wird, läßt sich im übertragenen Sinn auch auf den Weg des Schriftstellers insgesamt beziehen. Doch bezeichnend für beide Geltungsebenen bleibt: dem Erwachen des Schriftstellers zu sich selbst liegt die Konfrontation mit dem Leben der Gesellschaft voraus.

Als ich ankam, Johannistag war grade,
Gleich ging ich auf die Brunnenpromnade.
Kaum wollt' ich meinen Augen traun,
So viel des Herrlichen war da zu schau'n,
Eine lange Reihe der schönsten Damen,
Wer zählt die Völker, wer nennt die Namen!
Eine ganz Teint und Taille war,
Aschblond das schlicht gescheitelte Haar,
Blendende Zähne, feines Kinn,
Typus einer Engländerin,
Aber solcher, die palankin-überdacht
Weit draußen ihre Tage verbracht,
In Hongkong oder Singapor
(Ihr Diener Malaie halb, halb Mohr),
Und neben ihr plaudert ein junger Lord
Von Lachsfang im Stavanger-Fjord,
Alles albionmäßig abgestempelt,
Die Beinkleider unten umgekrepelt. (S. 48)

Die kritische Distanz verrät sich in diesen Versen schon in der Art und Weise, wie der Autor das Leben der guten Gesellschaft auf seine typischen Konturen zurückführt. Decouvrierend sind auch die Attribute, in denen dieses Typische gefaßt wird. Denn wenn z. B. im „Typus einer Engländerin“ das Äußere wie Teint und Taille, Haar und Zähne besonders betont erscheint oder bei der „Schönheit der Saison“ wenig später das „rote“ Zubehör wie Kleid, Hut und Schleier in den Vordergrund gerückt wird, so ist dieses Vorwalten des Äußeren, modisch „Abgestempelten“ auch als Ausdruck einer Lebensform gemeint. Desillusionierende Funktionen übernimmt schließlich auch der Humor, der sich u. a. an der Kontrastierung von Anspruch und bewußt gemachter Belanglosigkeit und Trivialität artikuliert und alles als „Mummenschanz“ (S. 49) durchschaut. Aber gerade diese gesellschaftskritische Desillusionierung und der Weg des Schriftstellers zu sich selbst, von dem die letzten Verse handeln, sind nur zwei Seiten derselben Sache.

Das alles belegt die Nähe zum Roman. Zwar zeichnen sich auch gattungsspezifische Unterschiede ab. So bedingt die Lyrik einen anderen Lakonismus des Sagens und der Pointierung auf knappem Raum, während epische Darstellung sich verweilend ausbreitet. Aus der bald schärfer akzentuierten, bald zurücktretenden Bindung der Aussage an die Perspektive eines Gedicht-Ich resultiert eine Durchdringung von Subjektivität und objektivierender Aussage, die das Erzählen Fontanes allenfalls zur Figurenperspektive modifiziert kennt.¹¹ Bedeutsamer aber erscheint in unserem Zusammenhang doch die überraschende Gemeinsamkeit gesellschaftskritischer Intentionen. Diese machen eine wesentliche Dimension nicht nur des Romans, sondern auch der Lyrik Fontanes aus.

Vergegenwärtigen wir uns das noch eingehender am Beispiel des Zyklus „Aus der Gesellschaft“ (S. 34–39). Die Kritik ist darin teilweise wesentlich deutlicher und schärfer akzentuiert. Den Gedichten 1, 3 und 4 ist gemeinsam, daß sie das Gegeneinander von Persönlichem und Gesellschaftlichem thematisieren. Bei „Hoffest“ hat Freundschaft hinter der Darstellung der gesellschaftlichen Rollen zurückzustehen (S. 34 f.). Ähnlich sind Urlaubsbekanntschaften, die sich über das soziale Gefälle hinweggesetzt hatten – denn: „Gleichmacherisch wirkt die Badehose“ – bei offiziellem Anlaß rasch vergessen (S. 35 f.). Der vertrautere Alltagsumgang mit „Offiziellen“ weicht bei Beerdigungen einer steifen Repräsentation, die das soziale Gefälle hervorkehrt (S. 36 f.). Das alles sind nur Varianten jenes Spannungsverhältnisses von Gesellschaft und Menschlichkeit, das Walter Müller-Seidel am Beispiel der Romane Fontanes aufgewiesen hat.¹² In anderen Gedichten dieses Zyklus äußert es sich als Unvereinbarkeit von opportunistischem Karrieredenken und Gesinnung, so in „Der Subalterne“ (S. 35), „Wie man's machen muß“ (S. 37 f.) und „Erfolganbeter“ (S. 38 f.). Das sieht zunächst nach einer ‚Moralkritik‘ an Haltungen aus, die es zu allen Zeiten gegeben hat. Und doch zeigt allein schon etwa der Vergleich mit dem Karrieredenken Innstettens in „Effi Briest“ oder mit dem gesellschaftlichen Aufstieg der Frau Jenny Treibel, daß es Fontane richtiger um die Kritik von Verhaltensnormen zu tun ist, die er in besonderer Weise

mit der Gründerzeit und der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs verbunden sieht. Im Gedicht „Neueste Väterweisheit“ (S. 66) unterstreicht schon der Titel den Zeitbezug. Kritisiert wird darin ein Verhalten, in dem sich Ellbogenmentalität, Großspurigkeit und Streben nach Reichtum die Hand reichen. Die Verse nähern sich dabei der Schärfe der Satire. Sie imitieren den Gestus väterlicher Gebote, demaskieren gerade in der ironischen Identifikation mit dem Kritisierten. Unter dem Schein der Bestätigung wird in Wahrheit eine radikale Abwertung betrieben. Es sind in ausgeprägter Weise Umwertungen, die hier und an anderer Stelle in der Lyrik faßbar werden. In „Arm oder reich“ (S. 71–73) scheint der Schriftsteller an einer verbreiteten Herrschaft des Kapitals teilhaben zu wollen, wenn er sein Faible für größte Reichtümer bekennt. Das schließliche Bekenntnis zur Armut scheint sich als resignative Hinnahme des real Möglichen zu verstehen. In Wahrheit hat das Gedicht die Fragwürdigkeit der Geldherrschaft längst bewußt gemacht und einen religiös verbrämten Imperialismus durch die eigene Adaption der imperialen Gebärde ad absurdum geführt.¹³

Erst in der Höhe von Van der Bilt
Seh' ich *mein* Ideal gestillt:
Der Nil müßte durch ein Nil-Reich laufen,
China würd' ich meistbietend verkaufen,
Einen Groß-Admiral würd' ich morgen ernennen,
Der müßte die englische Flotte verbrennen,
Auf daß, Gott segne seine Hände,
Das Kattun-Christentum aus der Welt verschwände. (S. 73)

Das schließliche Bekenntnis zur Armut basiert auf einer Entscheidung, die die Dinge auf ihren wahren Wert hin befragt hat. Es ist das Ergebnis einer skeptischen Ausbalancierung des ‚Für‘ und ‚Wider‘, das den Dingen zukommt. Ganz ähnlich beobachten wir das in „Die Alten und die Jungen“ (S. 71). Das Ich dieses Gedichts ist gegenüber den Schwächen und Fragwürdigkeiten im Tun der „Jungen“ nicht blind. Noch weniger vermag es sich mit dem „am Ruderbleibenwollen“ der Alten zu identifizieren. Ein bemerkenswertes Zeugnis, das in Briefen und Romanen Fontanes seine deutliche Parallele hat: der altgewordene Dichter bekennt sich zu dem geschichtlichen Recht der Jugend. Die skeptische Konfrontation von Alter und Jugend, von Altem und Neuem, die schon der Titel ankündigt, trägt in dieses Gedicht etwas von jenem Bewußtsein der Zeitenwende, das in unmittelbarer zeitlicher Nachbarschaft auch zum zentralen Thema des „Stechlin“-Romans wird.

Die Wert- und Normenkonflikte, die sich in den zitierten Belegen abzeichnen, sind ein wichtiges Indiz intensiver Zeitbezogenheit. Und das aktive Moment darin verrät sich nicht zuletzt in der Art und Weise, wie die Gedichte das Recht von Umwertungen für sich in Anspruch nehmen. Da wird Etabliertes als fragwürdig angesehen. Im Urteil der Gesellschaft ‚Hohes‘ erscheint als gering, Geringes als respektabel. Die kritische Absetzung macht dabei die eigene Standortbestimmung verständlich. Das Bekenntnis zum Kleinen und Geringen, das wir beobachteten, erweist sich

als logischer Kontrast zur Thematik falscher Ansprüche und verlogener Größe, zur Kritik von Karriere und Erfolg. Die eigene Unfeierlichkeit korrespondiert der Kritik gesellschaftlicher Feierlichkeitspostulate. Wir scheinen es in solchen Entgegensetzungen zunächst ganz mit thematischen Strukturen zu tun zu haben. In Wahrheit führen sie gerade auch auf das geschichtliche Verständnis des lyrischen Stils, auf die eigene zeitkritische Dimension, die den Stil der späten Lyrik Fontanes prägt und auszeichnet.

4. Die zeitkritische Prägung des lyrischen Stils

Schon in den bisherigen Überlegungen kam vielfach mit dem Ausgesagten die Weise des Sagens in den Blick. Im folgenden soll die Zeiterfahrung noch allgemeiner auf die Prägungen des lyrischen Stils weitergedacht, die Zeitbewußtheit in die Einstellungen der Stillage hinein verfolgt werden.

Für den detaillierten Aufweis der Stileigentümlichkeiten von Fontanes später Lyrik darf dabei in manchem auch vorausgesetzt werden, was an anderer Stelle dazu erarbeitet wurde.¹⁴ Da fiel auf der einen Seite der eher monologische Ton einer sich selbst zugewandten Reflexion auf, im deutlichen Gegenlauf dazu aber auch das ausgeprägte dialogische Moment.¹⁵ Beides läßt sich unschwer auf die Frage der Zeiterfahrung beziehen – so z. B. an dem Gedicht „Aber wir lassen es andere machen“. Es bekennt sich ausdrücklich zum Beiseitestehen des Schriftstellers, das den monologischen Grundgestus vieler Gedichte motiviert. Aber es zeigt auch, wie gerade aus diesem Beiseitestehen heraus im fingierten Spiel von Frage und Antwort das Gespräch mit den Zeitgenossen aufgenommen wird:

Ich seh' das Rennen, ich seh' das Jagen,
Und wenn mich die Menschen umdrängen und fragen:
„Was tust du nicht mit? Warum stehst du beiseit?“
So sag ich: „Alles hat seine Zeit.
Auch die Jagd nach dem Glück. All derlei Sachen,
Ich lasse sie längst durch andere machen.“ (S. 49 f.)

Solche Elemente eines fingierten Dialogs, die die Instanz des Zeitgenossen in die Appellstruktur der Gedichte einbringen, finden sich noch zahlreich. ‚Dialogisch‘ sind die Gedichte dabei in einem noch allgemeineren Sinne, ob wir an solche Gesprächsstrukturen oder z. B. die vielen Zeitbezüge in Form von Anspielungen denken: Das Bezogensein auf den Zeitkontext ist ihnen selbstverständlich, die hermetische Abschirmung gegenüber der Zeit nicht ihre Sache.

Zur Lyrik Fontanes gehört ein hohes Maß an Bewußtheit und Distanz. Gedichte wie „Arm oder reich“ (S. 71–73) oder „Die Alten und die Jungen“ (S. 71) fordern mit der antithetischen Konfrontation einen betont argumentativen Gestus geradezu heraus. Ebenso konnte aufgefallen sein, daß der

späten Lyrik Fontanes Formen des Humors, der Ironie und der Satire vertraut sind, die wir sonst eher als Erscheinungsweisen einer spezifisch epischen Distanz aus seiner Erzählkunst kennen, ja daß gerade sie in hohem Maße gesellschaftskritische Funktionen übernehmen.¹⁶ Doch auch hier läßt sich der Reaktions- und Funktionszusammenhang noch allgemeiner fassen und festlegen. Bewußtheit und Distanz bedingen jenes Klima der Illusionslosigkeit, Ernüchterung und skeptischen Beweglichkeit, das die Kritik trägt und den thematisierten verlogenen Ansprüchen und ideologischen Verblendungen auf eigene Weise entgegengesetzt ist: ein Medium sprachlicher Reflexion, in dem sich die Lüge nicht halten kann.

Ihre ‚Unfeierlichkeit‘ ist ein charakteristisches Moment der späten Lyrik Fontanes. Deutlich wird es vor allem in den Annäherungen des Stils an die Alltags- und Umgangssprache, desgleichen im lässigen Umgang mit den Elementen des Gedichts.¹⁷ Die Kollision zwischen dem mangelnden Sinn des Schriftstellers für Feierlichkeit und dem Feierlichkeitsgebot der Gesellschaft, die in Gedichten gelegentlich thematisch wurde, manifestiert sich gerade auch im Stil der Gedichte. Feierliche Getragenheit war sonst durchaus ein geläufiges Attribut von Lyrik, und gerade die Gedichte der zweit- und drittrangigen Autoren der Zeit wollen am wenigsten auf Feierlichkeit verzichten. Wenn Fontane es in radikaler Weise tut, so bringt das einerseits seine Entfernungen von der lyrikgeschichtlichen Konvention zum Ausdruck. Aber wenn Feierlichkeit, wie wir sahen, im Bewußtsein der Gesellschaft auch das Ernstnehmen gesellschaftlicher Werte und Rangordnungen bedeutet, wenn sie überhaupt einen Hang der Gründerzeit zu pathetischer Selbstdarstellung zur Geltung bringt, so bekommt das Unfeierliche im Stil der Gedichte Fontanes vor diesem Hintergrund zugleich etwas von einer latent gesellschaftskritischen Haltung.

Wir haben uns daran gewöhnt, den Roman Fontanes als imponierende Schöpfung eines zeitkritischen Realismus anzusehen. Seiner späten Lyrik, auch wenn sie einen eher schmalen Teil des Werkes ausmacht, sollten wir eine solche Würdigung nicht vorenthalten.

Anmerkungen

- 1 Dazu Fritz Martini: *Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1848–1898*, Stuttgart 1962, bes. S. 265–268. Die Anthologie „Lyrik der Gründerzeit“, hrsg. von Günther Mahal (= dtv, Wissenschaftliche Reihe 4264), belegt im Umkreis der Reichsgründung zwar ein Aufleben politischer Lyrik, doch handelt es sich dabei – anders als im Vormärz – vorwiegend um Gedichte einer ganz unkritischen Affirmation.
- 2 Zu diesen Lesebedürfnissen vgl. Rudolf Schenda: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*, Frankfurt a. M. 1970, S. 470–487.
- 3 Die Gedichte werden zitiert nach der Fontane-Ausgabe der Nymphenburger Verlagshandlung: *Theodor Fontane: Sämtliche Werke*, Bd. 20, hrsg. von Edgar Groß und Kurt Schreinert, München 1962. Die Seitenangaben werden den Textzitate in Klammern beigegeben. – Obwohl sich der Ton der späten Lyrik in manchem schon früher ankündigt, sei unter der späten Lyrik Fontanes hier im wesentlichen verstanden, was nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der Gedichte von 1875 neu hinzugekommen ist und dann erst in der dritten (1889), vierten (1892) und fünften (1898) Auflage seiner Gedichte zum Druck kam. (Zu dieser Frage auch Karl Richter: *Die späte Lyrik Theodor Fontanes*, in: *Fontane aus heutiger Sicht*, hrsg. von Hugo Aust, München 1980, S. 118–142, hier S. 119.)

bilden' zum Opfer fallen, als unbegründet zurück: ‚Lene bildet sich gar nichts ein. Sie ist im vollsten Sinne des Begriffs „realistisch“.¹ Walter Müller-Seidel, der auch Lenas Illusionslosigkeit festhalten will, räumt dennoch ein, daß die Heldin mindestens uneingestandene Wünsche hegt:

Soviel steht fest: sie liebt Botho von ganzem Herzen. Keinerlei gesellschaftliche Erwartungen, keine Einbildungen und kein gesellschaftlicher Ehrgeiz mischen sich ein. Weil sie sich in diesem Punkt keine Illusionen macht, meint sie berechtigt zu sein, ganz dem Augenblick zu leben (...) Aber indem sie meint, ganz dem Augenblick leben zu können, gerät ihre Liebe in das Zwielficht der Liebelei. Ihr Tun nähert sich, sowenig sie das will, der etwas fragwürdigen „Demi-mondeschaft“ an, wie sie die Offiziersdamen auf ihre Weise praktizieren. Es ist daher nur folgerichtig, wenn Lene insgeheim dennoch die Dauer der Liebe erstrebt. Auch darin bleibt sie ihrem natürlichen Wesen, der Einfachheit und Wahrheit der Natur, treu.²

Eine weitere Variante bietet Jost Schillemeit an, der einerseits behauptet, Lene habe jeden Anspruch auf dauerhaftes Glück fahren lassen, dann aber folgende Einschränkung geltend macht: ‚Einmal nur scheint es, als hätte sie, auf dem Gipfel des Glücks, die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit vergessen; während der letzten ungetrübten Stunden in „Hankels Ablage“.³ Frances Subiotto betont anfänglich das deutliche Bewußtsein der wirklichen Verhältnisse, das den Liebenden durch die stets drängende Macht der Erinnerung gegeben wird: ‚Die Gesellschaft wird im ersten Teil des Romans nie vergessen (...) Keiner der Liebenden verfällt der Illusion, daß sie eine gemeinsame Zukunft vor sich haben, und sogar Botho, der noch weniger Realist als Lene ist, weiß, daß die Ehe für sie gar nicht in Frage kommt‘.⁴ Aber Subiottos Meinung, das Vergessen werde weder Lene noch Botho jemals gestattet, stimmt nicht mit der Ansicht überein, daß in der zweiten Hälfte des Romans ein ‚jähres Erwachen‘ auf sie zukomme. In dieser sonst sehr verdienstvollen Studie wird nicht deutlich gemacht, ob die Liebenden in der ersten Hälfte des Romans (der, ‚wo er glücklich ist, tatsächlich einem Traum gleicht‘) diesen Traum je für realisierbar halten oder ob das durchweg durch die ‚Erinnerung an den wachenden Zustand, an die tatsächliche Wirklichkeit ihrer Lage‘ verhindert werde.

In der neuesten englischen Studie zu Fontanes Romanwerk stellt Alan Bance die Frage von ‚Vorstellung und Wirklichkeit‘ in den Vordergrund seiner Überlegungen, aber es gelingt ihm meines Erachtens nicht, die Probleme zu beseitigen, die durch die eher gelegentlichen Bemerkungen anderer Kritiker aufgeworfen wurden. Wie McHaffie meint Bance, Frau Dörr unterliege einer ‚vollkommen unbegründeten Besorgnis‘, indem sie Lene vor den Gefahren des ‚Einbildens‘ warne. Nach seiner Ansicht ‚vermag Lene „Traum“ und „Wirklichkeit“ deutlich voneinander abzugrenzen‘,⁵ eine Ansicht, die er durch die vielzitierten Worte Lenas bestätigt sieht: ‚Wenn man schön geträumt hat, so muß man Gott dafür danken und darf nicht klagen, daß der Traum aufhört und die Wirklichkeit wieder anfängt‘. Lene, so fährt Bance fort, ‚sucht das Poetische nicht (...) da sie in ihrem Wesen poetisch ist‘.⁷ Wenn aber Lene bekennt, sie habe geträumt, und zwar

gerne, so muß man akzeptieren, daß sie wenigstens ein Bedürfnis nach dem Poetischen hat; ob sie das Poetische aktiv aufsucht, kann dahingestellt bleiben. Bances Interpretation birgt eine weitere Schwierigkeit: indem er behauptet, es liege nicht in Lenes Wesen, Traum und Wirklichkeit je zu verwechseln, verleiht Bance ihrem Charakter nicht nur eine einzigartige, sondern auch eine eigenartige, bevorzugte Stellung innerhalb des Romans. Laut Bances eigener Interpretation gehörte es zu Fontanes Absichten, eine ‚Verwirrung der Kategorien‘ zu bewirken, um dadurch ‚den Ton des Lebens selbst‘ wiederzugeben, das uns selten mit einfachen Alternativen konfrontiere.⁵ Aber wenn Lene sich niemals verwirren läßt, muß sie mit einem geradezu engelhaften Bewußtsein ausgestattet sein, das der sonst im Roman herrschenden Regel subjektiver Fehlbarkeit und Relativität (die Dinge *sind* das, wofür wir sie halten)⁹ zuwiderläuft. Um Lenes Sonderstellung zu unterstreichen, legt Bance (wie Müller-Seidel vor ihm) großes Gewicht auf die Unbestimmtheit von Lenes Herkunft, auf ihren Mangel an irgendwelcher Erbschaft und somit, im Unterschied zu Botho, auf ihre Freiheit von geerbten sozialen Zwängen: ‚Lene ist einfach natürlich. Selbst ihr Sprachstil läßt erkennen, daß sie zu einer vor-industriellen Welt gehört.¹⁰ Diese Ansicht von Lene als Vertreterin der noch heilen Natur inmitten einer verstädterten Zivilisation mag zwar die Sonderstellung ihres unverwirrbaren Bewußtseins „erklären“, tut dies aber auf Kosten ihrer Glaubwürdigkeit als einer nach dem Leben gezeichneten Figur. Überdies vertritt Bance selber diese Ansicht nicht konsequent, denn später interpretiert er Lenes Verhalten im Lichte der Erfahrungen, die sie als Mädchen aus der niederen Sphäre der Gesellschaft gewonnen habe. Jedoch, wenn die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt als bewußtseinsbildende Macht anerkannt werden, sollte man auch erwägen, ob – oder wenigstens inwiefern – der so oft beschworene Begriff der „Natürlichkeit“ Lenes Charakter angemessen erfaßt. Unter anderem will die folgende Untersuchung des von Fontane sorgfältig durchgeführten Motivs der Einbildung eine Antwort auf diese Frage bieten.

Während eines Gesprächs im Klub macht der Offizier Serge eine Bemerkung, in der man eine Ansicht des Verfassers selbst zu erkennen geglaubt hat: ‚Alle Genüsse sind schließlich Einbildung, und wer die beste Phantasie hat, hat den größten Genuß. Nur das Unwirkliche macht den Wert und ist eigentlich das einzig Reale‘ (III, 131). Es wäre aber für Fontane höchst uncharakteristisch, eine einzige Meinung, und sei sie ihm auch noch so teuer, in einem Roman ganz unangefochten oder uneingeschränkt zur Geltung kommen zu lassen. Tatsächlich sind beide Formen der Relativierung auch in diesem Fall am Werk. Zum einen trägt Serges ästhetisierende Attitüde deutlich den Stempel des gelangweilten genußsüchtigen Lebens, das er mit seinen Offiziersbrüdern (unter denen Botho nur in beschränktem Maße eine Ausnahme darstellt) teilt.¹¹ Des weiteren wird Serges Bemerkung durch die Tatsache relativiert, daß der Wert der Einbildung schon früher im Roman zur Sprache gebracht worden ist, und zwar von einer Figur, die eine diametral entgegengesetzte Ansicht der Sache vertritt. Frau Dörr, Lenes „mütterliche Freundin“, verbindet die Einbildung nicht mit Genuß, sondern mit Pein schon im ersten Kapitel des Romans: ‚O du meine Güte,

denn is es schlimm. Immer wenn das Einbilden anfängt, fängt auch das Schlimme an. Das is wie Amen in der Kirche' (III, 96). Ein wenig später, in einem Stück hausbackenen Philosophierens, das den komischen Widerpart zu Serges blasierten Bemerkungen bildet, predigt Frau Dörr gegen die Einbildung als eine Art von leerem Luxus: ‚Ebenso wie mit'n Blumenkohl; immer Blume, Blume, die reine Einbildung. Der Strunk is eigentlich das Beste, da sitzt die Kraft drin. Und die Kraft ist immer die Hauptsache' (III, 103). Das Motiv der Kraft integriert diese Bemerkung Frau Dörrs weiter in den Roman, indem es Beziehungen zu anderen Aussagen stiftet, die auf ähnliche Weise vor allem Bothos Wert als Liebhaber in Frage stellen. In diesem Sinne muß Lene konstatieren: ‚Alle schönen Männer sind schwach' (III, 118); den gleichen, obwohl versteckteren Bezugspunkt haben Herrn Dörrs resignierte Worte über seinen Lieblingshahn mit dem Silbergefieder: ‚Jott, so'n Hahn. Denkt nu auch wunder, was er is. Un seine Courage is doch auch man so so' (III, 101). Das besagt aber nicht, daß Frau Dörr in der Wertfrage einfach recht behält. Obwohl gütig, wird Frau Dörr ausdrücklich als Person von beschränktem Verstand charakterisiert (III, 96). Und auch wenn ihre Behauptung begründet wäre, daß der Strunk des Blumenkohls nahrhafter als die Blume ist, bleibt das Problem, daß die Blume dem Gaumen wie dem Auge meist besser gefällt. So bleibt doch der Silberhahn Herrn Dörrs Stolz, und Botho Lenes „Bester“, und zwar wegen ihrer „eingebildeten“ Werte und trotz allen Wissens um ihre Fehler. Die Einbildung erhebt offenbar Ansprüche, die nicht einfach aus der Welt zu schaffen sind, indem man auf andere, heilsamere Tugenden verweist. Frau Dörrs kleine Predigt wird ferner durch die Tatsache relativiert, daß sie selber die eigenen Weisungen nicht befolgt. Kurz nachdem sie im Anfangskapitel sich über die Torheit des Einbildens ausgelassen hat, ergeht sie sich selber im Phantasieren, indem sie den Konflikt zwischen ihrer Sympathie für das Verhältnis zwischen Lene und Botho und ihrer Angst vor dem schmerzvollen Ende des Verhältnisses dadurch zu lösen versucht, daß sie der Vorstellung nachhängt, Lene könnte am Ende von adliger Herkunft sein: ‚Oder vielleicht is es nich so schlimm; Sie haben sie ja bloß angenommen und is nich Ihr eigen Fleisch und Blut, un vielleicht is es eine Prinzessin oder so was' (III, 97). Früher hatte sie behauptet, insofern glücklich gewesen zu sein, als die Einbildung bei ihrem einstigen Verhältnis zu einem Aristokraten gar keine Rolle spielte: ‚Sehen Sie, liebe Frau Nimptsch, mit mir war es ja eigentlich ebenso; man bloß nichts von Einbildung. Und bloß darum, war es auch wieder ganz anders' (III, 96). Aber wenn sie sieht, wie keusch sich Lene und Botho am Gartentor verabschieden, ist sie vom Anblick bezaubert, und vergleicht die eigenen, recht derben Erlebnisse ungünstig mit dem, was sie jetzt vor sich sieht: ‚Nei, nei, er grüßt bloß noch mal, und sie wirft ihm Kußfinger zu ... Ja, das glaub ich; so was laß ich mir gefallen ... Nei, so war meiner nich' (III, 98). Was aus dieser komplexen, relativierenden Erzählweise hervorgeht, ist nicht etwa die Behauptung, daß das Einbilden einfach gut oder schlecht sei, sondern die, daß es ein wichtiges, allgemein verbreitetes Element der menschlichen Welterfahrung darstelle, das aber je nach der ganzen Lebensweise eines Individuums sehr verschieden bewertet werde. Während der

Offizier Serge die Einbildung als ein zu entwickelndes Vermögen betrachten darf, ist sie für Frau Dörr eine Macht, die, obwohl verführerisch, eher zu fürchten ist.

Es scheint, daß Frau Dörr mit ihren Bemerkungen über den Blumenkohl eigentlich etwas anderes auf Umwegen ansteuerte. Als sich das Gespräch endlich zum unvermeidlichen Thema des Verhältnisses zwischen Lene und Botho wendet, bringt Frau Dörr ihr eigentliches Anliegen zur Sprache: ‚Un natürlich, was denn kommt, das muß man aushalten und darf sich nicht wundern. Un wenn man all so was weiß und sich immer wieder zu Gemüte führt, na, denn is es nich so schlimm. Und schlimm is eigentlich man bloß das Einbilden‘ (III, 106). Diese Warnung bezieht sich spezifisch auf die gesellschaftlichen, genauer auf die Klassenverhältnisse. Was Frau Dörr sagen will, ist, daß Lene, als Mädchen aus den arbeitenden Klassen, sich niemals vorstellen darf, ein Verhältnis zu einem Mann aus der Ober-sphäre der Gesellschaft könnte von Dauer sein, geschweige denn zur Ehe führen. Lene versteht ganz genau, was gemeint ist, und beteuert, Frau Dörr brauche sich keine weiteren Sorgen darüber zu machen:

„Ach, liebe Frau Dörr“, lacht Lene, „was Sie nur denken. Einbilden! Ich bilde mir gar nichts ein. Wenn ich einen liebe, dann lieb ich ihn. Und das ist mir genug. Und will weiter gar nichts von ihm, nichts, gar nichts; und das mir mein Herze so schlägt, und ich die Stunden zähle, bis er kommt, und nicht abwarten kann, bis er wieder da ist, das macht mich glücklich, das ist mir genug.“ (III, 106)

Diese Worte Lenes werden oft zitiert und für bare Münze genommen. Das fällt mir schwer. Selbst die Emphase ihrer Beteuerungen, „nichts mehr“ von Botho zu erwarten, legt den Verdacht nahe: ‚Die Dame, wie mich dünkt, gelobt zu viel‘. Lenes heftige Abwehr wird auch dadurch in Frage gestellt, daß ihre Pflegemutter, vor deren Weisheit Lene selbst großen Respekt hat, Lenes Verständnis der eigenen Gefühle in dieser Sache bezweifelt: ‚Ja, wie soll es stehen? Ich glaube, sie denkt so was, wenn sie's auch nicht wahrhaben will, und bildet sich was ein‘ (III, 96).

Mutter Nimptschens resignierte Frage ‚Ja, wie soll es stehen?‘ bringt ihr Gefühl zum Ausdruck, daß das, was jetzt mit Lene passiert, eben unvermeidlich ist. Ihre Worte sind eine Aussage über das menschliche Herz und über dessen natürlichen Wunsch nach der Fortdauer einer so liebevollen Beziehung wie der zwischen Botho und Lene. Darüber hinaus betreffen ihre Worte die besonderen Gründe, warum ein Mädchen in Lenes Lage vor allem an den Fortbestand des Verhältnisses zu glauben geneigt sein wird. Diese Gründe werden durch die Darstellung von Lenes normalem, alltäglichem Dasein angegeben. Wenn Bothos väterliches Erbgut ein bedeutsames Zeichen für die gesellschaftliche Prägung seines Selbst ist, so sind bei Lene nicht weniger das Fehlen eines solchen Erbteils und die daraus sich ergebende Notwendigkeit bedeutsam, ihren Lebensunterhalt durch unscheinbare, langweilige, oft unbequeme Arbeit zu verdienen. Das Beengende dieses Arbeiterdaseins wird durch den Wechsel in Lenes Verhalten herausgestellt, als sie der Berliner Vorstadt auf kurze Zeit entkommt:

Botho freute sich, Lene so glücklich zu sehen. Etwas Entschlossenes und beinahe Herbes, das sonst in ihrem Charakter lag, war wie von ihr genommen und einer ihr sonst fremden Gefühlsweichheit gewichen, und dieser Wechsel schien ihr selber unendlich wohl zu tun. (III, 144)

Karl Marx zitierte einmal eine ähnliche Beschreibung aus dem Leben einer französischen Prostituierten als Beleg für die menschliche Selbstentfremdung, die durch die konkreten Lebensverhältnisse in der Klassengesellschaft verursacht wird.¹² Man braucht nicht Fontane in einen Marxisten umzukrempeln, um zu erkennen, daß er hier eine ähnliche Aussage über die psychologischen Folgen von Lenas' Lebensweise macht. Unter normalen Umständen kann sie es sich einfach nicht leisten, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen, da jede ‚Gefühlsweichheit‘ einen zu scharfen Konflikt auslösen möchte zwischen ihren persönlichen Bedürfnissen und den Entbehrungen, die mit ihrer sozialen Rolle einhergehen. Die Regel ist also, daß sie ihre Gefühle unter strenger Kontrolle behält, um sie hinter dem Panzer anscheinender emotioneller Herbheit zu schützen. Sie übersteht ihr entbehrungsvolles Leben vermittelt seelischer Verdrängung. Daß dies ihr tägliches Los ist, darf man nicht vergessen, will man verstehen, wie teuer die Beziehung zu Botho für sie wird. Ihre eigenen Worte darüber, daheim in der Vorstadt ausgesprochen, müssen ihre Gefühle zugleich verbergen, indem sie sie enthüllen: ‚Gott, man freut sich doch, wenn man mal was erlebt. Es ist oft so einsam hier draußen‘ (III, 106).

Lene liebt Botho wegen seiner Persönlichkeit, wegen seines guten Aussehens und wegen seiner Liebe zu ihr. Aber selbst solche Liebe existiert nicht in einem Vakuum, und Bothos Anziehungskraft beruht zum Teil auch auf seiner gesellschaftlichen Stellung.¹³ Seine Manieren, sein Stil, seine Haltung weisen alle auf die Vorzüge einer privilegierten Erziehung und Stellung hin. Und so sehr Lene eine ‚kleine Demokratin‘ sein mag, es macht doch ihren Stolz aus, die Neigung eines so hochgestellten Mannes gewonnen zu haben, und sie sehnt sich danach, mit ihrer Eroberung vor aller Welt zu renommieren, und sei es nur durch eine Promenade im öffentlichen Park, wo alle legitimen Verhältnisse zur Schau gestellt werden dürfen:

„Weißt du, Botho, wenn ich dich nun so nehmen und mit dir die Lästerallee drüben auf- und abschreiten könnte, so sicher wie hier zwischen den Buchsbaumrabatten, und könnte jedem sagen, ‚Ja, wundert euch nur, er ist er und ich bin ich, und er liebt mich und ich liebe ihn‘, – ja, Botho, was glaubst du wohl, was ich dafür gäbe? Aber rate nicht, du rätst es doch nicht. Ihr kennt ja nur euch und euren Klub und euer Leben. Ach, das arme bißchen Leben.“ (III, 118)

Nicht nur zeigt diese Rede Lenas ganz verständlichen Ärger über die gesellschaftlichen Unterschiede, sondern auch, wie sie in der Einbildung für das ihr von der Gesellschaft angetane Unrecht Entschädigung sucht. Lenas Ärger zeigt auch, daß sie sich von eben jener Sphäre angezogen fühlt, aus der sie ausgeschlossen ist. Aus einem ihrer Briefe an Botho geht auch hervor, wie sehr sein gesellschaftlicher Rang zu ihrem Stolz über ihn beiträgt:

ich habe Dich gesehen, gestern, aber heimlich, verstoßen, auf dem Korso. Denke Dir, ich war auch da, natürlich weit zurück in einer Seiten-Allee, und habe Dich eine Stunde lang auf- und abreiten sehen. Ach ich freute mich über die Maßen, denn Du warst der stattlichste (...) und ich hatte solchen Stolz Dich zu sehen, daß ich nicht einmal eifersüchtig wurde. Nur einmal kam es. Wer war denn die schöne Blondine mit den zwei Schimmeln, die ganz in einer Blumen-girrlande gingen. (III, 120–21)

Lenes Wunsch, in Bothos Welt aufgenommen zu werden, darf nie offen gestanden werden, weder gegenüber Botho noch gegenüber sich selbst. Statt dessen kommt er *per contrarium* zum Ausdruck, wenn sie zum Beispiel sagt, „ich kann mir eigentlich keine Vorstellung machen, wie man mit so vielen fremden Damen (und ihr kennt euch doch nicht alle) so gleich mir nichts, dir nichts ein Gespräch anfangen kann“ (III, 110). Botho ist nur allzu bereit, ihr zu einem Verständnis der Lebensweise seiner Kreise zu verhelfen: „denke dir, also, du wärst eine kleine Gräfin. Und eben hab ich dich zu Tisch geführt und Platz genommen, und nun sind wir beim ersten Löffel Suppe“ (III, 110). Hier, noch deutlicher als in Lenes Rede über einen Spaziergang im Park, sieht man, wie die Einbildungskraft in Dienst gestellt wird, um eine Brücke zu bauen, die von dem wirklichen Erlebnis sozialer Getrenntheit zum erwünschten Zustand legitimen Zusammenseins in Bothos Welt führt. Das imaginäre Tischgespräch zwischen Baron Botho und der ‚Gräfin‘ Lene gehört zu einer Reihe von kleinen Phantasien, die die gesellschaftliche Distanz zwischen den Liebenden aufheben, entweder indem sie soziale Gleichrangigkeit vorspiegeln, oder Lene den nötigen Rang erwerben lassen, um in Bothos Welt eintreten zu dürfen. Dazu borgen die Liebenden sich Rollen aus Märchen aus, welche wirkliche Wünsche zum Ausdruck bringen, trotzdem sie ironisch-spielerisch zitiert werden. Wenn Frau Dörr sich darüber aufregt, daß Botho etwas von ‚der großen Herren- und Damenfete‘ mitgebracht hat, verrät er die Rolle, die er jetzt eigentlich spielen möchte, indem er antwortet, „Nun, da will ich nicht lange warten lassen, sonst denkt meine liebe Frau Dörr am Ende, daß es ein goldener Pantoffel ist oder sonst was aus dem Märchen“ (III, 109). Es scheint nicht unwahrscheinlich, daß die Wahl auf die Farbe ‚aschblond‘ für Lenes Haar fiel, weil sie die Rolle des Aschenputtels hat. In ‚Hankels Ablage‘ ist es wohl der gleiche Wunsch nach dem glücklichen Ende des Märchens, der Botho dazu führt, sich Lene als Dornröschen vorzustellen: „Lene, noch auf! Ich dachte, daß ich dich mit einem Kusse wecken müßte“ (III, 155). Die traurige Travestie von all dem kommt, als die anderen Offiziere sich bei der *Jungfrau von Orleans* Rollen ausleihen, um die gesellschaftliche und geschlechtliche Wirklichkeit vorübergehend zu verdecken, die ihrem Tändeln mit einigen Frauen aus den niederen Klassen zugrundeliegt, und dazu noch Botho und Lene in ihr Spiel verwickeln.

Die Versuchung, die Dinge mit den Augen der Phantasie zu betrachten, ist für Lene ebenso groß wie für Botho, ja vielleicht noch größer. An einem Abend mit Botho in Dörrens Garten stehend, läßt Lene sich gerne von der Märchenatmosphäre tragen:

Wirklich, der Mond stand drüben über dem Elefantenhause, das in dem niederströmenden Silberlicht noch phantastischer aussah als gewöhnlich. Lene wies darauf hin, zog die Mantelkapuze fester zusammen und barg sich an seiner Brust. So vergingen ihr Minuten, schweigend und glücklich, und erst als sie sich wie von einem Traume, der sich doch nicht festhalten ließ, wieder aufrichtete, sagte sie (...)
(III, 116)

Der Inhalt ihres Traumes bleibt unausgesprochen, aber vermutlich genießt sie eine kurze Weile in der Phantasie das, was ihr in der Wirklichkeit verwehrt ist. In einer ähnlichen Situation während des Aufenthaltes in ‚Hankels Ablage‘ schließt Lene die Augen, indem sie zu Botho aufsieht: ‚Und sie schmiegte sich an ihn und blickte, während sie die Augen schloß, mit einem Ausdruck höchsten Glückes zu ihm auf‘ (III, 155). Heißt es zu weit zu gehen, wenn man hier die Vermutung anstellt, daß sie die Augen schließt, damit ihre Einbildungskraft das weiche Muttersöhnchen in jene Art von Märchenheld verwandeln kann, der ein glückliches Ende herbeizwingt? Aber man wird vielleicht einwenden, diese Augenblicke, wo sich Lene dem Träumen hingibt, würden dadurch aufgewogen, daß sie dann immer zu einem klaren Bewußtsein ihrer wirklichen Lage zurückkehrt. Der Einwand wäre unwiderlegbar, wäre die menschliche Seele vollkommen rational. Aber das ist sie nicht. Lene mag die Traumbilder aus ihrem Bewußtsein tilgen, aber wenn diese in einem tiefen Wunsch wurzeln, wird sie sich wohl nicht davon abhalten können, noch weiterhin unbewußt an die Erreichbarkeit des Unerreichbaren zu glauben. Wie Frau Nimptsch sagt, es ist gut möglich, daß Lene sich was einbildet, ‚auch wenn sie es nicht wahrhaben will‘.

Der Leser wird, wie ich glaube, durch die Beschreibung der Vorgänge in Hankels Ablage zu einer solchen Betrachtungsweise aufgefordert. Der Augenblick, wo sie einen Kahn zu ihrem Ausflug wählen, gibt den ersten Hinweis:

‚Welches nehmen wir‘, sagte Botho, ‚die „Forelle“ oder die „Hoffnung“?‘ ‚Natürlich die Forelle. Was wollen wir mit der Hoffnung?‘
(III, 145)

Auf einer Bedeutungsstufe ist diese neckische rhetorische Frage eine Aufforderung an Botho, ihr zu widersprechen, indem er die Hoffnung wählt. Botho fühlt die Spitze wohl heraus, denn er hat sich schon darüber Gedanken gemacht, ob er ihr nicht eine Zukunft schulde. [Nach dem Bericht eines anderen Offiziers hat sich's Botho ‚ganz ernsthaft überlegt, ob er nicht seine Weißzeugdame zur weißen Dame erheben soll. Schloß Avenel oder Schloß Zehden macht ihm keinen Unterschied‘ (III, 132).] Die Worte über Hoffnung und Hoffnungslosigkeit markieren das Ende dieses Gesprächs. Danach folgt ein beschreibender Passus. Auf diese Weise bleiben Lenes leicht hingeworfene aber bedeutungsschwere Worte gleichsam in der Luft hängen, bis sie wieder zu sprechen anfangen. Ihr Widerhall wird dann in den Namen der Blumen hörbar, die Lene eben aufgelesen hat; darunter sind ‚Ehrenpreis‘, ‚Vergißmeinnicht‘ und ‚Immortellen‘. Wenn Botho Lene bittet, den Blumenstrauß mit einem ihrer Haare zu binden, weigert sie

sich wegen der symbolischen Bedeutung einer solchen Handlung: ‚Weil das Sprichwort sagt: ‚Haar bindet‘. Und wenn ich es um den Strauß binde, so bist du mitgebunden‘ (III, 147). Wie ihre Worte über die Hoffnung, ist ihre Weigerung (mit dieser ausdrücklichen Begründung) zugleich eine Aufforderung an Botho, trotzdem zu erklären, er wolle mitgebunden werden. Als er dann auf der Verwendung des Haares besteht, nachdem er vor den Folgen gewarnt worden ist, wird Lenes Tonfall feierlich:

Sie sah ihn an, zog ein Haar aus ihrem Scheitel und wand es um den Strauß. Dann sagte sie: ‚Du hast es gewollt. Hier, nimm es. Nun bist du gebunden.‘

Er versuchte zu lachen, aber der Ernst, mit dem sie das Gespräch geführt und die letzten Worte gesprochen hatte, war doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. (III, 148)

Das Wort ‚gebunden‘ kann einfach gefühlsmäßig verstanden werden, oder auch im Sinne der Verlobung. In letzterer Bedeutung wurde es tatsächlich von Bothos Onkel gebraucht, als er die von den Eltern arrangierte Ehe zwischen Botho und Käthe Sellenthin erwähnte: ‚Weshalb schweigen über solche Dinge. Du bist doch so gut wie gebunden‘ (III, 127). Der Doppelsinn des Wortes ist vollkommen geeignet, um die Ambivalenz von Lenes Gefühlen im Gespräch mit Botho widerzuspiegeln. Auf der einen Ebene ist die Übergabe des Straußes nichts mehr als ein Zeichen emotioneller Verbundenheit. Zugleich bildet sie einen Teil einer feierlichen Verlobungsrituals. Mit diesem doppelsinnigen Wort kann Lene einen Wunsch sowohl ausdrücken als auch unterdrücken, zu dem sie sich kaum zu bekennen wagt. Jedoch, während sie sonst die Augen schließt, um die Wirklichkeit durch den Traum zu ersetzen, wird in diesem Fall ausdrücklich gesagt, daß sie bei den gewichtigen Worten, ‚Du hast es gewollt‘ Botho in die Augen *sieht*.¹⁴ An diesem Punkt der Geschichte ereignet sich, wie mir scheint, eine entscheidende ‚Verwirrung der Kategorien‘, wobei der niedergehaltene Wunsch, der sonst in die Welt der Phantasie gebannt ist, in den Bereich der Öffentlichkeit eintritt, so daß Lene in Bothos Gegenwart gezwungen wird, ihr eigenes Verlangen anzuerkennen, Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. Zumindest im Gefühl ist das Paar nunmehr ‚gebunden‘. Und, da Botho es ‚gewollt‘ hat, ist es an ihm, den nächsten Schritt zu tun. Kein Wunder, daß das Gespräch plötzlich abbricht, so daß die Liebenden schweigend zum Gasthaus zurückkehren, wobei jeder der Frage nachhängt, ‚wie lange das Glück noch dauern werde‘.

Wenn Botho sich zuletzt von Lene verabschiedet, begegnet sie dieser höchst diffizilen Situation mit Zartgefühl und Selbstbeherrschung. Um seine Schuldgefühle zu beschwichtigen, behauptet sie, schon von Anfang an dieses Ende vorausgesehen zu haben, und spricht sehr vernünftig von der Notwendigkeit, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden:

Ich habe es so kommen sehen, von Anfang an, und es geschieht nur, was muß. Wenn man schön geträumt hat, so muß man Gott dafür danken und darf nicht klagen, daß der Traum aufhört und die Wirklichkeit wieder anfängt. (III, 174)

Lenes Fähigkeit zu rationaler Selbstbeherrschung erlaubt ihr sogar, ohne allzugroße Beunruhigung die Nachricht von Bothos Heirat mit Käthe entgegenzunehmen, als sie in einem Zeitungsausschnitt davon liest. Jedoch, wenn sie Botho eines Tages zufällig sieht, wie er mit seiner Frau lachend und redend und scheinbar sehr glücklich die Straße herunterkommt, versagt Lenes Selbstkontrolle auf einmal. Ihr Zusammenbruch ist umso gefährlicher, weil er so lange verweigert wurde. Angesichts dieses fast tödlichen Schocks kann man wohl nicht behaupten, daß Lenes allzu vernünftige Worte über die Notwendigkeit, Traum und Wirklichkeit säuberlich zu trennen und sich nichts einzubilden, die volle Wahrheit über ihren seelischen Zustand darstellten. Wenn Botho und Käthe ihr entgegengehen, scheinbar die Verkörperung des jungen Eheglücks, wird Lene mit einem Bild konfrontiert, das unvermeidlich an ihren früheren Traum erinnert, mit Botho in der Öffentlichkeit spazieren gehen zu dürfen – aber nur, um ihr grausam und endgültig die Unerreichbarkeit ihres Wunsches zu beweisen. Die Grausamkeit wird dadurch erhöht, daß sie jetzt in Käthe jene ‚schöne Blondine‘ wiedererkennt, mit der sie Botho auf dem Korso sprechen sah zu einer Zeit, als sie sich einbildete, er sei ihr allein treu. Es ist, als ob Lene nicht nur ihres Traumes davon beraubt werde, was aus ihrem Leben hätte werden können, sondern selbst ihrer Vorstellung, zumindest in der Vergangenheit Bothos ganze Liebe besessen zu haben. Bis zu diesem Zeitpunkt hat sie die Unvereinbarkeit von Traum und Wirklichkeit mit dem Gehirn, nicht aber mit dem Herzen begriffen. Wieder verwendet Fontane die Bildlichkeit von Sehen und Nicht-Sehen, um diese Episode mit früheren zu verbinden, in denen es gleichermaßen um die Spannung zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit ging. Lene muß den verheirateten Botho wortwörtlich *sehen*, um die Tatsache seines Verheiratetseins richtig zu erfassen. Nachdem Botho und Käthe weitergegangen sind (während dessen Lene die banalen Gegenstände im Fenster eines Kolonialwarenladens, ohne sie zu sehen, angestarrt hat), setzt auch Lene ihren Spaziergang fort, aber nun ist ihr Gang wie der einer Blinden: ‚Sie tappte sich vorsichtig an den Häusern hin, und eine kurze Strecke ging es‘ (III, 180). Bald fällt sie aber in einer Ohnmacht hin, und selbst nachdem sie wieder zu sich gekommen ist, nehmen ihre Augen die äußere Welt kaum auf: ‚Aber sie sah und hörte nicht oder war wenigstens ohne Bewußtsein dessen, was um sie her vorging‘ (III, 181). Stillschweigend ist es das Bild der glücklichen Käthe und Botho, das Lene für ihre Umwelt blind macht, und es ist ihre Unfähigkeit, dieses Bild an die Stelle von inneren, ihr lieberem zu setzen, die zum Aussetzen ihres Bewußtseins und ihrer Selbstbeherrschung führt. Selbst die ‚alberne‘ Käthe weiß, daß Vorstellungen ‚mächtig‘ sind; das Ausmaß ihrer Macht, so läßt das Schicksal Lene erkennen, wird aber erst recht deutlich, wenn das unterirdische Leben eines verdrängten Wunsches oder Traumes plötzlich mit der Gegenmacht der äußeren Welt in Konflikt gerät.

Der Widerstand der Phantasie gegen ihre Unterdrückung wird auch im Falle Bothos deutlich. Er findet, daß das Bild der Lene sein Innenleben noch lange nach seiner Heirat immer wieder beherrscht: ‚Lene mit ihrer Einfachheit, Wahrheit und Unredensartlichkeit stand ihm öfters vor der

Seele, schwand aber ebenso rasch wieder hin' (III, 183). Nachdem der Besuch bei Frau Nimptschens Grab ihm Anlaß gegeben hat, seine Zeit mit Lene im Geist wieder zu durchleben, hält er es für nötig, ihr Bild ein für allemal aus seinem Leben zu vertreiben, indem er ihre Briefe und, noch wichtiger, den mit ihrem Haar verbundenen Blumenstrauß verbrennt. Durch dieses Ritual will er gleichsam das frühere Ritual, in dem er den Strauß erhielt, rückgängig machen. Seine Unfähigkeit, sich dadurch zu befreien ('Alles Asche. Und doch gebunden'), gibt beredtes Zeugnis von der Macht, die von der Welt der Phantasie ausgeübt wird: 'Ja, es gibt solche rätselhaften Kräfte, solche Sympathien aus Himmel oder Hölle, und nun bin ich gebunden und kann nicht los' (III, 215). Das Fehlschlagen seines Versuches, die Geister auszutreiben, rechtfertigt die alte, abergläubische Weisheit des Sprichworts ('Haar bindet') gegenüber der vernünftigen Skepsis der Moderne. Zugleich läßt Fontane als moderner Schriftsteller Botho den psychologischen Grund erkennen, warum das Sprichwort in seinem Falle seine Gültigkeit behält: 'Ob ich nun frei bin?... Will ich's denn? Ich will es nicht'.

Bothos Anerkennung der Wahrheit des Aberglaubens ist nicht der einzige Hinweis im Roman, daß auch Fontane das Phantastische nicht als einen Bereich betrachtet, der im Namen der Wirklichkeit abgewertet werden sollte, sondern vielmehr als ein Element der Wirklichkeit, das unseren vollen Respekt verlangt. Die einleitende Beschreibung der Gärtnerei, die den Hintergrund für die Liebesgeschichte abgeben soll, erhebt keinen Anspruch darauf, eine unbeteiligte Wiedergabe des empirisch Feststellbaren zu sein. Vielmehr beschwört Fontane die 'halbmärchenhafte Stille' des Ortes herauf und wendet liebevolle Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten des auffälligen 'Schlosses', das er für 'die recht eigentliche Hauptsache' der ganzen Gärtnerei hält; am wichtigsten für ihn ist nicht die Prosa, sondern die Poesie dieses Stückes Wirklichkeit. Trotz ihrer Auffälligkeit, trotz der Tatsache, daß sie bald in der Flut der Modernisierung untergehen wird, hält Fontane offenbar diese Erinnerung an die Märchenwelt ('Denn ein Schloß is und bleibt es' - III, 96) für das passende Emblem der Liebe von Lene und Botho. Mit anderen Worten, nicht nur Lene und Botho brauchen das Poetische; ihr Schöpfer teilt ihr Bedürfnis danach. Fontane sucht das Poetische, weil er nicht nur die Tatsachen des historischen Wandels registrieren will, sondern auch die menschlichen Opfer der großen geschichtlichen Prozesse. Er interessiert sich nicht nur für das, was ist, sondern auch für das, was sein könnte oder sein sollte. Beide Liebenden, besonders aber Lene, haben ein Bedürfnis nach Traum oder Phantasie, weil die Einbildung die einzige Möglichkeit bietet, Wünsche zu entladen, die in einem solchen Gegensatz zu der gesellschaftlich sanktionierten 'Wirklichkeit' stehen, daß sie niedergehalten oder verdrängt werden müssen. Lenes Geschichte, an sich schon traurig genug als Beispiel eines geschädigten Lebens, erhält dadurch eine tragische Qualität,¹⁵ daß die von der Gesellschaft verlangte kühle und selbstbeherrschte Unterscheidung von Traum und Wirklichkeit die Wünsche nicht einfach austilgen kann, die in der Einbildung ihren Ausdruck suchen, da diese Wünsche und Vorstellungen einer Wirklichkeit entsprechen, die ebenso mächtig, ebenso überzeugend wirkt, wie jene,

die von der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung für gültig erklärt wird. Fontanes Verwendung und Behandlung der Phantasie in *Irrungen*, *Wirrungen* vermindert nicht seinen Rang als Realisten; im Gegenteil weist ihn sein Respekt vor der Einbildung als weisen Interpreten der menschlichen Seele aus, wie sie mit dem Zustand der Entfremdung fertig zu werden versucht.

Anmerkungen

- 1 M. A. McHaffie, 'Fontane's *Irrungen*, *Wirrungen* and the novel of Realism' in *Periods in German Literature*, vol 2, hrsg. J. M. Ritchie, London, 1969, S. 177.
- 2 W. Müller-Seidel, *Theodor Fontane*, Stuttgart, 1975, S. 265.
- 3 J. Schillemeit, *Theodor Fontane. Geist und Kunst seines Alterswerkes*, Zürich, 1961, S. 45.
- 4 F. M. Subiotto, 'The Use of Memory in Fontane's *Irrungen*, *Wirrungen*', in *Formen realistischer Erzählkunst*, hrsg. J. Thunecke und E. Sagarra, Nottingham, 1979, S. 479-80.
- 5 *ibid.* S. 481.
- 6 A. F. Bance, *Theodor Fontane: the major novels*, Cambridge, 1982, S. 995.
- 7 *ibid.* S. 95.
- 8 *ibid.* S. 91.
- 9 *ibid.* S. 93.
- 10 *ibid.* S. 96.
- 11 Der Ästhetizismus Bothos tritt am deutlichsten zutage, wenn er in bester Laune zum Mittagessen mit Baron von Osten ausgeht, trotzdem er weiß, daß die Einladung eine Intensivierung des Familiendrucks bedeutet, Käthe Sellenthin zu heiraten: 'Hier sah er, unter der grünen Kastanienlaube hin, abwechselnd auf das Tor und dann wieder nach dem Tiergarten zu, wo sich, wie auf einem Camera-obscura-Glase, die Menschen und Fuhrwerke geräuschlos hin- und herbewegten. „Wie schön. Es ist doch wohl eine der besten Welten!“ (III, 122). Trotzdem geht ihm eine differenzierte Sensibilität ab, so daß er immer das gleiche, zur Zeit sehr beliebte Beiwort „reizend“ auf alles anwendet, was ihm gefällt, Lene miteingeschlossen. Im Roman wird der glückliche Ausgang des Märchens nicht nur durch die äußeren Rangunterschiede unerreichbar gemacht, sondern auch durch Unterschiede im Empfindungs- und Bewertungsvermögen, die jeweils auf auseinanderklaffenden gesellschaftlichen Erfahrungen beruhen: wer so viel hat wie Botho, versteht es nicht mehr, das eigentlich Wichtige am Leben richtig zu schätzen.
- 12 Marx/Engels Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 3, S. 347. An dieser Stelle sagt Marx Folgendes über Fleur de Marie: 'In der *Natur*, wo die Ketten des bürgerlichen Lebens abfallen, wo sie frei ihre eigene Natur äußern kann, sprudelt Fleur de Marie daher eine Lebenslust aus, einen Reichtum der Empfindung, eine menschliche Freude an der Schönheit der Natur, die beweisen, wie die bürgerliche Situation nur ihre Oberfläche gestreift hat, ein bloßes Mißgeschick ist, und wie sie selbst weder gut noch böse, sondern **menschlich** ist'.
- 13 Auf eine ähnliche Weise fühlt sich Botho von einer Lebensweise angezogen, aus der er ausgeschlossen ist und die umso reizvoller wirkt, weil deren Wirklichkeit ihm weitgehend unbekannt ist. Trotz seiner Versuche, sich selbst und die anderen zu überzeugen, daß er sich bei den Dörres fast wie zuhause fühlt, versteht er die Verhältnisse kaum. Mit charakteristischer Ironie macht Fontane das an einer Kleinigkeit deutlich: Dörres Gemüsegarten braucht jetzt Regen vor allem, aber Botho, in der Meinung, als Landwirt zu Landwirt reden zu können, lobt das trockene Wetter! (III, 103).
- 14 Hier hat das Zeitwort 'wollen' eine Bedeutung, die die Verbindung 'gebunden' - 'verlobt' verstärkt. Bothos Onkel möchte am liebsten die kurze und bündige Nachricht an seine Schwester schicken: 'Liebe Josephine, Botho **will**, alles abgemacht' (III, 128).
- 15 Zur Frage des Tragischen im Roman, siehe W. Killy, *Wirklichkeit und Kunstcharakter*, München, 1963, S. 205-11. Die Motive von Sehen und Nicht-Sehen hängt wohl auch hier, wie so oft, mit der tragischen 'hamartia' zusammen: Lenes (von der Gesellschaft aufgezwungener) Fehler ist der Glaube, deutlich zwischen Traum und Wirklichkeit unterscheiden zu können; deshalb wird sie gleichsam mit Blindheit geschlagen, als sie das Verheiratetsein Bothos endlich erkannt hat.

Peter Wruck (Berlin)

„Viel Freud, viel Leid. Irrungen, Wirrungen. Das alte Lied.“ *

Als Fontane im Tagebuch zum erstenmal die neue Geschichte erwähnte, die ihm während der folgenden jahrelangen Ausführung und Durcharbeitung besonders ans Herz wachsen sollte, kannte er schon ihren Titel (wenn auch nicht in der vollkommenen Form). „Novellenstoff aufgeschrieben (Irrt, wirrt)“ notierte er für den 12. Dezember 1881.¹ Man könnte den Umstand übergehen, hätte sich Fontane nicht fünf Wochen zuvor gerade gegen eine Titelgebung ausgesprochen, die an das Interesse des Publikums appelliert. „(. . .) die jetzt vorherrschende Mode, statt Name oder Ort eine Sachbezeichnung eintreten und dadurch den Inhalt erraten zu lassen. finde ich nicht glücklich.“² Gewöhnlich hielt er sich auch an diese Meinung; seine Erzählungen sind meist nach den Hauptgestalten oder einem ominösen Schauplatz benannt und begnügen sich mit dem konventionellen Hinweis „Roman“ oder „Novelle“, wenn sie nicht in anderen Zeiten spielen, worauf dann ein Untertitel vorbereitet.

„Irrungen, Wirrungen“ fällt unter die Ausnahmen, von denen hierher noch „L'Adultera“, „Unwiederbringlich“ und „Quitt“ gehören. Bei ihnen setzt Fontane über den Text einen Hinweis auf das Hauptmotiv, den man sentenziös nennen würde, wäre er nicht auf ein, zwei Worte verknüpft. Von Tiefsinn keine Spur – eine „kleine Geistreichigkeit“ nimmt der Autor für „L'Adultera“ in Anspruch, weil er damit auf die „Gegenüberstellung und Parallele“³ von Gemälde und Gestalt der Ehebrecherin im Roman hindeutet. Ansonsten verbindet die Titelwörter eine Formelhaftigkeit, der etwas Redensartliches anhaftet, das allerdings nicht von der inhaltsleeren Art ist, die in „Irrungen, Wirrungen“ der Kritik unterzogen wird. Der gesunde Menschenverstand, eine ambivalente Größe bekanntlich, verfügt über solche Ausdrücke, um eine Begebenheit aufs Fazit zu bringen.

Nun unterscheidet sich das Reim- und Sinnwortpaar „Irrungen, Wirrungen“, das durch Fontane zum geflügelten Wort geworden ist, vorteilhaft von den Bezeichnungen „Unwiederbringlich“ und „Quitt“, die als Titel weder interpretationsbedürftig noch interpretationsfähig sind. Es teilt aber mit ihnen eine bedeutungsvolle Aufgabe. Redensartlich allgemein, wie sie beschaffen sind, und definitiv, wie sie auftreten, nehmen sie unabhängig vom Charakter der angekündigten Begebenheit deren Einordnung vorweg, die einen regelmäßigen Gang der menschlichen Dinge und ein verlässliches Urteil voraussetzt. Die Lektüre bestätigt, was sie in Aussicht stellen: In denjenigen Werken, die Fontane mit einem sprechenden Titel versieht, nähert er sich unverhohlen dem exemplarischen Fall.⁴ Aber während die Erwartung durch die Bezeichnungen „L'Adultera“, „Unwiederbringlich“ und „Quitt“ auf das Beziehungsfeld von Verschulden und Verlust, Wiedergutmachung und Vergeltung hingelenkt wird, bleibt dieses Konfliktpotential, zu dem Fontane immer wieder zurückkehrte, in der Formulierung „Irrungen, Wirrungen“ beiseite.⁵ Auch darin zeichnen sich Verwicklungen ab,

* Vorabdruck aus dem Band „Werkinterpretationen zur deutschen Literatur“, den Horst Hartmann im Verlag Volk und Wissen Berlin herausgibt.

die ein Abweichen von anerkannten Normen zum Knotenpunkt haben, nur sind sie nach dem Wortlaut statt im Umkreis von Recht und Gerechtigkeit im Kreise dessen zu erwarten, was als richtig oder verfehlt zu gelten hat.

Der Text, der diese Erwartung einlöst, beginnt mit einem ungewöhnlichen Gewebe aus mehreren, zum Teil heterogenen Gattungsmustern. Die Erzählung setzt ein wie eine historische: „An dem Schnittpunkte von Kurfürstendamm und Kurfürstenstraße, schräg gegenüber dem ‚Zoologischen‘, befand sich in der Mitte der siebziger Jahre noch eine große, feldeinwärts sich erstreckende Gärtnerei, deren kleines, dreifenstriges, in einem Vorgärtchen um etwa hundert Schritte zurückgelegenes Wohnhaus, trotz aller Kleinheit und Zurückgezogenheit, von der vorübergehenden Straße her sehr wohl erkannt werden konnte.“⁷ Auf ähnliche Weise hatte Fontane die Novelle „Ellernklipp“ eingeleitet, deren Handlung, im Harz spielend, ein reichliches Jahrhundert zurücklag. Diesmal – „Irrungen, Wirrungen“ erschien 1887 – stellte er schon nach einem Jahrzehnt die endgültige Vergangenheit her, in welcher der Schauplatz versinkt und das Wachstum der deutschen Metropole nach der Reichsgründung gegenwärtig wird. Denn daß ein „Berliner Roman“ vorliegt, wie er seit 1871 öffentlich gefordert und unter Fontanes Beteiligung in zahlreichen wetteifernden Anläufen hervorgebracht wurde, ist nach den Anfangssätzen kaum zweifelhaft; es brauchte dazu nicht die Kennzeichnung „Eine Berliner Alltagsgeschichte“, die Fontane dem Vorabdruck in der „Vossischen Zeitung“ beigab.⁶

Damit ist der Rahmen vorhanden für eine Motivik, die auf eine Enthüllungsgeschichte nach verbreitetem, größtenteils der Trivialisierung anheimfallendem Beispiel hinauszulaufen scheint. Die betonte Verborgenheit, in die das „Gesamtgewese der Gärtnerei“ (7) unverzüglich versetzt wird, korrespondiert mit der dunklen Herkunft der Gestalt, der sich alsbald das Interesse zuwendet. Lene ist ein angenommenes, kein leibliches Kind der alten Fau Nimptsch, mit der sie im Gärtnerhaus zur Miete wohnt. Das Auftreten der Gärtnersfrau, die Lenes Herkunft ins Gespräch bringt und meint, sie sei „vielleicht eine Prinzessin oder so was“ (10), durchkreuzt jedoch im selben Atemzuge die pseudopoetische Geheimnismotivik. Was sie von ihrer eigenen Vergangenheit und der anschließenden Versorgungsehe mit dem Gärtner Dörr zu sagen hat, läßt ebenso wie ihr mitleidiger Blick in Lenes Zukunft eher an den Auftakt zu einem Desillusionierungsroman denken.

Erstaunlicher als die Verknüpfung dieser Muster, die miteinander konkurrieren, ohne sich zu behindern, ist auf den ersten Blick ihre Zusammenführung mit dem Märchen. Mit seiner Hilfe wird die Ausgangskonstellation strukturiert und eine metaphorische Bezugsebene geschaffen, auf die im Verlauf wiederholt zurückgegangen wird. Die präzise raumzeitliche Festlegung des fiktiven Vorgangs in der kontrollierbaren Realität hindert Fontane daran nicht. Er verleiht dem Vorgarten eine „halb märchenhafte Stille“ (8). Und in dem Augenblick, wo das Stichwort „Prinzessin“ fällt, treten – am Rande der modernen Großstadt – das kleine Haus, in dem die arme alte Frau das Herdfeuer hütet, mit der wohlgerateten Tochter, die nicht ihr Kind ist, und dem geheimnisvollen „Schloß“ der Gärtnersleute

zu einer altvertrauten Szenerie zusammen, deren freien Platz der hochgestellte Bewerber einnimmt, der Aschenputtel entdeckt hat. So muß es sein und kommen: Wie jedermann weiß, wird er das Mädchen mit sich nehmen und glücklich machen.

Das wäre der exemplarische Ausgang eines Märchens, aus dem die minderwertige Unterhaltungsliteratur ihren Profit zieht, indem sie es ins moderne Leben hineinverlegt. Die Enthüllungsgeschichte ist ein Abkömmling davon. Im Unterschied zu diesem Verfahren, dem Fontane sich anschließt, vermeidet er jedoch, das Märchen, das er in die Quasi-Wirklichkeit seiner Erzählung einführt, der Märchenhaftigkeit zu entkleiden. Die außergewöhnliche Liebe, welche die Weißzeugnäherin Lene Nimptsch und den Gardeoffizier Botho von Rienäcker schon verbindet, als sie von ferne zum erstenmal abschiednehmend in Erscheinung treten und durch die Gärtnersfrau geschildert werden, behält ihr Wunderbares. Damit sie auch ein gutes Ende nimmt und das Märchen wahr wird, müßten jedoch größere Wunder geschehen. Ohne eine veritable Prinzessin kann es sich Frau Dörr, die aus Erfahrung spricht, nicht denken.

„Irrungen, Wirrungen“ ist das deutliche frühe Beispiel für einen schriftstellerischen Rückgriff auf trivialisierte Mittel und fehlgeleitete Erwartungshaltungen, der im Interesse ernsthafter Wirkungsabsichten vorgenommen und höchsten Ansprüchen unterworfen wird. Er ist umso häufiger anzutreffen, je massenhafter sich solche Mittel und Haltungen seitdem durchgesetzt haben. Fontane spielt populäre Muster an und weckt ungescheut die abenteuerlichen, erbaulichen, sentimentalischen Erinnerungen, die sie mit sich bringen, um die entsprechenden Erwartungen dann zu enttäuschen oder in seinem Sinne richtigzustellen. Lenes Herkunft behandelt er als blindes Motiv und beläßt sie wortlos (nicht funktionslos) in ihrer Dunkelheit. Und ihr Schicksal versieht er noch auf den exponierenden ersten Seiten, an denen für ihn „immer die ganze Geschichte“ hängt⁷, mit einem ungünstigen Vorzeichen. Wenn Frau Dörr recht hat, dann gelten Erfahrungswerte auch für den Ausnahmefall, und in der wirklichen Welt geht es dann gerade umgekehrt zu wie im Märchen, wo jeder seinen Lohn findet, der Gute das Glück und der Schlechte die Strafe. „Was da so rumfliegt, heute hier und morgen da, das kommt nicht um, das fällt wie die Katz immer wieder auf die vier Beine, aber so'n gutes Kind, das alles ernsthaft nimmt und alles aus Liebe tut, ja, das ist schlimm...“ (10).

Die Frage nach dem Glück⁸, hier noch unausgesprochen, aber schon entwickelt, ist neben der nach Schuld und Sühne der andere Pol, um den das Erzählen des späten Fontane kreist. Die Opposition der beiden Fragen entspricht derjenigen, die sie im Märchen innehaben und läßt erkennen, wie tief jenes Erzählen, das sich in „Irrungen, Wirrungen“ durchweg im zeitgenössischen Sprachgewand des geselligen Redens präsentiert, auf ursprüngliche Schichten der Werteproblematik zurückgeht, die aus der Erfahrung sozialer Ungleichheit stammt. „Irrungen, Wirrungen“ hat vor anderen Werken Fontanes voraus, daß es diese Werteproblematik unter den gegenwärtigen Daseinsbedingungen und doch in elementarer Form reproduziert, und daß es sich dazu auf ihre überlieferte volkspoetische Gestalt stützt, die den Selbstbehauptungsanspruch und die Erfüllungs-

wünsche des einfachen Menschen in sich aufgenommen hat. Deshalb der exemplarische Charakter der Geschichte, den freilich die Durchführung realisieren muß.

Die Begebenheit kommt in Gang, nachdem die Erzählung ausführlich im Berlinisch-Genrehaften verweilt und unter dem Wechsel von hochpoetischer und höchst ernüchternder Beleuchtung den kleinen Lebenskreis der Gärtnerei ausgemessen hat, der dem Liebespaar Geborgenheit gewährt. Auch diese Begebenheit, über der von Anfang an die Schatten eines Abschieds liegen, der in Zeichen und Überiegungen vorweggenommen wird, grenzt ans Triviale⁹. Der junge Mann steht unter dem Druck der Familie, der Vermögensverhältnisse und der Standesmentalität. So ringt er sich, nachdem Lene und er „einen Sommer lang allerglücklichste Tage“ hatten (137), schweren Herzens zur Trennung durch und schließt mit seiner Cousine eine glänzende Ehe, die von den Eltern längst verabredet war. Erst im Lauf der Zeit mischt sich Enttäuschung an der jungen Frau ein, um die man ihn beneidet. Als Lene ungesehen nochmals auf Botho trifft und Botho sich später unerwartet ihrem Geschick gegenübergestellt sieht, ist die Erschütterung tief, das Unauflösliche ihrer Gebundheit gewiß. In ihrer Lebensentscheidung für die standesgemäße Ehe, die am Ende auch das Mädchen eingeht, werden sie deshalb nicht beirrt.

Man erkennt in der Zusammenfassung der Fabel den Typ einer rührenden – mancher wird sagen sentimental – und erbaulichen Begebenheit, deren Rührendes hauptsächlich der Liebesgeschichte angehört, während das Erbauliche aus ihrer Überführung in die Ehegeschichte hervorgeht.¹⁰ Es läßt sich kaum bestreiten, daß das Ganze, wenn es so reduziert und für sich genommen wird, geeignet ist, verfehlte Erwartungshaltungen, die zu Beginn der Erzählung zurückgewiesen wurden, wiederherzustellen und, schlimmer, Glücksverzicht und soziale Anpassung zu rechtfertigen.

Fontane bevorzugt derart zweigeteilte Begebenheiten, die öfter einen jahrelangen Zwischenraum umschließen. Sie entsprechen einer Interessenslage, in der die Folgewirkungen im Leben als ein wichtiger und manchmal ausschlaggebender Bedeutungsträger neben die menschlichen Handlungen treten. In „Irrungen, Wirrungen“ hängen die beiden Teile der Begebenheit, zwischen denen hier „drittelhalb Jahre“ (111) liegen, aber nicht bloß durch ihr Folgeverhältnis zusammen. Sie treten zueinander in Beziehungen, die unter Anlehnung an Goethes Auffassung von der Erhellung eines Werks oder Werkbestandteils durch andere wohl am günstigsten als Spiegelung zu beschreiben und bezeichnen sind.¹¹ Von der Ehe, wie Botho sie führt und Lene sie schließt, fällt Licht auf ihr Liebesverhältnis: dort liegt ihr verlorenes Glück. Umgekehrt treten die Defizite, mit denen sie weiterleben müssen, erst auf dem Hintergrund der Liebesgeschichte und der Erinnerung an sie klar hervor.

Zugrunde liegt eines der allgemeinsten Mittel zur Formierung literarischer Strukturen, die „Gegenüberstellung und Parallele“, auf die Fontane bei dem Titelmotiv von „L'Adultera“ hinwies.¹² In „Irrungen, Wirrungen“ ist alles überwunden, was dort an dem Verfahren noch beabsichtigt wirkt, obwohl es diesmal eine andere Dimension annimmt. Dafür dürfte Fontane einen beträchtlichen Teil der „hundert, und ich kann dreist sagen, (...)“

tausend Finessen“¹³ verwandt haben, auf die er sich etwas zugute hielt. Dank einer vollkommenen Auflösung der ungezählten Entsprechungen, mit denen seine Erzählung durchsetzt ist, ins konkrete Detail, dank ihrer Integration in den alltäglichen Daseinsgang und ihrer perspektivischen Brechung durch das Prisma der Figuresicht ist ihm das Außerordentliche gelungen. Ein bis ins Extrem getriebenes Formprinzip verschwindet unter dem Anschein der Selbstverständlichkeit.

Oder wäre es nicht selbstverständlich, daß Frau Dörr beim Gedanken an Lene und Botho auf ihre Vergangenheit mit dem alten Grafen zu sprechen kommt? Daß Bothos junge Frau mit ihm durch die neue Wohnung walzt, weil vom „Zoologischen“ die Musik herüberklingt, und er sich der Erinnerung an den Walzer nicht erwehren kann, nach dem er sich im Gärtnerhaus mit Lene gedreht hat? Es liegt ja auch nahe, daß beide durch Zeitungsanzeigen von der Hochzeit des anderen erfahren, zumal dann, wenn eine mißgünstige Hand Lene den Ausschnitt zuspült. Solche Entsprechungen ergeben sich auf sehr verschiedenen Ebenen. Episode spiegelt sich in Episode, Person in Person, Äußerung in Äußerung, das eine Verhältnis, der eine Eheschluß haben gleich in mehreren anderen ihre Entsprechung. Die Örtlichkeiten und Baulichkeiten sind nicht ausgenommen, und noch die Asche von Lenes Briefen, die Bothos Frau Käthe im Kamin entdeckt und zur Sicherheit ein zweitesmal verbrennt, tritt in Beziehung zum Herdfeuer der alten Frau Nimptsch. Aber es spiegeln sich auch das Poetische im Prosaischen, das Märchenhafte in der Wirklichkeit und umgekehrt.

Fontane läßt dieses Formprinzip nur in „Irrungen, Wirrungen“ dominieren, obwohl die Entsprechung, wie man bemerkt hat, ein generelles Strukturmerkmal seines Erzählens ist.¹⁴ Die Frage nach dem allgemeinen Inhalt der Form führt zurück auf die vollkommene Individualität, in der das gewöhnliche Leben auftritt, und die umfassende Regularität, die sich ohne Entrinnen darin durchsetzt. Sie macht das Ungleiche vergleichbar und bringt im Gleichartigen die Unterschiede zum Vorschein. Es ist dieselbe Doppelseitigkeit, die sich in den sprechenden Titeln, zu denen „Irrungen, Wirrungen“ zählt, ankündigte und in den Sprüchen der Frau Dörr zuerst artikulierte. Dort ist auch schon zu beobachten, wie der individuelle Fall vor allem die Anteilnahme fesselt, seine Regelmäßigkeit vor allem das Interesse. Sie finden zusammen, wenn er exemplarisch wird.

Im einzelnen wird die Erzählung durch das Prinzip der Spiegelung, der Grundfigur, die immer wiederkehrt, mit einem Geflecht von weiteren Beziehungen und Bedeutungen neben denen überzogen, die der Verlauf der Begebenheit entwickelt. Das Verfahren beginnt schon im ersten Satz zu arbeiten, ohne daß zu ahnen ist, welche einschneidenden Folgen für das Gesellschaftsbild sich daraus entfalten werden. Der Erzähler weist nicht lediglich zur Orientierung über die Stadtlage zunächst auf den „Zoologischen“ und auf die Kreuzung von Kurfürstendamm und Kurfürstenstraße hin, und er kehrt ihnen nicht bloß der Handlung wegen den Rücken, um sich stehenden Fußes der zurückgelegenen Gärtnerei zuzuwenden. Ähnlich wie sich das Märchenartige der Szenerie nicht von vornherein zu erkennen gibt, gewinnt auch das Gegenüber von Zoologischem Garten und Gärtnerei,

zwischen denen als öffentlicher Ort schlechthin die Straße verläuft, seine Bedeutung, sobald die handelnden Gestalten zu ihm in Beziehung treten.

Als der dritte Tag zu Ende geht, sind Lene und Botho, die den Abend in der heitersten Laune mit Frau Nimptsch und der Gärtnersfamilie verbracht haben, im Dörrschen Garten alleine. Das Mädchen versinkt beim Anblick der Mondsichel und des Elefantenhauses, „das in dem niederströmendem Silberlichte noch phantastischer aussah als gewöhnlich“ (33), minutenlang wie in einen glücklichen Traum. Später werden im Zoo Feuerwerk und bengalische Lichter abgebrannt. Als dann die Musik noch einmal einsetzt, nach der man zuvor im Gärtnerhaus getanzt hat, bekennt Lene: „Weißt du, Botho, wenn ich dich nun so nehmen und mit dir die Läterallee drüben auf und ab schreiten könnte, so sicher wie hier zwischen den Buchsbaumrabatten, und könnte jedem sagen: ‚Ja wundert euch nur, er ist er und ich bin ich, und er liebt mich und ich liebe ihn‘ – ja, Botho, was glaubst du wohl, was ich dafür gäbe? Aber rate nicht, du rätst es doch nicht. Ihr kennt ja nur euch und euren Club und euer Leben. Ach, das arme bischen Leben.“ (35)

Wenn die Annahme zutrifft, daß der Gärtnersgarten insgeheim etwas mit dem Garten des Paradieses zu tun hat, dann zieht es Lene, ihn zu verlassen. Von drüben dringen Klänge und Bilder herüber, Anzeichen von Festlichkeit und Pracht, an Exotisches erinnernd und getaucht in Farben, die unwirklich sind; alles ist dazu angetan, Traum und Sehnsucht zu wecken. So wünscht und äußert Lene dies eine Mal das nach dem Willen der Erzählung Unmögliche. Daß sie deswegen ihre Einsichten nicht vergißt und ihr Ich bestätigt statt verleugnet, ehrt die Gestalt und den Verfasser. Sie würde wohl im Ernst das Leben daran setzen, um öffentlich ihre menschliche Ebenbürtigkeit und das Recht des Gefühls zu behaupten, die sie mit Botho vereinen.

In Wirklichkeit behält sie die Rolle des Zaungastes. Vielleicht ist der Wunsch nach dem Unmöglichen noch beteiligt, wenn sie als nächstes – auch das eine Spiegelung – voller Stolz, aber nur von ferne, „heimlich, verstohlen“ (38) zusieht, wie der schöne Mann zu Pferde auf dem Korso paradiert. Sie muß es leiden, daß bei dieser Selbstdarstellung, welche die vornehme Gesellschaft im Tiergarten zelebriert, zwei schöne Damen Gefallen an ihm zeigen und Gefallen in ihm wecken, und trägt nur Angst und Eifersucht davon.

Mit Hilfe dieser Bestimmungen wird der Zoologische Garten der Erzählung lokalisierbar. Er liegt topographisch und soziologisch am Rande des „mondänen Orts“¹⁵, wo die vornehme Gesellschaft zu Hause ist, die sich selbst die gute nannte. Dessen Zentrum nimmt das Tiergartenviertel ein, in dem Botho wohnt. Gegenüber dem „Zoologischen“ repräsentiert die Gärtnerei samt ihrem Garten, der seinen eigenen Zauber hat, eine anheimelnde, aber enge, kleine Welt, der auch die Erbärmlichkeit nicht fehlt. Hinter ihr beginnt nicht die freie Natur, sondern Wiesenflächen, die sich als sumpfig erweisen, Schutt- und Unkrauthaufen, dazu „ein eigentümliches Vorstadtsleben“ (54), das sich durch gewerbsmäßiges Teppichklopfen und Kegelschieben bemerkbar macht. Ins freie Land wird nur die Aussicht eröffnet.

„Ihr kennt ja nur euch und euren Club und euer Leben“ — das ist das unerwartete Resumee des gelungenen Abends, der Botho zu verdanken war. In Lenes trauriger Feststellung und in dem Gegenüber von vorstädtischer und mondäner Örtlichkeit kommt derselbe Sachverhalt zum Ausdruck, der das Gesellschaftsbild der Erzählung im ganzen beherrscht. Fontane entfaltet die sozialen Gegensätze als einen Gegensatz unterschiedlicher, größtenteils voneinander abgeschlossener Lebensformen, der mehr und weniger als den Klassengegensatz einschließt. Kann die Bezeichnung „Irrungen, Wirrungen“ wenn man so will als die kleinste Spiegelungsbeziehung der Erzählung angesehen werden, so entsteht zwischen den sozialen Lebensformen ihre umfassendste. Sie treten unmittelbar als Formen des geselligen Umgangs in Erscheinung, innerhalb dessen sich die substantiellen Verhältnisse — Herkunft und gesellschaftliche Rangstufung, Besitz und Erwerb, Familie und Ehe — geltend machen und zur Sprache gebracht werden.

Das Verhalten, unter dem Botho abends aus seiner Lebens- und Geselligkeitsform in der Gärtnerei wechselt, ist dafür bezeichnend und gibt Lene recht. Er hatte an diesem Abend die kleine Runde hauptsächlich mit Versuchen unterhalten, zwischen den getrennten Sphären Vermittlungen herzustellen. Wenn er sich an den Gärtner wandte, jovial das soziale Gefälle überbrückend, dann sprach der eine Grund- und Schloßherr zum anderen „Schloßherrn“ und Grundbesitzer: „Hören Sie, Dörr, was sagen Sie zu dem Wetter? Eigens für Sie bestellt und für mich mit. Meine Wiesen zu Hause, die vier Jahre von fünf immer unter Wasser stehen und nichts bringen als Ranunkeln, die können solch Wetter brauchen.“ (23) In derselben Absicht ließ Rienäcker, der Lene von der „großen Herren- und Damenfete“ (24) des Vortages eine Tüte Knallbonbons mitgebracht hatte, seine staunenden Zuhörer an einer Tischunterhaltung teilnehmen, bei der er mit „Komtesse Lene“ und „Frau Baronin Dörr“ (27) Konversation machte.

Diese Konversation ist so nichtssagend wie Lenes Standeserhöhung vielsagend: „Es ist alles ganz gleich. Über jedes kann man ja was sagen und ob's einem gefällt oder nicht. Und ‚ja‘ ist gradesoviel wie ‚nein‘.“ (27) Rienäcker distanziert sich achselzuckend von dem, was er im Übermut bloßstellt, aber nicht vollständig, denn er bleibt bemüht, Lene den spielerischen Reiz zu erklären, den solche Gesellschaften nichtsdestoweniger besitzen. Jedenfalls entschädige der Klub. „Und im Club ist es wirklich reizend, da hören die Redensarten auf, und die Wirklichkeiten fangen an. Ich habe gestern Pitt seine Graditzer Rappstute abgenommen.“ (27).

Der Baron wird für seine Worte, die im Ernst gesprochen sind, nicht einmal von der Erzählung ironisiert. Später mag er sich prüfen; jetzt tritt hinter seinem ungebrochenen Verhältnis zu den Geselligkeitsformen des feudalen Offizierskorps die unerschütterte Standeszugehörigkeit des märkischen Junkers zutage, von der er geprägt ist. Zudem hat er nicht Unrecht. Zwar charakterisiert er durch den Geschmack, den er am Klub der Gardeoffiziere findet, in erster Linie sich selber. Aber daß dort die Wirklichkeiten anfangen, bewahrheitet sich mehr, als ihm recht und lieb sein wird. Im Fortschreiten macht die Erzählung die Zusammenhänge nachvollziehbar, in denen seine persönliche Lebensführung mit den konventionellen und

institutionellen Geselligkeitsformen und der sozialen Lebensform steht. Sie führt über Rienäckers Wohnung in der Bellevuestraße, deren drei Zimmer „sich sämtlich durch eine geschmackvolle, seine Mittel ziemlich erheblich übersteigende Einrichtung auszeichneten“ (36), ins derzeit erste Weinrestaurant der Stadt Unter den Linden und dann in den Klub. Die Kaserne mit ihren Dienstgeschäften, die bis Zwölf erledigt sind, wird übergangen, sie ist am wenigsten bemerkenswert unter den Stationen eines Tageslaufs, der für Rienäcker im Zirkus Renz enden wird, weil er seinen Onkel zu begleiten hat, Baron Osten, der eben für zwei Tage von seinen Besitzungen in der Neumark herübergekommen ist. Nichts Ungewöhnliches also.

Das Frühstück, das um Eins – „etwas früh“ (41) – bei Hiller genommen wird, und der Abstecher in den Klub, der ohne Rienäcker stattfindet, können als sozialpsychologische und kulturgeschichtliche Kabinettstücke gelesen werden, in denen Fontanes Gesprächsszene das volle Maß von Beziehungsreichtum, Ungezwungenheit, Knappheit und Eleganz erreicht.¹⁶ Diese Kapitel sind im Gesellschaftsbild der Erzählung die Kernzone. Aus ihnen geht hervor, daß Bothos Ausweichen vor der standesgemäßen Heirat, das scheinbar bloß seine Familie in Mitleidenschaft zieht, einen vitalen Nerv der junkerlichen Lebensform berührt, so daß der Begebenheit auch von dieser Seite her exemplarische Bedeutung zuwächst.

Was außer den Mahlzeiten beschäftigt die Herren, wenn sie unter sich sind? Sie gehen auf ihre Weise kaum weniger zeremoniös miteinander um als mit den Damen. Aber man spielt, oftmals hoch, um reale Werte, und die Gegenstände, die wortgewandt und pointiert, salopp und vieldeutig besprochen werden, erschöpfen ihr Interesse meist nicht im Unterhaltenden, das sich von selbst versteht. Politik, das heißt Bismarck, fällt ins Metier der herrschenden Kaste und betrifft sie; unter den vielen Gesprächen, die Fontanes Figuren über den Kanzler führen, werden sich wenige finden, die gleich schlüssig wie dasjenige, das der alte Baron Osten vom Zaun bricht, aus der historischen Übergangssituation dieser Kaste hergeleitet sind. Das übrige, das den größeren Raum einnimmt, sind Personalmeldungen, Neuigkeiten, zutreffend oder nicht, aus der Gesellschaft, welche die ihrige ist, in der man sich noch kennt und in die Rangliste und den Adelskalender einzuordnen weiß. Natürlich erzählt man auch Weibergeschichten, würde sich aber den indezenten Ausdruck schwerlich gestatten.

Zu diesen Wirklichkeiten gesellt sich nun auch Bothos Dilemma, das ihm die Morgenpost mit den Briefen Lenes und des Barons auf das lebhafteste vergegenwärtigt hat. Er wird bei Hiller mit der Meinung der Familie konfrontiert und im Klub der Betrachtung der Kameraden unterzogen, deren Durchblick sich zwar nicht in der Bewertung, wohl aber in der Sache mit der Hellsichtigkeit Lenes trifft: (34 f.) „Rienäcker, trotz seiner sechs Fuß, oder vielleicht auch gerade deshalb ist schwach und bestimmbar und von einer seltenen Weichheit und Herzensgüte.“

„Das ist er. Aber die Verhältnisse werden ihn zwingen, und er wird sich lösen und frei machen, schlimmstenfalls wie der Fuchs aus dem Eisen. Es tut weh, und ein Stückchen Leben bleibt daran hängen. Aber das Hauptstück ist doch wieder heraus, wieder frei. (. . .)“ (52) Nur daß man im Klub

die zwingenden Verhältnisse beim Namen nennt: „Rienäcker ‚hat 9 000 jährlich und gibt 12000 aus.“ (51)

Mit diesem Übel, das sich in der Familie forterbt und ihren Besitz größtenteils aufgezehrt hat, muß vor allem gerechnet werden, ohne daß sich deshalb sozialökonomische Schlußfolgerungen anbieten, die über die bekannten Differenzierungsprozesse im Landadel hinausgingen: nicht umsonst werden die Rienäcker von den überaus begüterten und gefestigten Häusern Osten und Sellenthin flankiert. Wer Gustav Freytags „Soll und Haben“ oder Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“ gelesen hatte oder auch nur den Inseratenteil der Kreuzzeitung kannte, wo die zum Verkauf stehenden Landgüter eine ständige Rubrik bildeten, erfuhr insofern nichts Neues. Für die junkerliche Lebensform, wie sie „Irrungen, Wirrungen“ der Einsichtnahme und Beurteilung unterbreitet, werden diese Prozesse in dem Augenblick wichtig, wo sie den gesellschaftlichen Status der Familie ins Wanken bringen. In dem Moment erweist sich – immer der Erzählung zufolge – die reiche und standesgemäße Heirat nicht bloß als eine probate Hilfe, sondern als die einzige Rettung, an der niemand ernsthaft zweifelt und zu der keiner eine praktikable Alternative kennt. Sie dient hier nicht, wie dann in „Poggenpuhls“, als Indikator einer Entwicklungstendenz (die sich dort in der Verbindung der verarmten Junker mit den Töchtern der Bourgeoisie äußert). Am Ende und in hochkomischer Gestalt wird eine Andeutung sichtbar, als in der Kreuzzeitung der Regierungsreferendar und Lieutenant der Reserve Adalbert von Lichterloh und seine Frau Hildegard geb. Holtze ihre Vermählung anzeigen. (152) Davon abgesehen fungiert die Heirat noch ungeschmälert als ein Kernstück junkerlicher Lebensform, das die Standeszugehörigkeit, Vermögenssicherung und Fortpflanzung der Geschlechter gewährleistet und entsprechend sanktioniert ist. Die Realprozesse des „preußischen Weges“¹⁷ der Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft werden im Hintergrund belassen, so daß diese Art der Heirat vermöge der Ausschließlichkeit, mit welcher der Stuserhalt des einzelnen und seiner Familie sowie die Regenerierung der Kaste an sie gebunden erscheint, zum Indikator einer schlechterdings unproduktiven Existenz wird. In Botho von Rienäcker hat sie einen Exponenten: „Wer bin ich? Durchschnittsmensch aus der sogenannten Obersphäre der Gesellschaft. Und was kann ich? Ich kann ein Pferd stallmeistern, einen Kapaun tranchieren und ein Jeu machen. Das ist alles, und so hab ich denn die Wahl zwischen Kunstreiter, Oberkellner und Croupier. Höchstens kommt noch der Trouppier hinzu, wenn ich in eine Fremdenlegion eintreten will.“ (95)

Es ist zu wenig beachtet worden, daß in Fontanes Erzählung das Verhältnis zur Arbeit als wichtigstes Differenzkriterium zwischen den sozialen Lebensformen auftritt. Unter diesem Versäumnis leidet besonders das Verständnis einer zentralen Episode, in der ihre Gegenüberstellung Grundsätzlichkeit annimmt. Als Botho den entscheidenden Brief seiner Mutter erhalten und zum Anlaß seiner Selbstprüfung gemacht hat, setzt er sich aufs Pferd, das ein Geschenk des Onkels und der Neid der Kameraden ist. Sein zielloser Ausritt beschert ihm mehrere Zeichen zum Bedenken und als letzten den Blick auf „ein großes Etablissement, ein Walzwerk oder eine Maschinenwerkstatt, (...) draus, aus zahlreichen Essen, Qualm und Feuersäulen in

die Luft stiegen.“ Davor sitzen Arbeiter, denen ihre Frauen, „manche mit einem Säugling auf dem Arm“, das Mittagessen gebracht haben. „Rienäcker, der sich den Sinn für das Natürliche mit nur zu gutem Rechte zugeschrieben, war entzückt von dem Bilde, das sich ihm bot, und mit einem Anfluge von Neid sah er auf die Gruppe glücklicher Menschen.“ (98)

Diesem kleinen „Bild“, einem wahren Idyll im Doppelsinn des Wortes, ist nicht gerecht zu werden, wenn man es einfach als Abbildung von großer Industrie und modernem Proletariat versteht oder, was der Wortlaut untersagt, aus Bothos subjektiver Perspektive hervorgehen läßt.¹⁸ In Wirklichkeit kulminiert darin ein Motiv, das gerade vermöge seiner Vorgegebenheit Lene und Botho zur Lehre gereichen und der Erzählung zu ihrer Charakteristik dienen kann. Botho wird von dem Anblick zu seiner berühmten Schlußfolgerung veranlaßt: „Arbeit und täglich Brot und Ordnung. Wenn unsre märkischen Leute sich verheiraten, so reden sie nicht von Leidenschaft und Liebe, sie sagen nur: ‚Ich muß doch meine Ordnung haben.‘ Und das ist ein schöner Zug im Leben unsres Volkes und nicht einmal prosaisch. Denn Ordnung ist viel und mitunter alles. Und nun frag ich mich, war mein Leben in der ‚Ordnung‘? Nein. Ordnung ist Ehe.“ (98) Daß ihm dann Lene vors innere Auge tritt, „als ob sie freundlich zustimme“, hat seine Richtigkeit ebenso wie die Worte, mit denen er sie anspricht: „Ja, meine liebe Lene, du bist auch für Arbeit und Ordnung und machst es mir nicht schwer ... aber schwer ist es doch ... für dich und mich.“ (98) Durch ihre Ehe wird Lene die Gleichsetzung von Ordnung und Ehe beglaubigen, für die er sie in Anspruch nimmt und auf die zurückzukommen ist. Ihr Verhältnis zur Arbeit liegt jedoch zutage, seit sie das erstemal in Person die Szene betrat – eine mit ihrer Heimarbeit beschäftigte Plättmamsell, die sich, als Botho seinen Besuch verschiebt, darauf besinnt: „Ein Glück, daß ich Arbeit habe, je mehr Arbeit, desto besser.“ (21) An einem kompositorisch noch stärker ausgezeichneten Punkt, in der letzten schönen Stunde, die ihnen bleibt, nimmt sie ihrerseits den idyllischen Anblick einer, wie es heißt, hübschen Magd, die mit einer herzlichen Arbeitslust am Ufer ihr Geschirr scheuert, voller Erregung als ein für sie bestimmtes Zeichen und eine Fügung auf. (81) Botho hat sie jetzt, im Nachhinein und in analoger Situation, verstanden.

Wenn man den Begriff nicht zu engherzig auslegt, dann sind die Figuren, die nicht der vornehmen Gesellschaft angehören, sämtlich in ihrer Arbeit dargestellt oder zu ihr in Beziehung gesetzt, und wäre es das Dienstmädchen, das im Haus am Wege Fenster putzt. Zu einem Teil geschieht das einfach, weil diese Gesellschaft mit Menschen umgeben ist, deren Leistungen sie in Anspruch nimmt und bezahlt. Auch der Wirt von Hankels Ablage, Bothos und Lenes Ausflugsziel, fällt zuletzt noch unter diese Kategorie. Aber daß in den Gesprächen, die Botho mit ihm – oder später mit dem Droschkenkutscher – anknüpft, ihre Arbeit thematisiert wird, steht schon auf einem anderen Blatt. Vollends die Bewohner der Dörrschen Gärtnerei werden mehr als durch ihr geselliges Auftreten durch das Verhältnis gekennzeichnet und unterschieden, das der einzelne zu seinem Beruf, seiner Tätigkeit, seinem Gelderwerb hat. Darin liegt eines der wesentlichen Momente im Aufbau der Figuren, von denen keine, auch nicht

der Gärtner Dörr in seinem unerfreulichen schadenfrohen Geiz, zu ihrer Arbeit, welche generell die Eigenschaft des wesentlichen Lebensinhalts annimmt, ein gestörtes Verhältnis hat.

Es liegt auf der Hand, daß „Irrungen, Wirrungen“ die Arbeit grundsätzlich idealisiert und dazu auf Erscheinungsformen zurückgreift, die nicht von der Industrialisierung erfaßt sind, und daß die Industriearbeit, zeichenhaft einbezogen, diesem anachronistischen Muster angeglichen wird. Die Frage ist, warum Fontane nicht wie sonst in aller Regel auf ihre Einbeziehung verzichtet, sondern ihr eine Schlüsselstellung eingeräumt hat. Die naheliegende Antwort lautet, daß ohne sie die allgemeine Geltung der Idealisierung in der Gegenwart, auf die es ankam, empfindlich eingeschränkt erscheinen mußte.

Die Folgen sind widerspruchsvoll. Da die Erzählung die sozialen Dimensionen der Lohnarbeit – Ausbeutung, Unterdrückung und Emanzipation – ausspart, hält sie einer Rückbeziehung auf die Klassenkämpfe ihrer Zeit nicht stand. In diesen Kontext versetzt, geht sie in ein beschwichtigendes und harmonisierendes Zerrbild über, in dem auch der Werkmeister Gideon Franke, den Lene heiratet, keine gute Figur macht.¹⁹ Das ist jedoch nicht der angemessene Kontext. Die Spiegelungsbeziehung der sozialen Lebensformen intendiert stattdessen ein komplexes vergleichendes Werturteil, und dafür fällt weniger der soziale Charakter der Arbeit ins Gewicht als das Verhältnis zu ihr als dem Inbegriff produktiver Tätigkeit schlechthin. In diesem Zusammenhang funktioniert die Idealisierung trotz und dank ihrer Anachronismen, zumal sie im einzelnen durch die Banalität und Beschwerlichkeit der Arbeitsvorgänge balanciert wird. Aus denselben Gründen ist auf die sozialökonomische Ungleichheit des Arbeits- und Erwerbslebens, von dem die Erzählung eine in ihren Grenzen reich fazettierte Darstellung gibt, kein Wert gelegt. Infolgedessen entzieht sich aber auch die soziale Lebensform, die der junkerlichen gegenübersteht, einer ebenso eindeutigen Kennzeichnung. Sie wird getragen und praktiziert von den Menschen aus dem Volk. So sieht es auch Botho. Im Bewußtsein, daß diese zusammenfassende Vorstellung dem „einfachen Volke“ viel nähersteht als den Volksmassen im politisch-soziologischen Sinn, mit denen sie sich berührt, sollte man darüber nicht hinausgehen. Daß Botho die Berliner Fabrikarbeiter noch dem märkischen Volk zuzählt, kann dem Junker in ihm nachgesehen werden, obwohl dadurch ein weiterer Anachronismus ins Spiel kommt, den die Figuresicht nicht restlos neutralisiert.

„Irrungen, Wirrungen“ ist eine Geschichte der vorentschiedenen, vermiedenen, verinnerlichten Konflikte. Denn während die Lebensformen kollidieren, kommen die Menschen miteinander aus, weil sie sich in geregelten und lange eingespielten Beziehungen bewegen; die Subordination vor allem wird weder verletzt noch angezweifelt; allerdings begegnet man auch keiner Devotion: man steht meist freimütig an seinem Ort und respektiert, indem man die Form wahrt, sich und den anderen. Daß auch hier eine idealisierende Rückverschiebung stattfindet, die sich am Patriarchalischen und Ständischen orientiert und mit den Vorstellungen vom Volk und seiner Arbeit zusammengeht, ist unverkennbar; Bothos Bemerkung, daß jeder

Stand seine Ehre habe, die er mit der Erinnerung an Chamissos Portraitgedicht „Die alte Waschfrau“ bekräftigt (23), besitzt Hinweiskfunktion. Dahinter steht ein soziales Leitbild, das sich merkwürdig genug bis in jenen zwielichtigen Randbezirk der illegitimen Geschlechterbeziehungen auswirkt, den die Liebesgeschichte aufsucht und der neben den beruflichen Beziehungen als der einzige erscheint, wo die Lebensformen einander überschneiden. Die Erzählung gibt zu verstehen, daß dieser Bezirk auf der einen Seite an schärfere Arten von Prostitution grenzt, als sie jetzt die Frauen betreiben, die mit Bothos Kameraden, von denen sie ausgehalten werden, in die Zurückgezogenheit von Hankels Ablage eindringen. Auf der anderen Seite steht Frau Dörr, welche dieselbe Denkart und denselben Lebensplan verwirklicht, die sich bei der Besseren und Reiferen unter den Frauen wiederfinden. Frau Dörr, versichert Lene, spricht von ihrem jahrelangen Verhältnis mit dem Grafen „wie von einem unbequemen Dienst, den sie getreulich und ehrlich erfüllt hat, bloß aus Pflichtgefühl.“ (33) Es sind Geldverhältnisse, an deren Ende die Versorgung steht und die im Selbstverständnis der Figuren nicht grundsätzlich von anderen Dienst-, das heißt Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnissen getrennt werden.

Man kann nicht genug bewundern, daß es gelungen ist, in diese Welt den Traum vom ganzen Menschen und vom Glück leibhaftig zurückzuführen, ohne daß die Wirklichkeit des Lebens, der Glückstraum oder das menschliche Leitbild Schaden nehmen. Der Märchentraum wird wahr, aber gefolgt vom Erwachen, und Lene, die „anders war als andere“ (136), entgeht der Gefahr, sich ins Vor- oder Wunschbild zu verwandeln, die ihr droht, weil das Leitbild auf sie übertragen wird.

So wie sie auftritt, gibt es keinerlei Grund, sie mit dem hochgreifenden Entwurf des ganzen Menschen in Verbindung zu bringen, der ebenfalls aus vorindustrieller Zeit stammt und insofern mit dem sozialen Interpretationsmuster korrespondiert, das unter dem modernen Erscheinungsbild von „Irrungen, Wirrungen“ zum Vorschein kommt. Auch kein Denkanstoß in dieser Richtung beeinträchtigt die schwierige Balance zwischen Lenes sozialer Unterlegenheit und der menschlichen Gleichrangigkeit, mit der sie dem Geliebten begegnet. Es verrät gleich viel Menschenkenntnis und Kunstverstand, daß Botho erst mit dem Entschluß zur Trennung beginnt, sich über seinen Verlust Rechenschaft zu geben. Lenes Profil wird durch Rienäckers wiederholte Bemühungen, sein Bild des Mädchens auszuarbeiten und sich ihrer Persönlichkeit zu versichern, immer differenzierter und grundsätzlicher festgelegt. Namentlich in seiner Bestimmtheit geht dieses Profil weit über das hinaus, was vom Original sichtbar geworden ist. In der entstehenden Spiegelungsbeziehung kommt es zu keinen Widersprüchen; Bothos Behauptungen vertragen den Vergleich. Aber noch weniger entsteht Kongruenz. Je definitiver die Vergangenheit und je lebhafter die Erinnerung, desto deutlicher treten an Lene Wesenszüge hervor, die sich zu einem unverkümmerten und harmonischen Ganzen zusammenfügen und die Überzeugungskraft der Gestalt eher steigern als herabmindern.

Auf den Kern stößt Botho bereits während seines Ausritts, bevor ihn der Anblick der Fabrikarbeiter an Arbeit, Ordnung und Ehe gemahnt und ihm

Lene vors innere Auge ruft. Zu Beginn sieht er sie und sich hingegen noch einmal im Bannkreis des Märchenhaften: „Jeder Mensch ist seiner Natur nach auf bestimmte, mitunter sehr, sehr kleine Dinge gestellt, Dinge, die, trotzdem sie klein sind, für ihn das Leben oder doch des Lebens Bestes bedeuten. Und dies Beste heißt mir Einfachheit, Wahrheit, Natürlichkeit. Das alles hat Lene, damit hat sie's mir angetan, da liegt der Zauber, aus dem mich zu lösen mir jetzt so schwerfällt.“ (96) Was sich als menschlicher Vorzug darstellt, entpuppt sich als soziale Qualität, sobald Botho den Gedanken wieder aufnimmt. „Ich hab eine Gleichgültigkeit gegen den Salon und einen Widerwillen gegen alles Unwahre, Geschraubte, Zurechtgemachte. Chic, Tournure, savoir faire – mir alles ebenso häßliche wie fremde Wörter.“ (97) Lene ist der Mensch, den es in Rienäckers Gesellschaftssphäre nicht gibt, weil ihn die junkerliche Lebensform nicht hervorbringt. Sie erzeugt nur die Faszination durch ihn, denn er verbirgt sich unter keiner Schminke, ist nicht durch Anpassung verbogen und wird nicht durch vornehmen Schliff entstellt. Hundert Jahre früher hätte Rienäcker von Politur gesprochen.

Diese Faszination flammt wieder auf, als der Werkmeister Franke beim früheren Liebhaber ein Leumundszeugnis der Frau einholt, die er heiraten will; sie verdrängt – im Verein mit dem „Freimut“ und der „untadeligen Gesinnung“ (135 f.) auf beiden Seiten, der gewährten Umgangsform und der Komik, die bei ihrer Überschreitung freigesetzt wird – das Fragwürdige aus der ungemein heiklen, im Grunde grotesken Szene. In dem Portrait, das Botho für Franke entwirft, tritt als bestimmender Zug, der Lenes Ungewöhnlichkeit erklärt und rechtfertigt, ihre Selbstgewißheit hinzu, die ihrem Denken, Reden und Handeln ein und dieselbe Freiheit und Aufrichtigkeit verleiht. „Sie hatte sich von Jugend an daran gewöhnt, nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln, ohne viel Rücksicht auf die Menschen und jedenfalls ohne Furcht vor ihrem Urteil.“ (137)

Dem anderen Mann schildert Botho Lene als einen Menschen unter Menschen und nicht ohne eine gewisse Einseitigkeit. Auf das Ganze der Persönlichkeit besinnt er sich, als Lene aus den Briefen, die er verbrennt, noch einmal zu ihm spricht. „Ach, sie hatte die glücklichste Mischung und war vernünftig und leidenschaftlich zugleich. Alles, was sie sagte, hatte Charakter und Tiefe des Gemüts.“ (150) Die Genesis dieser exzeptionellen Individualität ist nicht motiviert, es bleibt freigestellt, die Unbestimmtheitsstelle ihrer dunklen Herkunft dementsprechend auszufüllen. Bei Botho deutet sich wenigstens ein Zusammenhang seiner Denk- und Gemütsart mit der Körperlichkeit des großen und schönen Mannes an, aber dennoch wird nicht hinter die „Natur“ zurückgegangen, die ihn auszeichnet (obwohl er ja in Person und Fall des Ulanen Rexin mit seiner schwarzen Jette einen Gefährten erhält). Woher Lenes Kraft zur Unabhängigkeit, Bothos Empfindlichkeit für menschlichen Wert und Unwert stammen, entzieht sich dem Einblick und der sozialen Zuschreibung. Überhaupt wird die soziale Qualität der beiden Hauptgestalten statt in ihrer Entwicklung in ihren Einstellungen und Verhaltensweisen sowie deren Bewertung gegeben. Dabei kann es sich nur um ihr Verhältnis zu den sozialen Lebensformen handeln, aus denen sie kommen, zu denen sie durch ihre Liebe in Wider-

spruch geraten und nachher, wovon vorläufig abgesehen wurde, auf Dauer wieder zurückfinden. Auch von Lene gibt es eine abschließende Charakteristik des Geliebten: „(. . .) er war ein guter, lieber Mensch und hat mir zu Liebe gelebt und kein Hochmut und keine Haberei. Und daß ich's rundheraus sage, trotzdem ich die feinen Herren nicht leiden kann, ein richtiger Edelmann, so recht einer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.“ (114) Damit nähert sich Botho – ein Thema, das Fontane in seinem ersten und in seinem letzten Roman variiert – dem „Adel, wie er bei uns sein sollte.“ Exponent der junkerlichen Lebensweise, entwickelt er Eigenschaften, die ihn über den Adel, „wie er ist“²⁰ und in der Erzählung erscheint, hinausheben. Er wird einem Musterbild angeglichen, das wiederum ständische Prägung zeigt, aber freilich nicht unbedingt das Selbstverständnis der Kaste repräsentiert.

Lene kann die feinen Herren nicht leiden; Botho hat sie einmal eine „kleine Demokratin“ (34) genannt. Das war im Scherz und sollte nicht wörtlich genommen werden, noch weniger zum Anlaß, sozialpolitische Symmetrien zu vermuten in einem Text, der die öde Symmetrie überhaupt nicht kennt. Dennoch sieht Botho in Lene nicht zu Unrecht gleichfalls die Grundwerte der anderen Lebensform verkörpert und würde sich darüber leicht mit Frau Dörr einig werden, die zu Beginn meint: „Jott, ein Engel is sie woll gerade auch nich, aber propper und fleißig un kann alles und is für Ordnung un fürs Reelle.“ (10) In diesem Sinn ist Lene das Mädchen aus dem Volke.²¹ Sie ist nur bisher den mannigfaltigen Verkümmern entgangen, von denen die Menschen ihrer Umgebung und Sphäre gezeichnet sind, die so leicht zur komischen Figur werden. Das ist das offene Geheimnis von Lenes Jugend und unbedingter Selbstbestimmung. In ihrer Lebensform nimmt die Deformierung andere Eigenschaften an als in der junkerlichen, sie hebt den Vorzug der Produktivität nicht auf, aber herrscht hier wie dort. Lenes Menschlichkeit kommt es zugute, daß sie sich unter diesen Umständen nicht ohne weiteres der Attraktivität entziehen kann, welche die unbekanntere vornehmere Welt entwickelt, die zu Botho gehört und zu der Botho gehört. Die Anziehungskraft seiner Person ist davon nicht zu trennen. Die gegensätzliche Bewertung der Lebensformen und der Stellung des einzelnen in ihnen wird nicht eingeschränkt, wenn der Eindruck entsteht, daß beide, Lene und Botho, im Geliebten die schönsten menschlichen Züge aufgefunden haben, die so nicht der eigenen, sondern nur der anderen Gesellschaftssphäre und Lebensform entwachsen konnten.

Das Paar, das füreinander geschaffen ist, lernt sich kennen auf schwankendem Element, sorglos, unter heiteren Umständen, als sich Ostermontag auf der Spree bei Stralau die Bahn der Lebensschiffe kreuzt. Doch unversehens droht Lene der Untergang, denn ein Dampfer ist dabei übersehen worden; Botho und sein Kamerad retten sie und ihre Begleiter ans sichere Ufer. „Irrungen, Wirrungen“ ist reich an solchen Hinweisen, die – meist unaufdringlich – mehr zu verstehen geben, als gleich auf der Hand liegt. Die Episode braucht nicht platterdings mit der Liebesgeschichte zur Deckung gebracht zu werden, für die sie den Auftakt gibt, um sie als Omen aufzunehmen, das die Komplexität der Unsicherheit und Gefahr anzeigt, auf welche diese Liebe und vor allem ihr weiblicher Teil stoßen.

De jure scheitert die Beziehung an Bothos Heirat, de facto an der Unmöglichkeit, ihr Anerkennung, Duldung, Dauer zu verschaffen, anders gesagt, an ihrer Hoffnungslosigkeit. So, wie die Dinge liegen, war Bothos bescheidenerer Traum, über den er rückblickend im Gespräch mit Rexin den Stab bricht, von vornherein Illusion. Er hoffte „auf ein verschwiegenes Glück, für das ich früher oder später, um des ihr ersparten Affronts willen, die stille Guttheißung der Gesellschaft erwartete.“ (97) Es bleibt unbenommen, sich dieses Glück im Winkel auszumalen beispielsweise als eine Fortsetzung der Abendbesuche, die Rienäcker in Zivil der Gärtnerei abstattet. Aber das ist der Traum von Männern in einer Männergesellschaft, dessen Realität die Biographie der Frau Dörr und das Erscheinen der Offiziersdamen in Hankels Ablage vor Augen führen. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Botho dem Treiben der Kameraden anschließt, und die Unvermeidlichkeit, mit der Lene in den Kreis der ausgehaltenen Frauen eingegliedert wird, besiegelt in Wahrheit ihre „Vertreibung aus dem Paradies.“ (80) Lenes Empfinden täuscht sie nicht.

Damit ist auch Lenes großer Traum: die ungeteilte Hingabe und die Entfaltung der schönsten Eigenschaften von Mann und Frau, ausgeträumt. Das Leben „mit seinem Ernst und seinen Ansprüchen“ (137), auf das sich Botho beruft, und das „Leid des Lebens“ (109), an dem Lene fast zugrunde geht, gewähren ihm keinen bleibenden Ort.

Auf den Erweis dieser Einsicht ist viel Sorgfalt verwandt, mehr noch auf ihre Folgen. Die Ehegeschichte, die in ungewohnter Weise der Liebesgeschichte hinzugefügt wird, bekundet ein starkes Interesse, es nicht mit dem Scheitern bewenden zu lassen und die tragische Begebenheit in eine illusionslose, mit tapferer oder resignierter Entsagung auf sich genommene Zukunft hinüberzuleiten. Der Preis ist hoch und wird nicht verschwiegen.

Von einer Ehegeschichte ist zu sprechen, weil Rienäcker und seine Frau den Vordergrund beherrschen und als Probanden für das Exempel dienen, das die Erzählung an Lene und Botho statuiert hat. Das weitere Schicksal der Leute aus der Gärtnerei läuft scheinbar nebenher, obgleich dort die stärkeren Erschütterungen stattfinden. An Rienäcker, der zum Rittmeister aufgerückt ist, bewahrheitet sich unterdessen offenbar Lenes aufrichtiger, doch zweideutiger Wunsch: „Ja, mein einziger Botho, du sollst glücklich sein, so glücklich, wie du's verdienst.“ (114) Die Jugend, Schönheit, Lebhaftigkeit seiner Frau, die er vielleicht sogar liebt, nehmen ihn in Anspruch und halten die Trübung begrenzt, die ihr unerntes Wesen und eine „Schwatzhaftigkeit“ (114) hervorrufen, aus der er ein „bloßes Gesellschafts-echo“ (133) heraushört. Käthe ist bis ins Detail als Lenes Gegenteil erdacht und deshalb angetan, ihn gelegentlich an sie zu erinnern, aber die Gegenwart behauptet ihr Recht. Zwei episodische Vorgänge vergleichsweise großen Umfangs werden arrangiert, um beide Frauen in ähnliche Distanz und Nähe zu Botho zu versetzen: während Käthe, der ihre Kinderlosigkeit wenig Kummer macht, dennoch nach Schlangenbad zur Kur geschickt wird, benutzt Gideon Franke die Gelegenheit zu seiner Rücksprache mit Botho. Falls den folgenden Ereignissen eine kathartische Funktion zugeordnet ist²², dann in sehr eingeschränktem Sinn. Nach Frankes Besuch ist Rienäcker wie benommen. „Wenn er sich, in der zwischenliegenden Zeit, des kleinen

Gärtnerhauses und seiner Insassen erinnert hatte, so hatte sich ihm selbstverständlich alles so vor die Seele gestellt, wie's einst gewesen war, und nun war alles anders, und er hatte sich in einer ganz neuen Welt zurechtzufinden: in dem Häuschen wohnten Fremde, wenn es überhaupt noch bewohnt war, auf dem Herde brannte kein Feuer mehr, wenigstens nicht tagaus, tagein, und Frau Nimptsch, die das Feuer gehütet hatte, war tot und lag draußen auf dem Jakobifriedhof.“ (140) Und Lene wird heiraten. Jetzt ist die Liebesgeschichte endgültig Vergangenheit, und mit der Droschkenfahrt zum Grabe der Frau Nimptsch, der er den versprochenen Immortellenkranz bringt, und der Verbrennung der Erinnerungsstücke, die er von Lene behalten hat, nimmt er das zweite Mal und endgültig Abschied. So weit kann er nun mit der Ruhe, die sein Wunsch ist, in die Zukunft seiner Ehe blicken. Rexin gibt ihm die Gelegenheit, sich auch zu bestätigen, daß er richtig gehandelt hat. Aber geholfen ist ihm nicht; das Gefühl bleibt souverän, er wird nicht frei sein, weil er es nicht will. (151) Auch Käthe kehrt verändert aus Schlangenbad zurück, verändert zwar nicht in ihrem Charakter und ihrer Unterhaltung, wie sie sich ausdrückt (160), wohl aber mit der Erfahrung versehen, daß Mr. Armstrong, schottischer Kolonialoffizier und „Kavalier comme il faut“ (63), ungleich besser als Botho mit ihrem Naturell harmoniert. Ihre Berichte und die versteckte Versuchungs-Symbolik, die sich mit Schlangenbad und Armstrong verbindet²³, verleihen dem kleinen Mißgeschick, das sie bei der Rückkehr in ihrer Wohnung empfängt, Bedeutung für beide Seiten. Als sie bemerkt, daß dem „Willkommen“, das etwas schief an einer Girlande hängt, ein „l“ fehlt, quittiert sie das mit der lachenden Bemerkung: „Willkommen. Aber bloß mit einem ‚l‘, will sagen nur halb. Ei, ei. Und ‚L‘ ist noch dazu der Liebesbuchstabe. Nun, du sollst auch alles nur halb haben.“ (161) In dieser auf geteilte Liebe gestellten Ehe besteht wenig Änderungsaussicht. Im Gegenteil: die Schlußszene repetiert den bekannten Vorgang, daß Käthe Botho an seine Vergangenheit erinnert, Sie hat in der Zeitung Lenes Hochzeitsanzeige entdeckt und mokiert sich über die Namen. Botho sucht seine Verlegenheit zu verbergen – Verlegenheit ist nach dem Glück das am häufigsten eingesetzte motivische Wort der Erzählung – und bemerkt: „Wast hast du nur gegen Gideon, Käthe? Gideon ist besser als Botho.“ (171)

Bothos letztes Wort läßt daran denken, daß er nach seinem Verständnis im Gegensatz zu Gideon Franke „aus Ordnung und guter Sitte“ (152) herausgetreten ist und bleibt, und führt zurück auf den Satz, durch den er seinerzeit der Trennung von Lene den sittlichen Nimbus verliehen hatte: „Ordnung ist Ehe.“ (98) Diese viel umstrittene Formel, die leicht vergessen läßt, daß es sich um die standesgemäße Verbindung handelt, vereint die Sinnggebung mit der Handlungsanweisung; sie funktioniert nicht für Botho allein, sondern auch für die Figuren neben ihm und verweist auf die Ambivalenz des Wertbewußtseins, das er mit den maßgebenden unter diesen teilt. Während die Ausdrucksweise wechselt, bleibt die Orientierung an Ordnung, Wahrheit, Pflicht, Recht, Sitte bestehen. Es sind Kriterien, die über die Grenzen der sozialen Lebensformen hinweg das Zusammenleben gewährleisten, aber zugleich die Respektierung der gegebenen Ver-

hältnisse voraussetzen und einschließen. Insofern bekräftigen sie das konforme Sozialverhalten, das sich im Verlauf der Begebenheit alternativlos durchsetzt. Sie passen zu dem Gesellschaftsbild der Erzählung, einer Ordnung, die als gegeben und stabil hingenommen wird. Hingegen rechnet man in „Stine“, dem schwächeren „Seitenstück“²⁴ zu „Irrungen, Wirrungen“, unter sonst ähnlichen Prämissen bereits mit dem großen Rad der Geschichte, das erneut in Umschwung geraten wird.

„Irrungen, Wirrungen“ kann ohne diese Überlegung auskommen. Die verborgene Hinfälligkeit des sozialen Gebäudes, worin das Leben weitergeht und der Einzelne sich einzurichten hat, ergibt sich hier in klassischer Einfachheit und Grundsätzlichkeit aus dem verhängnisvollen Gegensatz der gesellschaftlichen Rangordnung zur sittlichen Wertordnung, unter dem die besseren Naturen am meisten zu leiden haben. Für Botho und Lene als handelnde Figuren erbringen die Ehen, die sie eingehen, die gesellschaftliche Sicherstellung und eine ungewisse Chance zum kleinen Glück. Für das exemplarische Menschenpaar, als das sie in die Liebesgeschichte eingetreten sind, versagt diese Sinnggebung, und in der Spiegelungsbeziehung entwickeln die Eheschlüsse katastrophale Bedeutung. Die neuen Beziehungen zwischen Mann und Frau, die sich anbahnten, werden ersetzt durch Mißverhältnisse gewöhnlichster Art. Botho findet sich an die Verkörperung gerade jener Geselligkeitsform gefesselt, vor der er zu Lene geflüchtet war. Und die mit Natürlichkeit, Leidenschaft und einer „feine(n) Sinnlichkeit“ (77) begabte Lene gerät in die Arme eines gewiß ehrenwerten, ja liebevollen Fünfzigers, der sich religiösem Sektierertum hingibt. Die Verkümmernng, die ihnen bevorsteht, hat, als sie sich in diese Bindungen fügen, bereits begonnen.

„Viel Freud, viel Leid“, meint Rienäcker, als ihm etwas davon aufgeht. „Irrungen, Wirrungen. Das alte Lied.“ (150)

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane: Romane und Erzählungen. Berlin und Weimar 1969, Bd. 5. Irrungen, Wirrungen. Stine. Quitt. S. 529.
Die im Text in runden Klammern erscheinenden Zahlen verweisen auf die Seiten dieser Ausgabe der Erzählung, die von Jürgen Jahn besorgt wurde; ihre Anmerkungen unterrichten ausführlich über Entstehung und Resonanz. Weitere aufschlußreiche Materialien sind enthalten in: Erläuterungen und Dokumente. Theodor Fontane: Irrungen, Wirrungen, Hrsg. v. Frederick Betz. Stuttgart 1979 (Reclams Universal Bibliothek Nr. 8146 [2]). Dort sowie bei Charlotte Jolles: Theodor Fontane. 3., durchgesehene u. ergänzte Auflage. Stuttgart 1983 (Sammlung Metzler M 114) ist auch die umfangreiche Forschungsliteratur nachgewiesen. Die vorliegende Interpretation weiß sich in Zustimmung und Widerspruch zahlreichen Vorleistungen verpflichtet, die im gegebenen Rahmen nicht alle genannt werden können.
- 2 An Wilhelm Friedrich, 5. November 1882. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt u. erläutert v. Gotthard Erler. Berlin u. Weimar 1968. Bd. 2, S. 87.
- 3 An den Verlag Salo Schottländer, 11. September 1881. Dichter über ihre Dichtungen. Bd. 12/II. Theodor Fontane. München 1973. Hrsg. v. Richard Brinkmann in Zusammenarbeit mit Waltraud Wiethölter, Bd. 2, S. 266.
- 4 In der historischen Novelle „Schach von Wuthenow“ mochte er sich dazu nicht verstehen und begnügte sich mit dem Fingerzeig auf die „Zeit des Regiments Gensdarmes“ im Untertitel.
- 5 Zum Wortgebrauch vgl. Fontanes ironische Anspielung auf die Mißfallensäußerungen, mit denen „Irrungen, Wirrungen“ beim Vorabdruck zum Teil aufgenommen wurde, in seinem Brief an Ludwig Pietsch, 10. Februar 1888: „Wenn ihre Güte Veranlassung nehmen wollte, der Welt zu versichern, daß der Roman selbst nicht zu den großen ‚Irrungen‘ zählt und jedenfalls nicht die Absicht hatte, die

- „Wirrungen“ auf dem Gebiete der Sittlichkeit zu vergrößern (eher das Gegenteil), so würde ich Ihnen zu erneutem Dank verpflichtet sein.“ Briefe in zwei Bänden (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 180. In seiner Besprechung, die am 5. Mai in der Schlesischen Zeitung erschien, erklärte Pietsch den Titel seinerseits: „Seine (des Romans P. W.) wesentlichere Besonderheit liegt in der ganz ungewöhnlichen Art, in welcher die Handlung sich schließlich entwickelt, die Irrungen sich rächen, die Wirrungen sich lösen.“ In: Erläuterungen und Dokumente (wie Anm. 1), S. 98.
- 6 An Friedrich Stephany, 13. Juli 1887: „Roman“ sagt gar nichts und „Berliner Roman“ ist schrecklich und schon halb in Mißkredit. „Eine Berliner Alltagsgeschichte“ ist, glaub’ ich, nicht übel, aber man könnte es nur dem 1. Kapitel vordrucken und dann in der Folge gar keine weitere Bezeichnung. Wiederholt man diese Bezeichnung nämlich, so wirkt sie höchst präventios.“ Dichter über ihre Dichtungen (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 362. Fontane machte sich eine Formulierung zunutze, die er für „Cécile“ nicht gelten ließ: „Cécile“ sei doch mehr als eine Alltagsgeschichte, erwiderte er Schlenther auf eine Rezension. An Paul Schlenther, 2. Juni 1887. Briefe in zwei Bänden (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 159.
 - 7 An Georg Friedlaender, 3. Juli 1894. Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. u. erläutert v. Kurt Schreinert. Heidelberg 1954, S. 260.
 - 8 Gerhard Friedrich: Die Frage nach dem Glück in Fontanes „Irrungen, Wirrungen“. In: Der Deutschunterricht 11, 1959, H. 4, S. 76–87.
 - 9 Vgl. Richard Brinkmann: Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. München 1967, S. 75.
 - 10 Dazu Monika Strzeletz: Poesie und Realismus. Un vielleicht is es eine Prinzessin oder so was. Über die Bewahrung und Zerstörung von Ideal und Illusion in Fontanes Gesellschaftsroman. In: Theodor Fontane. Dichtung und Wirklichkeit. Ausstellung vom 5. September bis 8. November 1981. Hrsg. v. Verein zur Erforschung und Darstellung der Geschichte Kreuzbergs e. V. und dem Kunstamt Kreuzberg. Berlin (West) 1981. S. 225–232.
 - 11 „Da sich gar manches unserer Erfahrung nicht rund aussprechen und direct mittheilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenüber gestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde Gebilde den geheimen Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.“ An Carl Ludwig Iken, 27. September 1827. Goethes Werke. Hrsg. i. Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abt. Bd. 43, Weimar 1908, S. 83. Den Sachverhalt bemerkt und benennt, ohne auf Goethe Bezug zu nehmen, Walter Killy: Romane des 19. Jahrhunderts. Wirklichkeit und Kunstcharakter. München 1963, S. 201. Der Ausdruck „Spiegelung“ ist in der Fontane-Literatur öfters anzutreffen.
 - 12 Wie Anm. 3.
 - 13 An Emil Dominik, 14. Juli 1887. Briefe in zwei Bänden (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 167.
 - 14 Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. 2., durchgesehene Auflage. Stuttgart 1980, S. 311 f.
 - 15 Vgl. Peter Demetz: Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen. München 1964. S. 116–118 (Literatur als Kunst).
 - 16 Dazu Walter Killy (wie Anm. 11) S. 195–198, und Klaus R. Scherpe: Fontanes künstlerisches Regiment gegen das Preußentum. In: Denkmalsbesetzung. Preußen wird aufgelöst. Berlin (West) 1982. S. 186–199.
 - 17 Wladimir Iljitsch Lenin: Das Agrarprogramm der Sozialdemokratie in der ersten russischen Revolution von 1905 bis 1907. Werke Bd. 13. Berlin 1963, S. 236.
 - 18 Peter Demetz (wie Anm. 15) S. 150–151 und Klaus R. Scherpe (wie Anm. 16) S. 191. Eine zusammenfassende Erörterung der Arbeitsproblematik gibt Peter Uwe Hohendahl: Soziale Rolle und individuelle Freiheit. Zur Kritik des bürgerlichen Arbeitsbegriffs in Fontanes Gesellschaftsromanen. In: Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Reinhold Grimm u. Jost Hermand. Königstein/Ts. S. 74–101 (Athenäum-Taschenbücher Literaturwissenschaft). Die in vieler Hinsicht aufschlußreiche Studie verharret, wo sie auf Bild und Funktion der Arbeit in „Irrungen, Wirrungen“ eingeht (S. 93–95), ebenfalls auf der hier in Frage gestellten Position.
 - 19 Franz Mehring, der in „Kapital und Presse“ diesen Kontext zugrunde legt, sieht das ganz richtig. So wenig seiner Interpretation und Verurteilung zu folgen ist, so wenig bedarf sein lehrreicher Fehlgriff einer Entschuldigung.
 - 20 An Carl Robert Lessing, 8. Juni 1896. Briefe in zwei Bänden (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 398.
 - 21 Paul Schlenther nennt Lene in seiner Würdigung des Werks, die Fontane mit Genugtuung aufnahm, das „Volksmädchen“. In: Erläuterungen und Dokumente (wie Anm. 1) S. 91. Fontane selbst spricht in Bezug auf „Irrungen, Wirrungen“ und „Stine“ von „Gestalten aus dem Berliner Volksleben“. An Georg Friedlaender, 2. Mai 1890. Briefe an Georg Friedlaender (wie Anm. 7) S. 127.

- 22 Vgl. Christian Grawe: Käthe von Sellenthins „Irrungen, Wirrungen“, Anmerkungen zu einer Gestalt in Fontanes gleichnamigem Roman. In: Fontane-Blätter Bd. 5, 1982, H. 1, S. 84–100.
- 23 Wie Anm. 22.
- 24 An Friz Mauthner, 12. Juli 1889. Frederick Betz, Jörg Thunecke: Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. In: Fontane-Blätter Bd. 5, 1984, H. 2, S. 517.

Otfried Keiler (Potsdam)

Fontane-Kolloquium in Bad Homburg (1984)

Unter der Leitung von Walter Müller-Seidel (München) fand in den Räumen und mit Unterstützung der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg ein Kolloquium mit dem Thema statt:

Theodor Fontane – Unerledigte Probleme der Forschung.

Teilnehmer aus 9 europäischen Ländern hatten zu 6 Themenkreisen Beiträge gemeldet, die wie folgt angeordnet wurden:

I. Theodor Fontane – Das Textcorpus der Werke und der Briefe

Einführung und Leitung: Walter Müller-Seidel (München)

1. *Probleme der Überlieferung und der Edition*

Charlotte Jolles (London):

Fontanes brieflicher Nachlaß. Bestand und Edition

Gotthard Erler (Berlin/Weimar):

Fontane im Aufbau-Verlag. Bilanz und Perspektive

2. *Aspekte der Romankunst*

Otfried Keiler (Potsdam):

„Vor dem Sturm“. Textüberlieferung und historische Philologie

Francis M. Subiotto (Birmingham):

Das Phänomen Brief in „Cécile“

II. Krankheit und Medizin im literarischen Text

Einführung und Leitung: Tomas Anz (München)

1. Bernhard Knick (Wiesbaden):

Heilkunst und Ärzte im erzählerischen Werk Theodor Fontanes

2. Karla Müller (München):

„Schloßmalaria“. Zum gesellschaftlichen Sinn der Krankheitsmotivik in Fontanes „Unwiederbringlich“

3. Horst Thomé (Kiel):

Preußische Melancholie. Zum Verhältnis von Politik und psychischer Krankheit in Fontanes „Unwiederbringlich“

4. Renate Böschstein (Genf):
Fontanes Symbolisierungs- und Anspielungstechnik (erläutert am Beispiel des Romans „Unwiederbringlich“).
Anmerkungen zu einer Kontroverse.

III. Ideologiekritische Aspekte. Strömungen und Tendenzen im Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts

Einführung und Leitung: Hubert Ohl (Münster)

1. Bettina Plett (Köln):
„Geist und Ungeist“ der Klassikerrezeption im deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts und ihre Reflexe im Werk Fontanes
2. Beatrix Kampel (Graz):
Theater/Ideologie. Zur Theaterthematik in der Erzählprosa Fontanes und in der Novellistik der „Gartenlaube“
3. Hans Otto Horch (Aachen):
Wider die Fäselei vom „Neuen Evangelium“. Anmerkungen zu Fontanes Kritik an Wagner und dem Wagner-Kult
4. Öffentlicher Abendvortrag in Bad Homburg
Einführung: Konrad von Krosigk (Bad Homburg)
Dieter Borchmeyer (München):
Schopenhauer, Wagner, Nietzsche; Fontane und das Dreigestirn des 19. Jahrhunderts

IV. Spätrealismus und Antisemitismus

Einführung und Leitung: Viktor Žmegač (Zagreb)

1. Horst Denkler (Berlin):
Antisemitismus bei Raabe?
2. Jost Schillemeit (Braunschweig):
Judentum und Gesellschaft als Thema Fontanes

V. Krieg und Literatur in der Zeit Bismarcks

Einführung und Leitung: Renate Böschstein (Genf)

1. René Cheval (Besançon):
Fontane in Besançon
2. Swen-Aage Jørgensen (Kopenhagen):
Fontane und der Schleswig-Holsteinische Krieg
3. Gerhard Friedrich (Heidelberg):
Fontanes Militarismus
4. Hugo Aust (Köln):
Zum Sprachstil in den Kriegsbüchern Fontanes

VI. Spätwerk und Altersstil

Einführung und Leitung: Walter Müller-Seidel (München)

1. Eda Sagarra (Dublin):
„Der Stechlin“ als Auseinandersetzung mit den langfristigen politischen und sozialen Veränderungen Deutschlands in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts
2. Karl Richter (Saarbrücken):
Zeiterfahrung in Fontanes später Lyrik
3. Ingrid Mittenzwei (Frankfurt):
Spielraum für Nuancierungen. Zu Fontanes Altersbriefen
4. Walter Müller-Seidel (München): Schlußwort.

Der wissenschaftliche Ertrag der Tagung kann hier nicht annähernd aufgelistet werden. Wenn die Beiträge gedruckt vorliegen, wird die Dokumentation in den „Fontane-Blättern“ rezensiert werden. Dennoch soll versucht werden, einige Höhepunkte der Debatte zu kennzeichnen und damit Interesse für die aufgeworfenen Fragen zu wecken. Alle (auch die nicht hervorgehobenen Beiträge) stifteten ein ausgesprochen produktives Klima, in dem Nebeneinandergestelltes für die Anwesenden mehr als die Summe der Teile ergab. (Daran hat auch die Leitung des Hauses insofern Anteil, als sie den Rahmen dafür schuf, daß die Debatten über das Programm hinaus bis Mitternacht ausgedehnt werden konnten.)

I. Probleme der Überlieferung und Edition

Innerhalb dieses Komplexes dominierte der Arbeitsbericht von Charlotte Jolles. Etwa 7000 Briefe sind ermittelt und verzeichnet, und gute internationale Zusammenarbeit (woran die DDR beteiligt ist) läßt hoffen, daß das Verzeichnis bald abgeschlossen und gedruckt werden kann.

Es wäre dies nicht nur die Basis für jede weitere Briefausgabe. Mit dieser Art Findbuch könnte der Zersplitterung des Nachlasses wissenschaftlich begegnet werden, und – wenn auch nicht als nächster Schritt – eine Gesamtausgabe der Fontane-Briefe rückt damit doch in den Bereich des Möglichen. Bedenkt man, wie unbefriedigend die Lage für den Leser ist (was K. v. Krosigk anschaulich demonstrierte), so sollten sich alle an der Suche weiterer Briefe beteiligen: private Sammler, Bibliotheken und Archive, Wissenschaftler und Liebhaber. Wir sind für jeden Hinweis dankbar.

Gerade die zauberhaften literarischen Briefe des Dichters erfreuen sich wachsender Resonanz und treten immer mehr neben das Prosawerk und die späte Lyrik des Dichters. Unter diesem Rezeptionsaspekt (konkrete Projekte der Edition können hier nicht aufgezählt werden) wurden die akribischen Daten der englischen Forscherin durch den Verleger G. Erler vom Aufbau-Verlag (Berlin und Weimar) interessant ergänzt. Gründe für die steigende Nachfrage und Aktualität Fontanes in der DDR wurden

erörtert, verlegerische Projekte damit umfassend gesellschaftlich eingebettet. Der Wunsch nach ähnlichen Darstellungen für andere Länder wurde laut.

II. Krankheit und Medizin im literarischen Text

Interdisziplinär war dieses Thema dadurch besetzt, daß ein Arzt und Medizin-Historiker (B. Knick) einleitete und damit das Thema von vornherein aus der dünnen Luft innerliterarischer Deutungen befreite.

Fontanes kritisches Verhältnis zur Schulmedizin rückte in größere Zusammenhänge, die (wie seine Texte) Gegenstand mehrerer Disziplinen, nicht zuletzt auch aktueller Fragen aus sozialemethischer Sicht, werden. Dieser Neuansatz birgt methodische Probleme, weil z. B. Fontanes „Frauenkrankheiten“ nicht unabhängig vom Medium literarischer Gestaltung betrachtet werden dürfen.

Wie also gewinnt man solche Diagnosen? Nimmt man die Arztfiguren in seinen Romanen und die Biographie als Apotheker hinzu, so ist saubere Trennung der Ebenen (nahe personelle und weite gesellschaftliche durchdringen sich) besonders geboten.

„Unwiederbringlich“ erwies sich als besonders ergiebig bei so komplexer Befragung; aber eben auch schwierig da, wo die vermittelnden Ebenen ineinander übergehen. Von der zeitgenössischen Psychiatrie (dem Krankheitsbild „Melancholie“) über direkt politische Bezüge (Preußen und Dänemark) bis zu den biographischen Kontexten (Herrnhut-Problematik) reichten die Überlegungen. Was dem einzelnen Referenten oft nicht ganz gelang, machte das Ganze sichtbar.

So wird es das DDR-Fernsehen, das den Stoff jetzt verfilmt, schwer haben, die Vielfalt der Bezüge sichtbar zu machen. Erfreulich, daß die Filmemacher am Dialog interessiert sind. Neue Bildlösungen können andererseits die Lesearten des Textes für die Wissenschaft bereichern.

III. Ideologiekritische Aspekte. Strömungen und Tendenzen

Die Einzelthemen innerhalb dieses Komplexes tendierten nicht alle zur Synthese. Dennoch wurden die über Fontane hinausweisenden Aspekte für die Forschung nutzbar.

Die „Ambivalenz bürgerlicher Klassikbewertung“ liegt wohl zunächst in ihrem Wesen: Erbe wird da für neue Bedingungen nach der Entstehung des Kaiserreiches gesichtet. Man weiß um Schillers Integration als patriotischer Dichter und daß Büchmanns gesammelte Zitate mehr und mehr die Lektüre von Goethes gesammelten Werken ersetzte.

Fontanes Rezensionen der „Räuber“ oder der „Iphigenie“ etwa offenbaren in diesem Lichte das Allgemeine und das Besondere. Gegen Heroenkult gerichtet, halfen sie dem Dichter, das eigene Programm auszubilden, werden Klassikerzitate zur Kennzeichnung von „Redensartlichkeit“ (in „Frau Jenny Treibel“) oder überholten Lebensformen (z. B. als „Faust“-Persiflage im „Stechlin“) eingesetzt.

Wie B. Plett konnte auch B. Kappel zeigen, daß solche Zitate (hier umfassend als Anleihe verstanden) der Figurencharakteristik im eigenen Werk dienen. Die meisten Autoren der „Gartenlaube“ seien anders verfahren.

Mit Recht verwies die Diskussion darauf, daß auch F. Autor dieser Zeitschrift war. Wie in einigen neueren Arbeiten bereits gezeigt (H. J. Koniczny, Kl.-P. Schuster, Fr. Betz), ist von solchen Punkten aus die wertvolle Frage zu gewinnen, wie sich F. aus den Konventionen der Trivialliteratur löst, indem (und obwohl) er sich ihrer bedient.

Das von jungen Kollegen beeindruckend dargestellte Material enthielt gute Möglichkeiten für diese Dialektik von Konvention und Originalität. Im vorliegenden Heft (39) zeigt P. Wruck, wie solche Zusammenhänge funktionieren.

H. O. Horch setzte bei Fontanes Besuch in Bayreuth im Juli 1889 an. Er überblickte Prosa- und Briefwerk des Dichters gleichermaßen und führte zu den historischen Momenten eines Anverwandlungsprozesses, der bis heute nicht differenziert ausgearbeitet ist. Mit Recht wandte er sich gegen die Erledigung des Themas mit der schematischen Entgegensetzung von Wagner und Fontane, die gleichwohl Antipoden waren (s. Reuter). Aber die sehr offene, sehr wache Haltung Fontanes (der sich gegen den Wagner-Kult wandte) gegenüber den künstlerischen Themen und Lösungen des als Mensch abgelehnten „genius crepitus“ (Genie der Blähung) ist damit nicht erfaßt und verengt die Tiefendimension solcher Prozesse von Anziehung und Abstoßung.

Mit Thomas Mann (und H. Eilert) zog Horch interessante Vergleiche, so zwischen „Tristan und Isolde“ und „L'Adultera“ – deckte er die Funktion des Zitats in „Effi Briest“ und „Der Stechlin“ auf.

Als Fontane die Textbücher der Ring-Tetralogie studiert, entstehen weitere Melusinen-Entwürfe. Mit Bezugnahme auf Feuerbach und Schopenhauer rückt das Verhältnis von überliefertem Mythos und gegenwärtigen Tendenzen in Fontanes Gesichtskreis; zu einer Zeit, als seine Berliner Romane so eindeutig von sozialer Realität der Gegenwart bestimmt werden. Hubert Ohls schöner Aufsatz von 1979 ist m. E. grundlegend zu dieser Frage. Man lese das Fragment der „Oceane von Parceval“ wieder, um zu verstehen, wie F. bemüht ist, eine Synthese zu finden für seine Melusinen. Die Leser unserer Zeitschrift können Horchs Beitrag im nächsten Heft lesen.

D. Borchmeiers Abenvortrag schloß sehr eng an die diese Materialien an, dehnte den Blick auf Nietzsche kenntnisreich aus, wodurch m. E. die Fontane-Bezüge nicht unbedingt schärfer gerieten.

IV. Spätrealismus und Antisemitismus

Thema 4 mußte als ausgesprochen „heißes Eisen“ gelten. Es ist V. Žmegač zu danken, daß die Diskussion weder im Raum unverbindlicher Ansichten, noch dem belasteten (wenn auch sehr verständlichen) Klima der ersten Nachkriegsjahrzehnte verhaftet blieb.

Antifaschistisches Engagement stand nicht in Frage in dieser Runde, weil Texte Geschichte aufsaugen und auch Fontanes Äußerungen über Juden seit Auschwitz nicht mehr ohne Unschuld gelesen werden können (so Žmegač). Historische Disziplin und methodisches Differenzierungsvermögen wurden verlangt und – welche Sternstunde! – von H. Denkler und J. Schillemeit überzeugend vorgeführt.

Auch D. Borchmeier, Th. Anz und H.-O. Horch wußten anregend zur Geschichte des Antisemitismus beizutragen, so daß Zeittypisches und Besonderheiten bei Fontane in Beziehung gesetzt werden konnten – in einem ersten Aufriß gewissermaßen (wenn man die Arbeiten Paulsens, die bekannt waren, einmal vernachlässigt). Der Vergleich mit Raabe, besonders aber der Längsschnitt durch Fontanes Werk (und damit historische Differenzierung) förderte fruchtbare Fragen zutage.

„Sonderbar, die Juden bei uns thuen die deutsche Kulturarbeit und die Deutschen leisten als Gegengabe den Antisemitismus“ zitiert F. einen Gesprächspartner (an Friedlaender, 4. 10. 1891) und fügt hinzu: „Kolossal richtig, leider die erste Hälfte noch richtiger als die zweite.“

Es gibt andere (negative) Urteile bei Fontane, die nicht die historische Dimension einer Umschau zwischen Adel und Bourgeoisie besitzen, aber gerade in diesem Kontext gewinnt das Thema an Bedeutung: als Teil Fontanescher Gesellschaftsanalyse (vermittelt durch eine Fülle persönlicher Beziehungen).

Mit zum Teil unveröffentlichtem Material (Aufsätzen zu Fragen von Judentum und Gesellschaft) konnte J. Schillemeit überraschende Fragen aufwerfen.

In dem Maße, in dem F. das kulturelle (und wohl auch historische) Versagen des Adels konstatiert, eine „aristokratische Lebensform“ dennoch suchend bejaht, bewegen ihn Widersprüche, die produktiv ins Vor- bzw. Umfeld des Spätwerkes führen. Immer wieder von der Frage (zukünftiger) neuer Entwicklungen bewegt, beobachtet F. auch die Grenzen jener kulturellen Kräfte im damaligen Berlin. Die Geschichte der Fortschrittspartei und die Differenzierung der liberalen Opposition nach 1866 müßte hinzugenommen werden, um F.'s Suche einzubetten.

Solche und andere Anregungen vermittelte die Diskussion (H. Denkler stellte J. Sch. Material zu Raabe, Freytag, Auerbach, Fr. Reuter und J. Jacoby zur Verfügung) – Zusammenarbeit bahnte sich an und lenkt unser Interesse auch bei diesem Thema auf die zeitgeschichtlichen personellen und institutionellen Vermittlungen (vgl. „Fontane-Blätter“, Heft 38/1984, S. 616 ff.). Das nächste Konferenzprojekt lautet „Fontane im literarischen Leben seiner Zeit“ (Potsdam, 1986).

V. Krieg und Literatur

M. E. blieb innerhalb dieser Gruppe von Beiträgen am meisten offen. Das entspricht durchaus dem Thema der Tagung, ist aber auch durch die Forschungslage und (mit Ausnahme des französischen Beitrages) durch die Materiallage bedingt. Fontanes Kriegsbücher sind zu wenig behandelt,

Vorstufen (oft auf den Rückseiten anderer Manuskripte erhalten) nicht untersucht.

Auf der gesicherten Basis des im Schillerjahrbuch (1983) publizierten Materials ging R. Cheval der Frage nach, ob F. in der Gefangenschaft einen Prozeß bekommen habe und wie er der Lebensgefahr entronnen sein könnte. Die wiederentdeckten Briefe lassen da manches offen. Weiterführende Materialien aus dem Fontane-Archiv, die zu diesem Briefwechsel gehören, werden dem Referenten zur Verfügung gestellt, der seinerseits dem Archiv Kopien übereignete.

Sicher wenig bekannte neue Lichter setzte Sven Aage Jørgensen in der Debatte um Fontanes erstes Kriegsbuch dadurch, daß er Kriegsziele, Taktiken und Ergebnisse der Darstellung bei F. aus der Sicht dänischer Nationalgeschichte beleuchtete.

Da lesen sich denn manche Passagen (z. B. das Schlußwort) beklemmend nationalistisch. Aber auch in diesem Text gibt es Übergänge, die der Wertung harren. Als Ganzes ist dieser Corpus (mit ca. 4 500 Druckseiten) weder von der Militärgeschichte noch von der Philologie untersucht worden. Um so verdienstvoller muß H. Austs Versuch bewertet werden, den „Freund-Feind-Beziehungen“ im Text nachzuspüren. Ob sich die „Entsubjektivierung des Tötens“ (die sicher auch für ähnliche Werke gilt) mit philologischen Mitteln, innertextuell, aufklären läßt, muß offen bleiben, wird am Ende im Vergleich mit anderen Untersuchungen zu klären sein. Das gilt auch für G. Friedrichs Versuch. Der Bezug auf den ganzen F. erst könnte das so formulierte Thema stützen oder widerlegen (Fontanes Militarismus).

Ein profunder Kenner der Texte meldete sich zu Wort, und ihm werden diese Anmerkungen schon darum nicht gerecht, weil das Manuskript, aus dem vorgetragen wurde, an 100 Seiten umfaßt. Das Soldatische (so Friedrichs Grundthese) bleibt ein Teil des Wesens von Fontane – der seine Kriegsbücher alle noch vor jener großen Krise und Erschütterung seines Verhältnisses zum Kaiser geschrieben habe (1876). Das stimmt, übersieht aber vielleicht doch Entwicklungen seit 1870 (man lese z. B. die bitteren Anmerkungen F.s anlässlich der Beerdigung von G. Hesekeel 1874), auch andere Texte, die nicht alle aus dem Bewußtsein geschrieben sind, „Spezialhistoriograph“ des Königshauses zu sein. Es will nur z. T. einleuchten, daß F. Wilhelm II. gelobt habe, um Wilhelm I. zu kritisieren (man denke an die Dialektik der Feldherrenballaden; vgl. Fontane-Blätter, Heft 35, S. 347–360).

Aber die spätere Militarismus-Kritik muß ebenso hinzugedacht werden wie die frühe Distanz gegenüber den Kriegen, die mit der Gefangenschaft, aber auch den schon erwähnten „Übergängen“ zusammenhängen. Es ist ein Verdienst dieses Beitrages, eine Schlüsselerklärung für die lebenslange Bindung Fontanes an Militär und Ordnung, Kriegsgeschichte und Stellung der Hohenzollern im Staat praktiziert zu haben. Aber dieser biographische Aspekt zwingt zur Beschränkung, wo dies nur bedingt möglich ist (das jüngste Buch von J. Osborne zeigt es; vgl. „Fontane-Blätter“ H. 37, S. 421–435).

VI. Spätwerk und Altersstil

Zur „Stechlin“-Interpretation (man denke an die jüngsten Arbeiten von Ch. Jolles, Kl. R. Scherpe, J. Müller, G. W. Field) trug E. Sagarra aus speziellem Blickwinkel bei.

Mit Nachdruck verwies sie auf Geschichtsbezüge, ohne die Textstrukturen im einzelnen dazu in Beziehung zu setzen. Preußen zwischen England und Rußland, Arbeiterklasse und Sozialdemokratie, Adel und Bourgeoisie unter den Bedingungen der neuen kapitalistischen Entwicklung nach 1871 und deren Verhältnis zu Staat, Bismarck, den Nationalliberalen, aber auch „gouvernementalen Feudalen“ rückten ins Zentrum. Hier wurde wertvolles Wissen ins Blickfeld gerückt, ohne das künftige Interpretationen des Textes schwerlich auskommen werden.

K. Richters subtile Gedichtanalysen haben die Neubewertung der späten Lyrik Fontanes eingeleitet (vgl. „Fontane-Blätter“, H. 35, S. 339–347).

Einzelne Beobachtungen an Glanzstücken dieser verbummelten Altersweisheit sind nun zusammengefaßt worden und bilden in dieser Kennzeichnung die einzige auch historische Wegleitung für Editoren und Kommentatoren (im Aufbau-Verlag wird die erste Gesamtausgabe aller lyrischen Texte vorbereitet). Der Beitrag ist in diesem Heft 39 abgedruckt.

Und erneut bewährte sich die kluge Anordnung der Beiträge (Konzeption: Walter Müller-Seidel), als nämlich I. Mittenzwei von anderem Material her über den Altersstil (der Briefe) vortrug. Sprachlich war dies einer der geschliffensten Vorträge.

Indem die Referentin die Altersbriefe (etwa 1500 aus den Jahren 1880 bis 1890) eine Form zwischen Essay und Gespräch nannte, führte sie an diesen Texten die für Fontane bezeichnende Öffnung des ganz Privaten ins Allgemeine und historisch Bedeutsame vor, ohne daß diese Texte darum den Zauber des Einmaligen verlören. Außer Frage steht, daß dies eine Kunstleistung von hohem Rang darstellt.

Kurz zuvor war ähnliches von K. Richter gezeigt worden: Der monologische Charakter der Alterslyrik birgt (indirekt) vielfache dialogische Momente – als Angebot für den Leser.

Indem vordergründige Altersresignation thematisiert wird (Abstand von der Gegenwart) entstehen „Spielräume für Nuancierungen“ – öffnen sich Gedicht und Briefe für Zeiterfahrung und Weltgeschichte. Betonte Subjektivität transportiert betonte Wahrhaftigkeit. Gibt sich diese als Suche (I. M. zeigte, daß viele Briefe Briefe über Gespräche sind), wird nicht nur der diskursive Erzählstil der späten Romane vordisponiert – der Vergleich ermöglicht es auch, das Existentielle dieser Kunstform zu erkennen, das als Ganzes eine unverwechselbare Autobiographie eigenen Stils bildet.

Fontane hat andere autobiographische Texte verfaßt (vgl. die Ausgabe des Aufbau-Verlages, Berlin und Weimar 1983, 3 Bde). Er hat darüber hinaus Tagebücher geschrieben und Notizbücher (die vieles enthalten: Daten und Briefentwürfe, Notate zu „Wanderungen“ mit Skizzen, Vor- und Zwischenstufen des Erzählwerkes, Betrachtungen über Kunstaustellungen, Theater, einzelne Zeitgenossen).

Keine der anderen Formen jedoch atmet diesen besonderen Geist der Verständigung, des Gespräches, der bis ins Sententielle gehobenen authentischen Aussage. Diese Autobiographie in Briefen aber harrt der vollständigen Erschließung – bleibt ein Desiderat der Forschung. Damit schloß sich der Kreis der Themen vom ersten zum letzten Tag und öffnete sich der Horizont für vordringliche Aufgaben, zu denen auch die Erschließung der Werkhandschriften gehört (obwohl gedruckt, gestatten ihre Arbeitsspuren die Darstellung des Werkprozesses, der Entstehung, tragen sie zur Künstler-Biographie bei).

Noch acht Tage vor seinem Tode schrieb Fontane täglich bis zu sieben Briefen. Könnten als Vorstufen zur Gesamtausgabe jetzt weitere Einzelausgaben folgen (mit Briefen an Witte, Eggers, v. Decker, Brahm, J. Morris, Wolfsohn, Stephany, C. R. Lessing, Schlenther, Merckel oder E. Engel) – so reduzierte sich manche „offene Frage der Forschung“. Mehrere der genannten Projekte sind in Arbeit.

Selbst eine auf wenige Jahrzehnte beschränkte Ausgabe der Briefe Theodor Fontanes an seine Frau und der Antwortbriefe seiner Frau wäre ein wichtiger Fortschritt – für alle Teildisziplinen der Erforschung von Leben und Werk. Nicht zuletzt auch für den Liebhaber, den Leser, den eigentlichen Adressaten unserer Arbeit.

Herzlich sei abschließend den Veranstaltern für dieses Forum gedankt – dessen gedruckter Ertrag unseren Lesern schon heute empfohlen sei.

Charlotte Jolles: Theodor Fontane. 3., durchgesehene und ergänzte Aufl. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1983. XIII, 165 S. (Sammlung Metzler. M 114.)

[Rez. Joachim Krueger, Berlin]

Jeder, der sich mit Fontane beschäftigt, wird dieses Nachschlagewerk zu schätzen wissen. So schmal es, verglichen mit anderen Werken, die wir oft zu Rate ziehen, auch sein mag, man kann den Wert des Buches gar nicht hoch genug veranschlagen. Es zeichnet sich durch drei Hauptvorteile aus. Zum einen ist es von einer vorzüglichen Kennerin der Materie geschrieben, zum anderen kann man der Darstellung, die Charlotte Jolles bietet, hervorragende Übersichtlichkeit und eine dankenswerte Beschränkung auf das Wichtigste und Wesentlichste nachrühmen. Man weiß, daß das eine Kunst ist. So erlaubt das Buch denn einen raschen Zugriff zu dem grundlegenden Wissen über Fontane, sein Werk und seine Welt. Daß es nun schon in dritter Auflage erschienen ist, beweist, daß es sich bewährt hat.

Verglichen mit der zweiten Auflage, ist der Aufbau des Buches in der dritten Auflage derselbe geblieben, auch ist der Text nur stellenweise verändert worden. Nach wie vor besteht der Inhalt hauptsächlich aus einem

komprimierten Überblick über das Leben und Schaffen Fontanes, einem Forschungsbericht und einer Auswahlbibliographie der Primär- und Sekundärliteratur. Doch ist der Umfang gewachsen. Statt der 138 Seiten, die die zweite Auflage hatte, sind es nun 165 Seiten. Auch kam ein Vorwort neu hinzu. Die Erweiterung des Hauptteiles ist wohl vor allem darauf zurückzuführen, daß die Bibliographie mehr Raum einnimmt. Ein Blick in die Verzeichnisse der Sekundärliteratur z. B. zu den Romanen und Erzählungen Fontanes zeigt, welche eine Menge von neuen Arbeiten seit dem Erscheinen der zweiten Auflage dieser Schrift (1976) herausgekommen ist. An der Spitze steht dabei die Literatur zu „Effi Briest“, mit der sich zwischen 1976 und 1983 insgesamt 37 Bücher und Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken befaßten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Verfasserin sicher eine Auswahl getroffen hat, es also noch andere Arbeiten zum Thema gibt, die hier nicht genannt sind. Ein wenn auch nicht so starkes, aber ebenfalls beachtliches Interesse hat die Forschung ferner den Romanen „Irrungen, Wirrungen“ und „Der Stechlin“ zugewandt. Im ganzen hatte die Verfasserin in der dritten Auflage an die vierhundert neue Titel zu verzeichnen, die in der Zeit von Anfang 1976 bis Anfang 1983 erschienen sind. Mit Recht weist also Charlotte Jolles die gelegentlich zu hörende Vermutung, die Fontane-Renaissance sei „im Abflauen begriffen oder gar vorüber“, zurück und stellt fest, „Dies ist keineswegs der Fall“ (S. X).

Wir möchten hier auf das Vorwort zur dritten Auflage aufmerksam machen. Darin geht Charlotte Jolles auf einige Tendenzen der neuesten Fontane-Rezeption und Fontane-Forschung ein, die zweifellos von hohem Interesse sind. Die Verfasserin läßt Umfang und Hauptrichtung deutlich werden.

Eine bedeutende Erweiterung der Wirkung Fontanes verdanken wir den audiovisuellen Medien. „Die Fontane-Renaissance“, schreibt Charlotte Jolles, „die im wissenschaftlichen Bereich eingesetzt hatte, ist nicht ohne Einfluß auf Rundfunk, Fernsehen und Film geblieben, die dem Dichter eine weitere Anhängerschaft und einen größeren Leserkreis und sogar eine gewisse Massenwirkung verschaffen.“ (S. X)

Ferner haben die Übersetzungen der Werke Fontanes zugenommen. Es sei „jedoch noch lange nicht Fontanes ganzes Romanwerk im Ausland bekannt“, und die Verbreitung seiner Werke lasse sich „keineswegs mit der anderer europäischer Romanciers des 19. Jahrhunderts vergleichen oder etwa der Thomas Manns“ (S. X).

Was die Forschung betrifft, so stellt Charlotte Jolles fest, daß man sich mehr mit dem Werk, weniger mit der Persönlichkeit und dem „durchaus komplexen Charakter“ des Dichters befaßt hat. Auch werde „die Persönlichkeit Fontanes ... immer noch zu undifferenziert gesehen“ (S. XI). Neue Aufschlüsse in dieser Hinsicht könnten u. a. Untersuchungen über das Verhältnis Fontanes zu seinen Freunden erbringen.

Andrerseits rückt neuerdings „die Analyse der literarischen Vermittlungsprozesse ... immer mehr ins Zentrum literarhistorischer Arbeit“. Nicht nur, daß der Briefwechsel Fontanes mit einigen seiner Verleger publiziert worden ist, es erschienen auch „eingehende soziologische Untersuchungen über Fontanes Erzählwerk in den Presseorganen unter den Marktbedin-

gungen seiner Zeit“. Auf diesem Gebiet sei „in den letzten Jahren Bedeutendes geleistet worden“ (S. XI).

Alsdann sei die Rezeption Fontanes erforscht worden, sowohl die Aufnahme Fontanes durch Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal wie auch die „Rezeption im Werk einiger DDR-Schriftsteller“ (S. XI).

Zur Interpretation der Werke Fontanes bemerkt Charlotte Jolles, daß „gesellschaftskritische Fragestellungen und solche nach dem Wesen des Fontaneschen Realismus“ im Vordergrund standen. Dennoch gäbe es Tendenzen, irrationale und mythische Elemente – z. B. im Zusammenhang mit dem Melusinenmotiv – im Werk Fontanes aufzuspüren. Vor der Gefahr, „daß bei Überbetonung des Elementaren die Rolle, die der Frau bei Fontane im sozialen Bereich zukommt, unterschätzt wird“, warnt die Verfasserin mit Recht (S. XII).

Eine andere „bedenkliche Tendenz“ der Fontane-Forschung (in einigen Ländern!) sieht Charlotte Jolles in einer übertriebenen Suche nach den „Geheimnissen des Künstlers“ ,einer Art von literarischer „Schatzsuche“, die mindestens zum Teil zu Spekulationen führt und als „Safari-Methode der Literaturkritik“ bezeichnet worden ist. Diese Richtung in der Fontane-Forschung begnüge sich „nicht mehr mit dem Verstehenwollen des Werkes und dem Begreifenwollen des ‚Wie‘ der Aussage und der ‚Finessen‘, an denen der Dichter selber seine Freude hatte, sondern rückt weit ‚hinter‘ das Werk, bemüht, den schöpferischen Akt zu durchleuchten“. Die Unsicherheit einer solchen Methode zeigt sich daran, daß „oft, bei ähnlicher Absicht, völlig verschiedene Resultate“ erzielt werden (S. XII). –

Diese zusammenfassende Übersicht über den Widerhall, den Fontanes Werk und Persönlichkeit in jüngster Zeit gefunden haben, verdient ebensoviel Dank wie ein jeder der Abschnitte des Hauptteiles, die uns alle sicher und kenntnisreich durch das Leben und Werk Fontanes führen.

Rose Aggeler: Theodor Fontane. – Salzburg: Andreas 1983. 304 S. (Die großen Klassiker. Literatur der Welt in Bildern, Texten, Daten.)

[Rez. Peter Schaefer]

Auf der Rückseite des Titelblattes dieses bemerkenswerten Buches findet man eine Literaturliste, die 12 Titel der Jahre 1963–1980 umfaßt und die wichtigsten größeren Arbeiten der letzten Jahre über Fontane nennt. Dieser weniger der Empfehlung dienenden als vielmehr eine Arbeitsgrundlage bezeichnenden Aufzählung folgt der Inhalt – in doppelter Hinsicht. Würde die Autorin dabei stehenbleiben, wäre dieses Buch zwar längst nicht so bemerkenswert, doch selbst dann noch nicht uninteressant, weil es eine Zusammenfassung des erreichten Forschungsstandes zu einigen der wich-

tigsten Themen zu Fontane geben würde. Doch die Autorin fügt dem vorhandenen, aufgearbeiteten Material Eigenes hinzu.

Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt, daß die große Gliederung in der Reihenfolge „Daten“, „Themen“ und „Texte“ (nicht identisch mit dem Untertitel) Fontane-Texten etwas mehr als die Hälfte des gesamten Umfangs gewährt. Unter „Daten“ findet man zunächst eine „Chronik zu Leben, Werk und“ – damit über Vorheriges hinausgehend – „Wirkung“. Tatsächlich werden Wirkungsfragen, wenn auch in knappster Form, berücksichtigt. Die informativen Angaben der Chronik (eingeleitet durch eine doppelseitige Europakarte, die sowohl die wichtigsten Aufenthaltsorte des Dichters als auch das Spannungsverhältnis zwischen Preußen und Österreich nach Napoleon zeigt) sind so gehalten, daß sie der Dialektik der Literaturgeschichtsschreibung gerecht zu werden versuchen: das Werk des Dichters ist zu verstehen weder ausschließlich als Reflex außerliterarischer (familiärer, psychologischer, historisch-politischer) noch nur als Teil literatur- oder ideengeschichtlicher Entwicklungen, sondern vielmehr aus einem spannungsvollen Mit-, auch Gegeneinander. Die Chronik bricht im Gegensatz zu vielen anderen nicht beim Tode Fontanes ab, sondern wird bis zum Jahre 1981 fortgeführt (zahlreiche „Preußen“-Ausstellungen in Berlin/West, darunter „Theodor Fontane und seine Zeit“ im ehemaligen Krankenhaus Bethanien). Als Daten werden dabei Ehrungen, besondere Ausgaben der Werke, die Geschichte des Nachlasses, die Errichtung eines bescheidenen Fontane-Archivs, erste große Arbeiten über Fontane und auch Verfilmungen genannt. Daß die Chronik insgesamt recht großen Umfang gewinnt (mehr als 80 Seiten), liegt vor allem daran, daß viele Briefstellen eingeflochten wurden; auch kurze Inhaltsangaben finden sich hier, was in einigen Fällen (wenigstens bei „Effi Briest“ und „Irrungen, Wirrungen“) zu Wiederholungen im Buch führt.

30 Seiten nimmt sich die Autorin, um unter „Themen“ 4 zentrale Themen Fontanes zu behandeln, in der Reihenfolge: „Frauengestalten im erzählerischen Werk Fontanes“, „Die Bedeutung des Gesprächs in Fontanes Romanen“, „Der einzelne in der Gesellschaft“, „Geschichte und Geschichten“. Auf diesen wenigen Seiten gelingt es der Autorin, Wesentliches zu diesen Themen zu nennen und oft auch zu belegen. Beachtlich ist, daß sie sich nicht auf die bekannten Romane und Erzählungen beschränkt (wobei sie dem Romanerstling „Vor dem Sturm“ besondere Aufmerksamkeit schenkt), sondern auch verschiedene Fragmente in ihre Überlegungen einbezieht, die nicht wenig versprechenden o. g. Überschriften damit rechtfertigend. Der Extrakt der gut lesbaren Ausführungen zum ersten Thema lautet: bei Fontane wird der Mann vor allem als Angehöriger eines Standes, einer Familie, eines Berufs wahrgenommen, die Frau jedoch ist „unverwechselbare Persönlichkeit, die dem Natürlichen und Atmosphärischen mehr angehört als irgendeiner gesellschaftlichen Konstellation“ (S. 90), und durch diese engere Verbindung zum Elementaren erscheint die Frauenwelt bei Fontane größer und reicher gegenüber den Männern, wobei bei besonders wichtigen Frauengestalten verschiedene Arten von Überlegenheit gegenüber den sie umgebenden Männern auftreten – von

der gefühlsmäßigen Seite (Effi Briest) bis zur extrem praktischen Überlegenheit (Mathilde Möhring). Und schließlich: „Im ‚Stechlin‘ wird die Frauenthematik, die so viele Romane Fontanes beherrscht, zurückgenommen und in ein neues Thema an wichtigster Stelle eingefügt; die Darstellung der Frauen wird zur Aussage in der Auseinandersetzung von alt und neu...“ (S. 97). Dabei ist die Autorin bemüht, die Meinungen besonders Reuters und Martinis mit sehr konkreten Beobachtungen am Text, auch immer wieder mit Briefzitate zu untermauern. Sehr deutlich wird dieses Verfahren, das dem Leser eine Vielzahl von Fakten und eine von mehreren möglichen Lesarten anbietet, im Aufsatz „Die Bedeutung des Gesprächs...“ – am Beispiel des ausführlich zitierten Eingangskapitels aus „Schach von Wuthenow“ werden die verschiedenen Funktionen der Gespräche erörtert: sie haben als Ersatz für erzählende Passagen, für Beschreibungen zu dienen; sie ermöglichen eine Selbstcharakterisierung der sprechenden Personen, und wohl wichtigste Aufgabe ist es, Äußerungen, die den Anspruch auf Wahrheit erheben, immer wieder relativieren zu können. Die Autorin vergleicht ferner eine Passage aus „Irrungen, Wirrungen“ mit einer inhaltlich fast identischen Briefstelle, um zu zeigen, daß Fontanes Vorwurf gegen Gottfried Keller, alle dessen Personen würden im Keller-Ton reden, gegen Fontane selbst gerichtet werden kann – eine Behauptung, die durch ein Thomas-Mann-Zitat gestützt wird. Auch die Differenz zwischen mit vielem Gespräch bedachten Nebensächlichkeiten und dem Hinweggleiten über elementare Ereignisse wie Liebe und Tod verdeutlicht die Autorin an mehreren Beispielen.

Wie schon erwähnt, benutzt die Autorin oft Briefzitate, um Fakten zu vermitteln oder auch, um bestimmte Sichtweisen zu verdeutlichen – sie wird jedoch insgesamt dem Briefschreiber Fontane keinesfalls gerecht. Und hier müssen die Konzeption des Buches betreffende Fragen, auch Zweifel angemeldet werden: was für ein „großer Klassiker“ wird dem Leser präsentiert? In den 4 Aufsätzen werden ausführlich die Romane und Erzählungen, auch einige Balladen behandelt. Entsprechend wurde die Textauswahl getroffen, wobei außerdem 7 Kritiken berücksichtigt wurden. Doch in diesem umfangreichen Teil des Buches, der Fontane-Texte repräsentiert, finden sich weder ein einziger Brief noch ein Kapitel aus den „Wanderungen“ (und in den Aufsätzen lediglich der Hinweis auf die „Wanderungen“ als „Steinbruch“ für die Romane – dabei zeigt doch der Einband gerade das übrigens seitenverkehrte Porträt des 55jährigen Fontane, also des Wanderers!) – nichts aus den autobiographischen Schriften, nichts aus den Reisebüchern, nichts an Lyrik außer den 4 Balladen...

Nun soll hier nicht über den Begriff „Klassiker“ gestritten werden – obwohl der auch heute einen Streit wert wäre – doch die getroffene Auswahl birgt eine Gefahr, die schon vor Jahren als Gefahr der Einengung beschrieben wurde.

Dabei soll nicht übersehen werden, daß die ausgewählten Texte so mit Kommentaren versehen sind, daß ein Zugang zu ihnen wirklich erleichtert wird. Unter „Texte“ sind zuerst die Balladen „Gorm Grymme“, „Archibald Douglas“, „Die Brück am Tay“ und „John Maynard“ zu finden. Gleich

neben den Texten stehen jeweils durch Schriftgrad und gelungene Seitengestaltung abgesetzte Erklärungen, die über einfache Begriffserläuterungen weit hinausgehen und eine Fülle von Zusatzinformationen und damit Interpretationshilfen bieten.

In die Romane führt je eine doppelseitige, nach Kapiteln geordnete Handlungsübersicht ein. Die vollständig abgedruckten Kapitel künden sich farblich abgesetzt an, so daß es dem Leser ermöglicht wird, nicht nur einfach die Handlung, sondern die Komposition des Romans zu überblicken und sich beim Lesen der ausgewählten Kapitel auf das „wie“ konzentrieren zu können.

Über die Auswahl der Kapitel läßt sich natürlich streiten. Besonders gelungen zu sein scheint es bei „Schach von Wuthenow“, wo mit der Auswahl des 13., des 17. und des 20. Kapitels die Drehpunkte der Entscheidung Schachs und seine mögliche Motivation dargeboten werden. Ebenso bei „Irrungen, Wirrungen“ und „Effi Briest“, während die Auswahl bei „Frau Jenny Treibel“ (1., 12. und 13. Kapitel) und beim „Stechlin“ (1., 19. und 25. Kapitel) nach mir nicht klaren Kriterien erfolgte.

Endlich zu dem wohl reizvollsten, in seiner Originalität auch überzeugendsten Teil des Buches, der beweist, daß die Reihenfolge im Untertitel („Bilder“ an erster Stelle) nicht zufällig gewählt wurde. Es gelingt in teilweise verblüffender Manier, ein Verhältnis zwischen bildender Kunst und Literatur herzustellen, das für den Aufnehmenden beider Künste bereichernd sein dürfte. Die überwiegend zeitgenössischen Gemälde (neben wenigen Zeichnungen und Grafiken) werden nicht als bloße Illustration benutzt, vielmehr wird durch kurze, prägnante Kommentare der Bezug zu wesentlichen Eigenheiten Fontanescher Prosa und Lyrik überzeugend hergestellt. Entsprechend dem Zweck des Buches trägt diese Bild-Text-Kombination zwar didaktischen, jedoch keinesfalls schulmeisternden Charakter. Dabei soll hier nicht einer Haltung das Wort geredet werden, die dem Text, dem Assoziationsangebot Fontanescher Texte grundsätzlich mißtraut – oder den Leser unterschätzt. Dagegen wird versucht, dem notwendig entstandenen Verlust an sinnlicher Erfahrung Fontanescher Zeit und Atmosphäre entgegenzuwirken. Nur wenige Beispiele mögen hier für Dutzende andere stehen. Fritz von Uhdes „Kinderstube“ (S. 218/219) zeigt das innige, naive Verhältnis der Kinder zu Natur (Licht, Luft) und Gesellschaft in einem zwar schützenden, doch nicht einsperrenden Raum – ein Bild, das die Autorin als vergleichbar mit Effis Situation vor der Begegnung mit Innstetten interpretiert. Innstetens Charakter wird mit 3 Sätzen zum Gemälde „Der Bildhauer Joseph von Kopf“ (S. 227) umrissen. Dabei läßt die Autorin keinen Moment Zweifel an der Nichtidentität von dargesellten Personen und Fontaneschen Figuren aufkommen.

Neben einer Reproduktion des „Gartens mit Sonnenblumen“ (S. 244/245) findet man Gedanken über das Verhältnis zwischen Liebermannschem Impressionismus und Effis Weltverhältnis, wobei auf Pinselführung und Konturierung Liebermanns ebenso eingegangen wird wie auf Effis besondere Beziehung zum Element Luft. Böcklins „Gefilde der Seligen“ (S. 241) wird in „Effi Briest“ erwähnt und hier dem Leser gezeigt, damit nicht nur

das Bild zum Text liefernd, sondern auch die besondere Beziehung Effis zu einem anderen Element, das für sie im Gegensatz zur Luft Gefahr bedeutet, besser verdeutlichend — Effis Treffen mit Crampas finden am offenen Meer, am Wasser statt. Was hier zu „Effi Briest“ in einer kleinen Auswahl angedeutet wurde, ließe sich an beliebigen weiteren Beispielen zu anderen Fontane-Texten anführen. Erwähnt sei nur noch die Reproduktion (wie alle anderen sehr gut gedruckt) des wahrlich verlogenen Gemäldes „Im Etappenquartier vor Paris 1871“ von Anton von Werner (S. 192/193). In einer knappen Interpretation treffen sich hier ausgeprägter Kunstsinn mit klarem Blick für historische Realitäten und der Fähigkeit, den Bezug zur Literatur, hier zu „Frau Jenny Treibel“, nicht bemühen zu müssen, sondern klar zu entwickeln.

Den Teil mit Fontane-Texten schließen 6 Theaterkritiken ab (davon 3 zu Dramen von Gerhart Hauptmann, je eine zu Henrik Ibsen, Leo Tolstoi und Arno Holz/Johannes Schlaf), den Anfang bildet jedoch die Kritik zum Gottfried-Keller-Essay von Otto Brahm. Damit wird das Schwergewicht von Fontanes langjähriger Rezensententätigkeit eindeutig auf die letzten Jahre gelegt. Diese Arbeiten erscheinen so als hauptsächlich auf die Beachtung, die Förderung der Naturalisten angelegt, und das wäre denn doch ein recht bedenklicher Eindruck. Eine andere Auswahl unter Berücksichtigung auch bereits vergessener Dramatiker und nicht mehr bekannter Dramen würde dem Kritiker Fontane wohl besser entsprechen.

Eine Filmographie und ein Namensverzeichnis erhöhen den Wert des Buches, der noch weiter gestiegen wäre, wenn kleine Fehler vermieden worden wären: im Inhaltsverzeichnis heißt Gerhart Hauptmanns Drama „Vor Sonnenuntergang“ (S. 6), im Text dagegen „Vor Sonnenaufgang“ (S. 288); Friedrich Wilhelm I. wird König von Preußen genannt (S. 143) und war doch — kein kleiner Unterschied — König in Preußen. Auch eine einheitliche Zitierweise (und eine genauere) wünscht man sich, und unklar bleibt, warum Fritz Martini mehrfach zitiert, im o. g. Literaturverzeichnis aber nicht mit einer einzigen Arbeit erwähnt wird. Doch das sind in einer Nachauflage leicht zu ändernde Kleinigkeiten eines sonst so reizvollen Buches.

**Theodor Fontane: Gedichte. Ausgewählt von Friedhelm Kemp.
München: Schumacher-Gebler 1982. 97 S. (Bibliothek SG.)**

[Rez. Joachim Krueger, Berlin]

Auf der Bauchbinde dieses Büchleins steht zu lesen: „Das vorliegende Bändchen ist die 9. Veröffentlichung einer kleinen ‚typophilen‘ Reihe, die das Haus Schumacher-Gebler als Jahregaben herausbringt. Jeder Titel ist einem Autor, daneben aber auch einer bestimmten Schrift gewidmet. Theodor Fontanes Gedichte wurden in der Monotype Bell gesetzt. Sie ist in Formgebung und Qualität ein originalgetreuer Nachschnitt der Antiqua und Kursiv des Buchhändler, Verlegers, Druckers und Schriftgießers John

Bell. Über die Geschichte dieser Schrift wird im Anhang des Büchleins berichtet.“ Die Buchdruckerei Schumacher-Gebler, die diese Jahresgabe hergestellt hat, befindet sich in München.

Von dem Wert der Monotype Bell zu reden, ist hier nicht der rechte Ort. Doch muß ein Wort darüber gesagt werden, was der Herausgeber aus dem umfangreichen lyrischen Schaffen Fontanes hier dargeboten hat. Es versteht sich von selbst, daß ein so schmales Bändchen keine repräsentative Auswahl enthalten kann. Es können nur Kostproben gereicht werden, die dazu anregen sollen, Fontane zu lesen. Das war auch die Absicht des Herausgebers. Sagt er doch am Schluß seines kurzen Nachwortes: „Überhaupt, man lese Fontane! Dazu will dieser kleine Band einmal wieder Lust machen.“

Zu den Kostproben, die Kemp uns bietet und über deren Auswahl also gar nicht gestritten werden kann, zählen einige Lieder und Sprüche, etliche Balladen und viele Gedichte aus dem lyrischen Spätwerk Fontanes (vom Herausgeber als „Gelegenheitsgedichte“ bezeichnet). Gar nicht berücksichtigt sind z. B. die politischen Gedichte der Herwegh-Zeit und die eigentlichen Gelegenheitsgedichte, die an Personen gerichtet sind oder aktuelle Ereignisse betreffen.

Im Nachwort erläutert der Herausgeber die Auswahl und will den Leser mit kurzen Worten zum rechten Verständnis der Lyrik Fontanes hinführen. Man wird dem, was er über „Klangzauber“, „Klangwitz“, „Bonhommie“, „Weltzugewandtheit“ und „Gesittung“ schreibt, gern zustimmen, obschon man findet, daß das Element der Kritik dabei ein wenig zu kurz kommt.

Bei der Textgestaltung stützt sich der Herausgeber auf den bereits 1962 erschienenen Band 20 der Fontane-Ausgabe der Nymphenburger Verlags- handlung, München, wie denn auch die hier beigegebenen kurzen Anmerkungen denen jener Ausgabe verpflichtet sind.

So kommt es, daß in der Anmerkung zu „John Maynard“ (ähnlich wie in der Nymphenburger Ausgabe) erklärt wird, Fontanes Quelle sei unbekannt. Inzwischen haben uns aber zwei Beiträge in Band 1 der Fontane-Blätter (H. 2, 1965, S. 25 bis 40; H. 4, 1967, S. 153 bis 156) immerhin über den tatsächlichen Vorgang und seine früheren literarischen Gestaltungen aufgeklärt. Darauf hätte wohl hingewiesen werden müssen.

Warum allerdings – entgegen der Textgestaltung in der Nymphenburger Ausgabe und entgegen den neuesten Forschungsergebnissen – das Gedicht „Leben“ in der seinerzeit von Ettliger publizierten Fassung und nicht in der Fassung wiedergegeben wird, die heute als die richtige anerkannt ist, bleibt unverständlich. Der vierte Vers von „Leben“ lautet in diesem Bändchen noch „Ist das Wissen, das es sendet“, statt richtig „Ist das Wissen, daß es endet“ (vgl. den „Schlußstrich“, den Hans-Heinrich Reuter nach langem Streit in den Fontane-Blättern, Bd. 2, H. 1, 1969, S. 60 bis 62, gezogen hat).

Doch daß eine solche Ausgabe hier und da nicht ganz up to date ist, dürfte kaum mehr als ein kleiner Schönheitsfehler sein. Dennoch wird das Bändchen den Typophilen, d. h. den Freund der Buchdruckerkunst, erfreuen, für den es eigens bestimmt ist.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

[Bearbeiter: Helga Breithaupt (Handschriften) u. Peter Schaefer (Literatur)]
Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen
April bis September 1984 *

Handschriften und Fotokopien von Handschriften

- Fontane, Theodor: 64 Br. u. Postktn, eigenh. u. m. U., Berlin, Bad Kissingen, Karlsbad u. a. 1888–1898, an „Hochgeehrter Herr“. [Fritz Mauthner.] – Fotokopien. Die Erwerbung der Mauthner-Briefe gehört zum Sachgebiet Ca u. wurde unter der Sammelnummer Hs. 1984:25 registriert.
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 22. 10. 1862, an [Friedrich Eggers. 3 S. – Betr. Fontane drängt zu ei. Entscheidung („Guhlschen Posten“) u. bittet ihn um Rückkehr aus London. – Fotokopie. (Ca 1490)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 12. 1. 1890, an [Hanns] v. Zobeltitz. 1 S. – Betr. verspätete Danksagung für Geburtstagswünsche. – Fotokopie. (Ca 1489)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 15. 10. 1881. [an Werner Hahn.] 2 S. – Betr. Bemerk. ü. Rez. der „Geier-Wally“. Erwähnt Fritz Reuter. – Fotokopie. (Ca 1488)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Oléron 18. 11. 1870, an „Geliebte Frau“. 7 S. – Betr. wiederholte Bitte um Austausch ü. Kriegsministerium u. Sendung v. Geld. Lektüre: Las Casas, ü. Napoleons Internierung. – Fotokopie. (Ba 1004,1)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 5. 12. 1871, [an August Pott-hast.] 2 S. – Betr. erneute Literaturwünsche. – Fotokopie. (Ca 1487)
- Fontane, Theodor: Entw. zum Likedeeler-Roman. Teilstück aus dem 7. Kap. [um 1895.] 4 S. – [Christnachtszene zwischen Störtebecker u. Geta ten Brôke.] – Fotokopie. (Na 6,1)
- Rodenberg, Julius (1831–1914, Begr. d. „Deutschen Rundschau“): Eigenh. Br. m. U., Berlin 12. 3. 1894, [an Theodor Fontane.] 1 S. – Betr. Teil-druck v. „Effi Briest“. – Fotokopie. (Ca 1184)

Primär-Literatur

- Fontane, Theodor: Briefe an unbekannte Empfänger. Hrsg. u. komment. von Joachim Krueger. – In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 560–569. (65/5536 = 5,6)

* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns Fotokopien und Neuerscheinungen einsandten.

- Fontane, Theodor: Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. E. Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er u. 90er Jahren d. 19. Jahrhunderts. Hrsg., eingel. u. komment. von Frederick Betz u. Jörg Thunecke. 1. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 507–560. (65/5536 = 5,6)
- Theodor Fontane: ... (Effi Briest). [Ins Chines. übers. von Han Shih-Chung.] — Shanghai: Shanghai-i-wên-ch'u-pan-shê 1980. 381 S. (84/35)
- Fontane, Theodor: Entdeckungsreisen in nahe Gegenden. In den Spreewald. In: Thüringische Landesztg v. 2. 7. 1984. Norddeutsche Ztg v. 7. 7. 1984. (ZA 1984)
- Fontane, Theodor: Ernst und Scherz. Lebensweisheit in Gedichten. Ausw. u. Nachw. von Katharina Kewitsch. Mit 16 Ill. von Gudrun König. — München: Berg 1984. 159 S. (84/61)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen findt“. Roman. Nachw. von Richard Brinkmann. — Frankfurt/M.: Insel 1984. 286 S. (Insel Taschenbuch; 746) (84/59)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen findt“. Roman. Hrsg. u. mit e. Anh. vers. von Walter Keitel u. Helmut Nürnberg. — München: Dt. Taschenbuch Verl. 1980. 244 S. (dtv weltliteratur; 2079) (84/37)
- Fontane, Theodor: Gedichte. Ausgew. von Friedhelm Kemp. — 9. Jahrgabe d. Hauses Schumacher-Gebler. 1982. 97 S. (84/44)
- Fontane, Theodor: Hajó Koppenhága felöl (Unwiederbringlich). Übers. von Kászonyi Ágota. — Budapest: Regény 1984. 292 S.: Ill. (84/38)
- Fontane, Theodor: Meine Kinderjahre. Autobiogr. Roman. Mit e. Nachw. von Otto Drude. — Frankfurt/M.: Insel 1983. 275 S.: Ill. (Insel Taschenbuch; 705) (84/68)
- Fontane, Theodor: Erste Begegnung mit Schottland. — In: Theodor Fontane, Karl Heinz Wocker, Julie Stewart, Schottland. München: Dt. Taschenbuch Verl. 1984. S. 13–31. (Merian Reiseführer; dtv 3716) (84/41)
- Fontane, Theodor: Shutehiun-ko (Der Stechlin). [Ins Japan. übers. von Yozo Tatsukawa.] — Tokyo: Hakusin-sha 1984. 448 S. (84/58)
- Fontane, Theodor: Stine. Traduzione e postfazione di Maria Teresa Mandarini. — Milano: Serra e Riva 1983. 149 S. [Mit Bibliographie in Italien ersch. Werke Fontanes.] (84/21)
- Fontane, Theodor: Unterm Birnbaum. Text u. Materialien bearb. von Ilse Keseling. — Frankfurt/M.: Hirschgraben-Verl. 1982. 95 S. (Klassische Schullektüre. Hrsg. von Ekkehart Mittelberg.) (84/36)
- Fontane, Theodor: Ausgewählte Werke. 7 Bde. (Vor dem Sturm. Schach von Wuthenow. Cécile. Irrungen, Wirungen. Mathilde Möhring. L'Adultera. Frau Jenny Treibel. Unterm Birnbaum. Unwiederbringlich. Stine. Die Poggenpuhls. Effi Briest. Grete Minde. Der Stechlin.) — o. O.: Weltbild-Bücherdienst o. J. (84/60 = 1–7)

Sekundär-Literatur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

- Aggeler, Rose: Theodor Fontane. — Salzburg: Andreas & Andreas 1983. 304 S.; zahlr. farb. Abb. (Die großen Klassiker. Literatur d. Welt in Bildern, Texten, Daten; 21) (84/39)
- anon.: Verzeichnis gedruckter und ungedruckter Briefe Fontanes. „Ein Arbeitsinstrument für die Forschung — nicht mehr und nicht weniger!“ — In: Bericht aus der Forschung [d. Ludwig-Maximilian-Univers. München]. 58 (1984) 4, S. 9–14. (ZA 1984)
- Bance, Alan [Rez.]: Jacob Steiner, Theodor Storm — Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Berlin: Schmidt 1981. — In: The Modern Language Review. 79 (1984) 2, S. 501–503. (ZA 1984)
- Berbig, Roland R.: Zwischen Bühnenwirksamkeit und Wahrheitsdarstellung. Aspekte zu zwei Theaterkritikern Berlins nach 1871 — Paul Lindau und Theodor Fontane. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 570–580. (65/5536 = 5,6)
- Bernd, Clifford Albrecht [Rez.]: Jacob Steiner, Theodor Storm — Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Berlin: Schmidt 1981. — In: Journal of English and Germanic Philology. 83 (1984) 1, S. 90–93. (ZA 1984)
- Betz, Frederick: Dürrenmatt's „Der Richter und sein Henker“: A Literary Debt to Fontane? — In: Germanic Notes. 15 (1984) 2, S. 17–19. (ZA 1984)
- Betz, Frederick [Rez.]: Gunhild Kübler. The Social Climber. Transformation in the Presentation of the Female in the German Novel 1870 to 1900 [Die soziale Aufsteigerin. Wandlungen einer geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibung im deutschen Roman 1870–1900]. — In: Literature Music Fine Arts. 17 (1984) 1, S. 27–29. (ZA 1984)
- Betz, Frederick; Thunecke, Jörg [Hrsg.]: Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. E. Beitr. zum literarischen Leben Berlins in den 80er u. 90er Jahren d. 19. Jahrhunderts. Hrsg., eingel. u. komment. von Frederick Betz u. Jörg Thunecke. 1. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 507–560. (65/5536 = 5,6)
- Biener, Joachim: Zur Fontane-Rezeption in Arnold Zweigs Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“. Joachim Schobeß in Verehrung zum 75. Geburtstag. (1983) 7 S. [Maschschr.] (78/84 = 4)
- Biener, Joachim [Rez.]: Katharina von Faber-Castell, Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor Fontanes. Zürich: Juris 1983. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 612–615. (65/5536 = 5,6)
- Bindokat, Karla: Effi Briest. Erzählstoff u. Erzählinhalt. — Frankfurt/M., Bern: Lang 1984. 198 S. (Europ. Hochschulschriften. Reihe 1, Dt. Sprache u. Literatur; 540) (84/53)

- Bleiber, Helmut: Staat und bürgerliche Umwälzung in Deutschland. Zum Charakter besonders des preußischen Staates in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — In: Preußen in der deutschen Geschichte nach 1789. Bd 3. Berlin: Akademie-Verl. 1983. S. 82–116. (84/32)
- Börner, Karl-Heinz: Die Krise der deutschen Monarchie von 1858 bis 1862 (Thesen). — In: Preußen in der deutschen Geschichte nach 1789. Bd 3. Berlin: Akademie-Verl. 1983. S. 173–186. (84/32)
- Döhnert, Wolfgang [Rez.]: Dem Schattendasein entrissen. Charlotte Jolles, Fontane und die Politik. — In: Weltbühne v. 17. 4. 1984. (ZA 1984)
- Drude, Otto: 1892 — fast das letzte Jahr. — In: Theodor Fontane, Meine Kinderjahre. Autobiogr. Roman. Mit e. Nachw. von Otto Drude. Frankfurt/M.: Insel 1983. S. 245–273. (Insel Taschenbuch; 705) (84/68)
- Engelberg, Ernst: Preußische Militärs und das antinapoleonisch-bürgerliche Reformwerk. — In: Preußen in der deutschen Geschichte nach 1789. Bd 3. Berlin: Akademie-Verl. 1983. S. 49–54. (84/32)
- Festschrift der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg zu ihrem hundertjährigen Bestehen. Hrsg. von Eckart Henning u. Werner Vogel. — Berlin: 1984. 429 S., Abb. (84/54)
- Field, George W.: Professor Cujacius, Turner und die Präraffaeliten in Fontanes „Stechlin“. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 580–588. (65/5536 = 5,6)
- Fontins, Martin [Rez.]: Reinhard Wittmann, Buchmarkt und Lektüre im 18. u. 19. Jahrhundert. Beitr. zum literar. Leben 1750–1880. Tübingen: Niemeyer 1982. — In: Deutsche Literaturztg. 105 (1984) 4, Sp. 97–99. (ZA 1984)
- Gajdošovciová, Jarmila: Kritika nemeckej spoločnosti 19. storočia v umeleckej próze Theodora Fontaneho. — Bratislava: Filisofická Fakulta UK v Bratislava 1983. 22 S. [Autorreferat zur Diss.] (ZA 1983)
- Geflügelte Worte. Zitate, Sentenzen u. Begriffe in ihrem geschichtlichen Zusammenhang. Zusammengest. u. komment. von Kurt Böttcher u. a. — Leipzig: Bibliographisches Institut 1984. 778 S. (84/45)
- Grawe, Christian: Lieutenant Vogelsang a. D. und Mr. Nelson aus Liverpool: Treibels politische und Corinnas private Verirrungen in „Frau Jenny Treibel“. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 588–606. (65/5536 = 5,6)
- Grevel, Liselotte: Fontane e la critica teatrale. — Pisa: Nistri-Lischi Editori o. J. 67 S. (Istituto di lingua e letterature tedesca. Facoltà di lettere e filosofia dell' Università di Pisa; 3) (84/57)
- Haffter, Carl [Rez.]: Katharina von Faber-Castell, Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor Fontanes. Zürich: Juris 1983. — In: Gesnerus (Aarau, Schweiz). (1984) 41, S. 177–178. (ZA 1984)
- Harden, Maximilian: Theodor Fontane (1898). — In: ders., Kaiserpanorama. Literar. u. polit. Publizistik. Hrsg. u. Nachw. von Ruth Greuner. Berlin: Buchverl. Der Morgen 1983. S. 211–218. (84/62)

- Helmert, Heinz: Zu den Ursachen der militärischen Siege Preußens in den Kriegen von 1864, 1866, 1870/71. — In: Preußen in der deutschen Geschichte nach 1789. Bd 3. Berlin: Akademie-Verl. 1983. S. 204–224. (84/32)
- Helmert, Heinz; Usczeck, Hansjürgen: Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871. Militärischer Verlauf. — Berlin: Militär-Verl. 1984. 359 S.: Ill. (84/22)
- Jüttner, Guido: Aus der „Giftbude“ ins Herrenhaus von Effi Briest. Theodor Fontane — Apotheker wider Willen. — In: Die Waage. Stollberg/Rhld. 23 (1984) 2, S. 67–74.
- Keiler, Otfried: Erläuterungen zur Konferenz „Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit.“ — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 616–623. (65/5536 = 5,6)
- Klünner, Hans-Werner: Theodor Fontane im Bildnis. — In: Festschrift der Landesgeschichtlichen Vereinigung ... Berlin: 1984. S. 279–307. [enth. mehr als 40 zeitgenöss. Porträts Fontanes.] (84/54)
- Krueger, Joachim [Hrsg.]: Theodor Fontane. Briefe an unbekannte Empfänger. Hrsg. u. komment. von Joachim Krueger. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 560–569. (65/5536 = 5,6)
- Krueger, Joachim [Hrsg.]: Theodor Fontane, Briefe an Moritz Lazarus. Hrsg. u. komment. von Joachim Krueger. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 5, S. 412–418. (65/5536 = 5,5)
- Krummel, Richard Frank: Nietzsche und der deutsche Geist. Ausbreitung u. Wirkung d. Nietzscheschen Werkes im dt. Sprachraum bis zum Todesjahr d. Philosophen. Ein Schrifttumsverzeichnis d. Jahre 1867–1900. — Berlin; New York: de Gruyter 1974. 290 S. 25 cm. (Monographien u. Texte zur Nietzsche-Forschung. Hrsg. von Mazzino Montinari, Wolfgang Müller-Lauter, Heinz Wenzel; 3) (84/55)
- Leuschner, Brigitte [Rez.]: Alan Bance, Theodor Fontane. The Major Novels. Cambridge u. a.: Cambridge University Press 1982. — In: Deutsche Literaturztg. 105 (1984) 1, Sp. 20–23. (ZA 1984)
- Märting, Ralf-Peter: Wunschpotentiale. Geschichte u. Gesellschaft in Abenteuerromanen von Retcliffe, Armand, May. — Königstein: Hain 1983. 236 S. (Lit. in d. Geschichte; 10) (84/63)
- Mittenzwei, Ingrid: Friedrich II. von Preußen. Eine Biographie. — Berlin: Dt. Verl. d. Wissensch. 1984. Mit 21 Abb. u. 2 Karten. 253 S. (84/23)
- Müller, Joachim: Theodor Fontanes Gegenwartigkeit. — In: Universitas. 39 (1984) Sonderdr., S. 852–859. (ZA 1984)
- Reuter, Hans-Heinrich: Dichters Lande im Reich der Geschichte. Aufsätze zur deutschen Literatur d. 18. u. 19. Jahrhunderts. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1983. 507 S. [besonders Fontane.] (84/30)
- Richter, Helmut [Hrsg.]: Theodor Fontane und Wilhelm Bölsche. Eine Dokumentation. Hrsg. u. komment. von Helmut Richter. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 5, S. 387–412. (65/5536 = 5,5)

- Schneider, Rolf: Fontanes Oderland. — In: ders., Annäherungen u. Ankunft. Rostock: Hinstorff 1982. S. 321–339. (84/66)
- Schobeß, Joachim: Max Ulrich Freiherr von Stoltzenberg zum 80. Geburtstag. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 615–616. (65/5536 = 5,6)
- Scholz, Brita: Objektivität des Erzählens und Wahrheit des Lebens. Zu den romantheoretischen Positionen von Friedrich Spielhagen und Theodor Fontane. — Dipl. arb. an d. Humboldt-Univers. zu Berlin. 1984. 63,4 S., 31 cm. [Maschsch.] (84/47q)
- Schultze, Christa [Rez.]: Charlotte Jolles, Fontane und die Politik. E. Beitr. zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1983. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 607–610. (65/5536 = 5,6)
- Seeber, Gustav; Noack, Karl-Heinz [Hrsg.]: Preußen in der deutschen Geschichte nach 1789. Bd 3. — Berlin: Akademie-Verl. 1983. 354 S. (Studienbibliothek DDR-Geschichtswissenschaft.) (84/32)
- Thuncke, Jörg: s. Betz, Frederick; Thuncke, Jörg [Hrsg.]
- Utz, Peter: Effi Briest, der Chinese und der Imperialismus. E. „Geschichte“ im geschichtlichen Kontext. — In: Zeitschr. für dt. Philologie. 103 (1984) 2, S. 212–225. (ZA 1984)
- Walter-Schneider, Margret: Randfiguren im Roman Fontanes. Bemerkungen zu „Irrungen, Wirrungen“ u. „Effi Briest“. — In: Jahrb. d. Dt. Schillergesellschaft. 27 (1983), S. 303–325. (ZA 1983)
- Wruck, Peter [Rez.]: Hugo Aust, Literatur des Realismus. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1981. Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880. 1. 2. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1981. — In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6, S. 610–612. (65/5536 = 5,6)

2. Zeitungsartikel

- anon.: Das liest der Bundespräsident. Im Präsent des Börsenvereins fehlen Hölderlin u. Fontane. — In: Hamburger Abendblatt v. 4. 5. 1984. (ZA 1984)
- anon.: Effi Briest war bei Bassenge 5500 Mark wert. — In: Berliner Morgenpost v. 8. 5. 1984. (ZA 1984)
- anon.: Räume für Schinkel u. Fontane. Neuruppin besitzt ältestes Heimatmuseum. —
In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 1. 8. 1984.
Neue Ruhr-Ztg v. 16. 7. 1984.
Tagesspiegel v. 12. 8. 1984.
Thüringer Tageblatt v. 17. 3. 1984.
Tribüne v. 19. 7. 1984.
Das Volk v. 11. 8. 1984. (ZA 1984)
- anon.: Von Theodor Fontane bis Julius Slowacki. Klassiker der Reiseliteratur bei Rütten und Loening. —

- In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 23. 8. 1984.
 Märkische Volksstimme v. 17. 8. 1984.
 Der Morgen v. 1. 8. 1984.
 Nationalztg v. 31. 7. 1984.
 Neues Deutschland v. 7. 8. 1984.
 Schweriner Volksztg v. 17. 8. 1984.
 Das Volk v. 6. 8. 1984. (ZA 1984)
- anon.: Zur Effi-Briest-Verfilmung „Rosen im Herbst“ [Alle Rez. v. 25. 7. 1984].
 Ein Abend mit Fontane. – In: Tagesspiegel.
 Effi Briests Untergang. – In: Badische Neueste Nachrichten.
 Ende einer Liebe. – In: Kölner Stadt-Anzeiger.
 Fontane-Melodram. – In: Kölnische Rundschau.
 Flache Fontane-Verfilmung mit großartiger Besetzung. – In: Berliner Morgenpost.
 Zerbrochen an der Welt. – In: Hannoversche Allgemeine. (ZA 1984)
- anon.: Die poetischen Wanderungen Fontanes. – In: Das Ostpreußenblatt v. 1. 1. 1983. (ZA 1983)
- anon. [Rez.]: „Eine neue Zeit bricht an ...“ Fontanes Zukunftsvision in seinem Roman „Der Stechlin“. Joachim Müller, Das Alte und das Neue. – In: Märkische Union v. 19. 7. 1984. (ZA 1984)
- Born, Anne: „Sind noch mehr da?“ – Fontanes Briefe sollen endlich erschlossen werden. – In: Die Welt v. 10. 5. 1984. (ZA 1984)
- Bydekarken, Ruth: Ausflug in den Spreewald. Auf den Spuren von Theodor Fontane. – In: Stuttgarter Ztg v. 29. 7. 1984. (ZA 1984)
- Dittmar, Peter: Das Ende eines fröhlichen Tages. Der Tod in der Literatur d. 19. Jahrhunderts. – In: Die Welt v. 27. 6. 1984. (ZA 1984)
- Fontane-Ausstellung in Zeuthen (Hankels Ablage):
- anon. –
 In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 27. 6. 1984.
 Neues Deutschland v. 6. 6. 1984.
 Märkische Union v. 16. 6. 1984.
- Krause, Werner, H.: Stille zum Schaffen am Zeuthener See. – In: Neue Zeit v. 17. 8. 1984.
- Steyer, Elfriede: Landpartie mit Fontane. – In: Wochenpost v. 8. 6. 1984.
- Wawzyniak, Helmut: In Kost und Logis bei der Familie Käppel. – In: Neues Deutschland v. 29. 6. 1984. (ZA 1984)
- Forster, Hans: Literarisches Erbe verantwortungsvoll bewahrt. Die Literaturmuseen und -gedenkstätten der DDR im Überblick. – In: Thüringer Tageblatt v. 11. 7. 1984. (ZA 1984)
- Funke, Christoph: Fontane auf dem Parkettplatz 23. (Das Schauspielhaus in Berlin. Geschichten u. Geschichte von 1821 bis zur Gegenwart; 3). – In: Der Morgen v. 21. 8. 1984. (ZA 1984)

- Knobloch, Heinz: Mal kurz in Neuruppin. — In: Wochenpost 19/1984 (ZA 1984)
- Labhart, Alexis [Rez.]: Ärztliches bei Fontane. Katharina von Faber-Castell, Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor Fontanes. Zürich: Juris 1983. — In: Neue Zürcher Ztg v. 30. 3. 1984. (ZA 1984)
- Lahnstein, Peter: Die Dienenden. Gestalten aus Fontanes Romanen. — In: Stuttgarter Ztg v. 7. 7. 1984 (ZA 1984)
- Losensky, Frank: Das Wasser ist klar und sauber. Der Stechlin bewahrte seine Natur — Fontanes „Schwarm“ von vielen Helfern gepflegt. — In: Thüringer Tageblatt v. 11. 7. 1984.
Der Demokrat v. 5. 8. 1984. (ZA 1984)
- Mehlhardt, Dieter: Petzow. Schinkel-Kirche (Denkmäler unseres Kreises; 13). — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 4./5. 8. 1984. (ZA 1984)
- Nemitz, Bernd: Backpfeife für Geschichtsschreiber. Theodor Fontane zeichnete realistisches Bild der Wenden. — In: Neuer Tag v. 13. 7. 1984. (ZA 1984)
- Opelt, Edith: Jede Neuigkeit von Belang zuerst bei Stehely. Die Welt im Kaffeehaus. — In: Neue Zeit v. 23. 6. 1984. (ZA 1984)
- Paul, Konrad: Spaziergänge. Reisebücher d. 18. u. 19. Jahrhunderts im Verlag Rütten und Loening. — In: Der Bienenstock 128/1984 (ZA 1984)
- Die Poggenpuhls. Fontane-Film im DDR Fernsehen [Rez.].
— anon. —
In: Bauernecho v. 17. 5. 1984.
Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 23. 5. 1984.
FF Dabei 20/1984.
Neues Deutschland v. 22. 5. 1984.
Neues Deutschland v. 23. 5. 1984.
Für Dich 20/1984.
Märkische Volksstimme v. 23. 5. 1984.
Neuer Tag v. 23. 5. 1984.
Der Neue Weg v. 23. 5. 1984.
Norddeutsche Ztg v. 22. 5. 1984.
- Czerwerka, Rudi: Adel im Untergang. — In: Ostsee-Ztg v. 29. 5. 1984.
- Geisler, Anni: Wie bei Fontane echt und anrührend. — In: Neuer Tag v. 25. 5. 1984.
- Griebner, Angelika: Die Poggenpuhls. — In: Junge Welt v. 25. 5. 1984.
- Herwig, Hanjo: Die Poggenpuhls. — In: Volksstimme v. 26. 5. 1984.
- Hofmann, Heinz: Bewegende Schicksale. — In: Nationalztg v. 26./27. 5. 1984.
- Hoyer, Gisela: Szenen der Ausweglosigkeit. — In: Der Morgen v. 24. 5. 1984.

- Kroneberg, Eckart: Bitter. –
In: Stuttgarter Ztg v. 25. 5. 1984.
Tagesspiegel v. 25. 5. 1984.
 - Künzel, Mimosa: Szenen einer Familie als genaues Zeitporträt. –
In: Neue Zeit v. 29. 5. 1984.
 - Martin, Jochen: Die unglückliche Liebe eines Dichters in schönen
Bildern. – In: Freie Presse v. 31. 5. 1984.
 - Müller, Manfred: Der Verfall des Adels. – In: Freie Erde v. 1. 6. 1984.
 - Rätzke, Angelika: Das Standesgemäße bestimmt ihr Dasein. – In:
Berliner Ztg v. 29. 5. 1984.
 - Rossmann, Gregor: Hobbyspaß bis Krimispannung. Angebote der
Fernsehkunst. – In: Märkische Volksstimme v. 25. 5. 1984.
 - Rupprecht, Eva: Sachttes Spiel vom Adel im Untergang. – In: Bauern-
echo v. 31. 5. 1984.
 - Schaefer, Peter: „Die Poggenpuhls“ – trotz Einwänden ein Ver-
gnügen. –
In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 26. 7. 1984.
Märkische Volksstimme v. 7. 6. 1984.
 - Scholz, Hans-Jürgen: Charakteristik „Die Poggenpuhls“. – In: FF
Dabei 21/1984.
 - Tok, Hans-Dieter: Liebevoll-kritische Familientragödie. – In: Das
Volk v. 31. 5. 1984.
 - Zimm, Irma: Adels Abgesang. – In: BZ am Abend v. 24. 5. 1984.
 - Zimm, Irma: Poggenpuhls ohne Plüschidylle. – In: BZ am Abend
v. 23. 5. 1984. (ZA 1984)
- Salzberger, Hilde: Fontane im Durchzug. – In: Chic 6/1984. (ZA 1984)
- Schnauber, Cornelius: 300 Jahre deutsche Literatur in den USA. Ein Nach-
trag zu den 300-Jahr-Feiern der ersten deutschen Einwanderung. –
In: Neue Zürcher Ztg v. 27. 4. 1984. (ZA 1984)
- Schobeß, Joachim: „Gegen Bismarck braut sich im Volk allmählich ein
Wetter zusammen...“ Fontane und das Potsdamer Pfarrhaus zur
Friedenskirche. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 8. 8.
1984. (ZA 1984)
- Schobeß, Joachim: Inspiriert von den Bildern Karl Blechens. Theodor
Fontanes Beziehungen zur Niederlausitz. – In: Neue Zeit v. 31. 7.
1984. (ZA 1984)
- Schobeß, Joachim: Zeitgenossen im Blickpunkt eines Dichters. Fontane über
Windel, Schopenhauer und Bismarck. – In: Neue Zeit v. 17. 3. 1984.
(ZA 1984)

Vor dem Sturm. ARD-Fernsehserie nach Fontanes Roman [Rez.].

– anon:

Dekorationssalat. – In: Frankfurter Rundschau v. 7. 5. 1984.

Farbenfrohe Liebe in Preußen. – In: Kölnische Rundschau v. 16. 5. 1984.

Gut getroffen. – In: General-Anzeiger v. 4. 5. 1984.

Preußisches Porträt. – In: Frankfurter Rundschau v. 2. 5. 1984.

– Dörre, Hildegard: Kein Schnee für Fontanes Preußen. – In: Westfälische Rundschau v. 9. 5. 1984.

– Frey, Axel: Das große Fühlen. – In: Stuttgarter Ztg v. 27. 4. 1984.

– Krieger, Georg: Vorspiel nahenden Unheils. – In: Rheinischer Merkur v. 8. 6. 1984.

– Lottmann, Gerda H.: Die Geburt einer Idee. – In: Die Welt v. 2. 5. 1984.

– Paul, Wolfgang: Auf dem Fernsehschirm: Vor dem Sturm. – In: Tagesspiegel v. 4. 5. 1984.

– Schwarzkopf, Dietrich: Verrat, Entscheidung und das „große Fühlen“. Preußens Seelenlage „vor dem Sturm“. – In: Vor dem Sturm [Materialien zur ARD-Fernsehserie nach Fontanes Roman]. Beilage zum Pressedienst Deutsches Fernsehen 16/1984. S. 3–4. (78/88q = 5)

– Stosch, Joachim: Gesinnungen vor dem Sturm. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 4. 5. 1984.

– Uebe, Ingrid: Fontane – nicht leicht! – In: Neue Ruhr-Ztg v. 4. 5. 1984.

– Venohr, Wolfgang: Warum gerade „Vor dem Sturm“? – In: Vor dem Sturm [Materialien zur ARD-Fernsehserie nach Fontanes Roman]. Beilage zum Pressedienst Deutsches Fernsehen 16/1984. S. 5–6. (78/88q = 5)

– Weidinger, Birgit: Sorgenvolle Miene. – In: Süddeutsche Ztg v. 9. 5. 1984. (ZA 1984)

– Wirth, Franz Peter: Mit Fontane ein Rückgriff auf deutsche Geschichte. – In: Vor dem Sturm [Materialien zur ARD-Fernsehserie nach Fontanes Roman]. Beilage zum Pressedienst Deutsches Fernsehen 16/1984. S. 10–11. (78/88q = 5)

3. Nachträge

– anon. [Rez.]: Effi Briest. Roman von Theodor Fontane. – In: Der Kunstwart. 9 (1895/96). (ZA 1895)

- anon.: Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg. – In: Vossische Ztg v. 14. 8. 1892. (ZA 1892)
- anon.: Theodor Fontane †. – I: Pharmaceutische Wochenschrift. Correspondenzblatt der Pharmaceutischen Vereinigung für Deutschland. 15 (1898) 39, S. 442. [Nachruf mit besonderer Würdigung des Romaniers.] (ZA 1898)
- Fontane, Theodor: Der Unterzeichnete beabsichtigt, ... [Ankündigung seiner Vorlesungen über England.] – In: Vossische Ztg v. 3. 1. 1860. (ZA 1860)
- anon.: Wissenschaftliche und Kunstnotizen. [Ankündigung von Vorlesungen Fontanes über England.] – In: Vossische Ztg v. 8. 1. 1860. (ZA 1860)
- anon. [Rez.]: Wissenschaftliche und Kunstnotizen. [Rez. d. ersten Vortrags.] – In: Vossische Ztg v. 13. 1. 1860. (ZA 1860)
- Neuendorff-Fürstenau, Jutta: Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze. – In: Schiller-Jahrbuch. 4 (1960), S. 358–376. (ZA 1960)
- Krueger, Joachim: Joachim Schobeß – fünfundsiebzig. – In: Das Stichwort. 27 (1983) 2. (ZA 1983)
- Salzberger, Hilde: Fontane – mit den Augen einer Frau. – In: Chic 4/1977. (ZA 1984)
- Schlenther, Paul [Rez.]: Theodor Fontane, Quitt. – In: Vossische Ztg v. 21. 12. 1890. (ZA 1890)
- Servaes, Franz [Rez.]: Der alte Fontane und sein jüngstes Buch. [Effi Briest.] – In: Die Zeit v. 14. 12. 1895. 4 Sp. (ZA 1895)

4. Fontane in Film, Funk und Fernsehen

- Fontane, Theodor: Unterm Birnbaum. Hörspielfassung. Funkbearbeitung Günter Eich. – Köln: Westdeutscher Rundfunk 1956. 38 S. 30 cm. [Maschschr.] (84/31q = 2)
- Fontane, Theodor: Mathilde Möhring. Film d. DDR-Fernsehens 1983 nach d. gleichnamigen Roman. Regie: Karin Hercher, Szenarium: Anne Habeck. 120 min. Videocassette. (VC 1)
- Fontane, Theodor: Melanie van der Straaten. Film d. DDR-Fernsehens 1982 nach d. Roman L'Adultera. Regie: Thomas Langhoff, Szenarium: Anne Habeck. 122 min. Videocassette. (VC 1)
- Fontane, Theodor: Die Poggenpuhls. Film d. DDR-Fernsehens 1984 nach d. gleichnamigen Roman. Regie: Karin Hercher, Szenarium: Anne Habeck. 66 min. Videocassette. (VC 2)

- Fontane, Theodor: Stine. Film d. DDR-Fernsehens 1980 nach d. gleichnamigen Roman. Regie: Thomas Langhoff, Szenarium: Anne Habeck. 103 min. Videocassette. (VC 1)
- Fontane, Theodor: Unwiederbringlich. Hörspielfassung. Funkbearbeitung Carl Dietrich Carls. [6 Tle.] — Köln: Westdeutscher Rundfunk 1965. 205 S. 30 cm. [Maschschr.] (84/31q = 1)
- Schütz, Helga: Szenarium für d. DEFA-Film „Fontane, Theodor — Potsdamer Str. 134 c“. — o. O. u. J., 36 S., 30 cm. [Maschschr.] (78/88q = 3)
- Vor dem Sturm [Materialien zur ARD-Fernsehserie nach Fontanes Roman]. — o. O.: Beilage zum Pressedienst Deutsches Fernsehen 16/1984. 14 S. 30 cm. (78/88q = 5)

FONTANE-BLÄTTER: Die Fontane-Blätter erscheinen zweimal jährlich und finden Abnehmer in mehr als 20 Staaten. Leser in der DDR bestellen direkt beim Fontane-Archiv. Interessenten aus dem Ausland bestellen über ihren Buchhändler beim Buch-Export, (DDR 7010) Leipzig, Leninstraße 16.

HERAUSGEBER: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon 47 51, App. 120 (Leiter), 133 (Mitarbeiter).

REDAKTION: Dr. sc. Joachim Bienert, Paul Conrad, Dr. Gotthard Erler, Dr. Joachim Göbel, Prof. Dr. sc. Dietrich Grohnert, Dr. Otfried Keiler (Chefredakteur), Dr. Joachim Krueger, Prof. Dr. sc. Helmut Richter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß i. R., Dr. Christa Schultze, Dr. sc. Peter Wruck.

Satz und Druck: VEB (K) Dienstleistungskombinat Potsdam, BT Druckerei, (DDR 1500) Potsdam, Hegelallee 53, Lizenz des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1634, Art.-Nr. 31 782, ISSN 0015-6175

I/16/06 A 1612

LITERATUR-AUSKÜNFTE: Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literatursauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Postfach 59.

BITTE: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

DANKSAGUNG: Im vergangenen Halbjahr wurden dem FAP wertvolle Buchgeschenke aus nah und fern übergeben. Wir danken im Namen aller Benutzer. Die Bände tragen entsprechende Vermerke und stehen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.

FONTANE-ALBTHER: Die Fontane-Albtther sind in zwei Hälften
und haben insgesamt in mehr als 30 Jahren über in der DDR
direkt beim Fontane-Verlag in Berlin
ihren Sitz. (DDR 1000) Postfach 30

HERAUSGEBER: Theodor Fontane-Verlag
(DDR 1000) Postfach 30, Postfach 30, Telefon 41 21, Kap. 100
Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30

REDAKTION: Dr. sc. Joachim Bieder, Paul Conrad, Dr. Gerhard Eber,
Dr. Joachim Göbel, Frank Dr. sc. Dietrich Gröschel, Dr. Gerhard
Christmann, Dr. Friedrich Krüger, Prof. Dr. Heinz Richter, Biblio-
thekar Joachim Schödel, Dr. Dr. Christa Schulte-Danvers, Peter Wank

Satz und Druck: VEB ED Dienstleistungsbetriebe, Postfach 30, Postfach 30,
(DDR 1000) Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30,
Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30, Postfach 30,
Art.-Nr. 31 782, ISSN 0013-8173

LANGE A MIT

LITERATUR-AUSBEWERTUNG: Wissenschaftliche Arbeitsstelle und Freunde des
Werkes Fontane, die Literaturwissenschaftler wünschen sich direkt
an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatbibliothek (DDR
1000) Postfach 30

BITTE: Alle die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch im
Zusatz ein Exemplar ihrer Veröffentlichung einschließlich Dissertationen
und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv
einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentli-
chungen (Verlagsveröffentlichungen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze
und Zeitungsartikel (unter Angabe der Erscheinungsorte und
des Datums). Das Fontane-Archiv ist jederzeit für laufende Hinweise
dankbar.

DANKSAGUNG: Im vergangenen Halbjahr wurden dem VAP wertvolle
Beigaben aus und nach fern übergeben. Wir danken im Namen aller
Benutzer. Die Beigaben tragen entsprechende Vermerke und stehen der
internationalen Öffentlichkeit zur Verfügung.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-
Archivs der Deutschen Staatbibliothek gestattet.